WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.6

Aus der Bibliothek
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
ORBIS
ARTIUM
COPIAE
VIRTUTIS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Feuer-Schutz und -Trutz

Ein Handbuch für Berufs- und freiwillige Feuerwehren, sowie für Freunde unseres Feuerlösch- und Feuerrettungswesens

Von **Molitor.**

Mit 312 Abbildungen im Text. Elegant gebunden Preis 6 Mark.

Dieses neue, vollständige Handbuch der gesamten Feuerlöschkunde ist nicht allein für Fachkreise, für Berufs- und freiwillige Wehren, für Behörden, Verwaltungen, sowie die beteiligte Industrie als wertvolles Buch von Bedeutung, es wird, gleich wie der Ruf „Feuer!" eines Jeden Sinne auf sich lenkt, auch dem großen Publikum die interessante Kenntnis der Einrichtungen vermitteln, welche im Kampfe mit dem verheerenden Elemente nach und nach entstanden sind. „Feuer-Schutz und -Trutz" ist von einem als Autorität anerkannten Fachmann verfaßt. Es enthält alle Fortschritte in der Praxis des Löschwesens und verwertet auch die Ergebnisse der Internationalen Ausstellung für Feuerschutz und Rettungswesen in Berlin 1901.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ● Prospekt gratis.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants empfohlen.

Rioja-Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität, Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine,**
verzollt ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franko gegen Einsendung von **M. 2.70.**

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**
1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

Natur-reinheit garantiert.

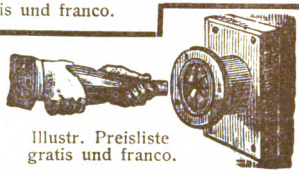
ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59, Baden, u. Kreuzlingen, Schweiz.

Proben und **Preisliste** gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen-Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Beziehung unerreicht da, redact. bespr. in Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.

ZIEGLER & GROSS, Konstanz 59.



Illustr. Preisliste gratis und franco.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union-Sammlung moderner Romane.

Preis jedes Bandes elegant kart. 75 Pf. Geschmackvoll gebunden 1 Mark.

Diese modern ausgestattete Sammlung enthält wirkungsvolle Romane hervorragender Autoren. Wir halten die Bände, welche durchweg eine gediegene Unterhaltungslektüre abgeben, bestens empfohlen.

Bis jetzt sind die nachstehend aufgeführten Bände erschienen:

1. **Richard Voß,** San Sebastian.
2. **L. v. François,** Judith, die Kluswirtin.
3. **Daudet,** Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.
4. **Baldwin Möllhausen,** Das Geheimnis des Hulks.
5. **Iwan Turgenjew,** Rauch.
6. **Konrad Telmann,** Gerichtet.
7. **Ernst Pasqué,** Zwei Eleven Worths.
8. **Edgar A. Poe,** Seltsame Geschichten.
9. **Ouida,** Leiden einer Anstandsdame.
10. **Bret Harte,** Im Walde v. Carquinez.
11. **Ernst Freih. von Wolzogen,** Bafilla.
12. **Maximil. Schmidt,** Glasmacherleut'.
13. **Theodor Dostojewski,** Erniedrigte und Beleidigte.
14. **A. Silberstein,** Hochlandsgeschichten.
15. **Gontscharow,** Eine alltägl. Geschichte.
16. **Max Ring,** Frauenherzen.
17. **v. Sacher-Masoch,** Der kleine Adam.
18. **August Becker,** Das alte Bild.
19. **Gg. Mengs,** Hochsommerzeit war's.
20. **Rudolph Stratz,** Das weiße Lamm.
21. **Pierre Loti,** Mein Bruder Yves.
22. **Jules Claretie,** Noris.
23. **Georg Hartwig,** Das Dorfkind.
24. **Skowronnek,** Die Frau Leutnant.
25. **Pierre Loti,** Azijadeh.
26. **Adelheid Weber,** Die goldene Lore.
27. **Gust. Joh. Krauß,** Ums Geld.
28. **Paul Bourget,** Ihr Schatten.
29. **Bret Harte,** Der Kreuzzug des „Excelsior".
30. **Erlin-Schmeckebier,** Gezeichnet.
31. **Perry White,** Westend.
32. **Gustaf Janson,** Das Paradies.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens

Zu der Humoreske „Die Teufelsmaschine“ von A. O. Klaussmann. (S. 78)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 • Sechster Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WLS, cls
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schiffbruch. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) 7

Die Teufelsmaschine. Humoreske von A. O. Klaussmann 66
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Die Russen in der Mandschurei. Bilder aus dem fernsten Osten. Von Martin Howitz 86
Mit 11 Illustrationen.

Kameraden. Novelle von Lulu v. Strauss und Torney . 108

Aus dem Thyratal. Eine Harzwanderung von Th. Seelmann 146
Mit 8 Illustrationen.

Ihr Erstes. Skizze aus dem Frauenleben. Von Else Krafft 161

Wie man sein Geld verwahrt. Ein Blick in die Schatzkammern der Neuzeit. Von Herm. Giersberg . . . 172
Mit 18 Illustrationen.

Beim neuen Papst. Römische Skizze von Woldemar Urban 195
Mit 3 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein Augenblick, gelebt im Paradiese 203

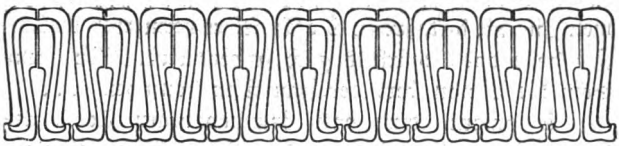
Neue Erfindungen:

I. Ein praktischer Gläserträger 207
Mit 2 Illustrationen.

II. Gabel mit beweglichen Zinken 210
Mit 2 Illustrationen.

Vornehme Gäste 210

Seite
Ameisenbegräbnisse 212
Kinderstubenidyll bei den Kwakiutlindianern . . . 214
Mit Illustration.
Das Fahrgeld nach Brighton 215
Der Haarkauf 217
Goldene Hochzeitsfeiern 218
Vom Meerschaum 220
Verfehltes Inkognito 222
Ein Romanschluss, der ein Menschenleben rettete . 223
Die Anfänge von Monte Carlo 223
Der Photographieapparat im Spazierstock 230
Mit 2 Illustrationen.
Musikalische Spitzbuben 231
Ein kurioses Wandgemälde 233
Gänsekämpfe 234
Gemütvolle Teilnahme 236
Das Telephon im Dienste der Forschung 237
Das öffnende Dekokt 239
Wo man Langeweile kennen lernt 239
Ein Ball der Hunde 240
Die enttäuschte Kleine 240



Schiffbruch.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Durch die Ausrufe der Bewunderung fühlte sich Asta heftig erregt. Es kam ihr so vor, als ob die Menschen ihr aufmerksam ins Gesicht starrten. Sollten sie in ihr das Original des bewunderten Bildes erkennen?

Wenn sie nur fort könnte! Aber eng eingekeilt stand sie zwischen dem sie umdrängenden Publikum.

Mengersky bahnte sich einen Weg durch die Menschenmassen und zog ihren Arm durch seinen. „Was habe ich prophezeit? Großartiger Erfolg!"

Man drehte sich nach dem Paar um.

„Das war sie!"

„Wo?"

„Die blonde Dame in dem grauen Tuchkleid mit dem großen Federhut."

„Ist sie wirklich so hübsch wie das Bild?"

„Mindestens."

„Haben Sie das gehört?" Mengerskys lachende Augen sahen in Astas rosig glühendes Gesicht. „Kom-

men Sie mit fort, wenn Sie Aufsehen vermeiden wollen. Ich habe das Bedürfnis nach frischer Luft. Wir bummeln die Linden herunter dem Tiergarten zu." ...

Sie gingen durch das Brandenburger Tor. Die Sonne lag voll auf den schlanken jonischen Säulen. Die Schutzleute dirigierten mit majestätischen Handbewegungen die Fuhrwerke und Fußgänger, die über den Platz hasteten.

„Jetzt ist Berlin schön, im Sommer ist's schrecklich!" sagte Asta. „Sind Sie gern hier, Herr Mengersky?"

„Ich? Augenblicklich ja. Im ganzen ist Berlin aber keine Stadt für Künstler. Der Militarismus, der Handel dominieren zu sehr. Im Frühling gehen wir nach München. Da sollen Sie einmal Künstlerfreiheit kennen lernen."

„Wir?"

„Ja — Sie, ich und Fräulein Paulsen. Sie werden sehen, wie diese Zusammenstellung das Berliner Konzertpublikum begeistert. Das muß in München wiederholt werden. Übrigens morgen früh gehen Sie gleich zum Photographen — zu Bieber in der Leipzigerstraße — und lassen sich in diesem Kostüm photographieren. Darunter wird geschrieben: Original des Gemäldes von Bengal „Ein Veilchen auf der Wiese stand". Die Veilchenidee muß für unsere Zwecke gründlich ausgeschlachtet werden. Ich sage Ihnen, wenn Sie das erste Mal in Ihrem weißen Kleide das Lied singen, rast das Publikum."

„Mir kommt das alles etwas marktschreierisch vor."

„Ist es auch. Aber was tun? Die Welt will nicht nach verborgenen Talenten suchen. Die vorhandenen müssen selbst nachdrücklich auf sich aufmerksam machen. Später, wenn Sie erst einen Namen haben, ist das alles überflüssig."

„Es ist nicht leicht, Künstlerin sein!“ sagte Asta seufzend.

Mengersky hätte am liebsten laut aufgelacht. Was ahnte dies Kind von den Kämpfen einer ringenden Künstlerseele, was wußte sie von einer in Entbehrungen verbrachten Jugend! Wie er stundenlang in der kalten Dachkammer übte, bis die Finger so steif waren, daß sie den Bogen nicht mehr führen konnten! Was ahnte sie von den bitteren Seelenqualen, wenn andere unbedeutende Talente an die Öffentlichkeit gezogen, mit Lob überschüttet wurden, und ihn nur lauwarme Kritiken flüchtig erwähnten, das Publikum stumm und kühl in seinen Konzerten blieb, in denen er sein höchstes Können, sein tiefstes Empfinden vor den tauben Ohren stumpfsinniger Hörer preisgeben mußte, bis es ihm durch die Aufopferung einer ihm nahestehenden Person gelang, Geld ausstreuen zu können, Geld für Reklame, Geld für Reisen und elegantes Auftreten!

„Ich soll also wirklich mit Ihnen nach München gehen?“ unterbrach Astas Frage seine Gedanken.

„Ja, das sollen Sie!“ Er nahm seinen weichen Filzhut ab. Der Wind strich durch sein lockiges, dunkles Haar. „Wenn der Frühling auf die Berge steigt, dann wollen wir am Starnberger See jodeln, in der kleinen Künstlerkneipe „Backhähnerl“ und „Rahmstrudel“ essen. Wollen S' mithalten — was?“

„Wenn ich dürfte!“

„Wer hat denn etwas dagegen zu reden?“

„Meine Geschwister und —“

Asta stockte.

„Und?“ fragte Mengersky gespannt.

Sie wandte den Kopf befangen zur Seite. „Und mein Bräutigam.“

Mengersky drückte sich den Hut tief in die Stirn.

„Also einen Bräutigam hat das kleine Veilchen auch schon? Wo weilt denn der Herr?"

„Er ist Marineoffizier und macht eine zweijährige Seereise."

Mengersky lachte plötzlich so laut auf, daß die Vorübergehenden sich verwundert nach ihm umsahen. „Marineoffizier — und schwimmt auf dem Stillen Ozean, während Sie in Berlin Konzerte geben! Beneidenswerte Seelenruhe! Lassen Sie den Herrn Bräutigam nur ruhig weiterschwimmen. Diese Liebe scheint etwas wässerig zu sein."

„Herr Mengersky!"

„Was gefällig?"

Sein listiger Gesichtsausdruck brachte sie zum Lachen. Sie konnte ihm nicht böse sein.

„So ist's recht. Lachen Sie, das steht Ihnen reizend. Sie sind zur Lebensfreude geschaffen."

Er ergriff ihre Hand und drückte sie heftig. „Sie sollen nur die heitere Seite unseres Lebens mit genießen: den Beifall und den Erfolg. Wenn Sie sich mir anvertrauen, werde ich den Ernst, die Schwermut für mich behalten. Musik ist die Wurzel aller Künste, sie schließt ein unbekanntes Reich auf, das nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt. In dem Reich lebe ich, und Sie sollen auch hineinsehen. Mich hat meine Kunst entschädigt für Hunger und Armut, Mißachtung, häufiges Mißverstehen — später übertriebenes Lob."

Mengerskys Augen nahmen einen ernsten, fast düsteren Ausdruck an. Er behielt, in seine Gedanken vertieft, immer noch Astas Hand in seiner. Sie standen am Rand des „Neuen Sees". In dem matt gefärbten Wasser spiegelten sich die umstehenden Bäume ganz klar.

„Wünschen Sie sich Erfolge?“ Mengerskys faszinierende Augen hielten Astas Blicke wie gefangen fest. „Dann lassen Sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Man muß wissen, was man will. Möchten Sie Ihren Marineoffizier heiraten, so sagen Sie es offen. Dann braucht der Münchner Plan nicht ausgeführt zu werden.“

„Ich will mit nach München reisen.“

Astas Antwort klang sehr leise. Gedankenvoll sah sie aufs Wasser. Die stille graue Fläche erinnerte sie an den Kieler Hafen. Ein hineingeworfener Stein zog langsam immer weitere Kreise.

„Sie haben gut gewählt!“ Mengerskys Stimme durchzitterte mühsam verhaltener Triumph. „Ich würde an Ihrer Stelle Ihre Angehörigen mit der Tatsache überraschen, nicht lange vorher darüber schreiben und von München aus dem Bräutigam den Abschied erteilen.“

„Briefe erreichen ihn in der nächsten Zeit überhaupt nicht.“

„Desto besser. Wenn er im Hafen dann keinen Brief, sondern nur Zeitungen mit glänzenden Kritiken über Ihre Konzerte findet, wird er wohl wissen, was das bedeutet.“

„Das glaube ich auch.“

„Ich biete mich Ihnen als Impresario an. Alles Geschäftliche, alle Arrangements übernehme ich. Sie sollen nur die goldenen Früchte miternten. Ich dächte, der Vorschlag ließe sich hören.“

„Sie sind sehr gut zu mir!“ Asta sah so kindlich dankbar zu Mengersky auf, daß es ihn rührte und ein wenig beschämte. Er gab ihre Hand frei und trat tief aufatmend einen Schritt von ihr zurück.

Sie fuhr fort: „Oder halten Sie mein Talent für so groß, daß Sie nur um der Kunst willen mir helfen wollen?“

Er verbiß wieder ein Lächeln. „Die Antwort auf diese Frage gebe ich später einmal. Wann? Vielleicht sehr bald in München. Ich will mich aber nicht besser machen, wie ich bin. Ganz objektiv, nur um der Kunst zu dienen, handle ich nicht. Was ist das überhaupt für ein Blödsinn mit der geforderten „Objektivität" des Künstlers. Ich — ich — will leben, leiden, genießen — ein volles Leben, großes Leiden, Kampf, Qual und Sieg — daraus wird der Künstler der subjektive Künstler, der seine Wonne, sein Leid euch vorjauchzen, vorweinen soll. Geht mir doch mit eurer papplednern „Objektivität"!"

„Sie sprechen wie Marka. Die sagte mir auch, durch Leiden erst reifte man zur Künstlerin."

„Marka Paulsen!" Mengersky zog die Schultern hoch. „Ja, sie ist eine große Künstlerin, weil sie ganz Weib ist. Jeden Tag würfe sie ihre Kunst hin — für ihre Liebe."

„Das finden Sie recht?"

„Recht — recht? Beim Künstler fragt man nicht nach Recht und Unrecht. Uns gelten andere Gesetze. Markas Denkungsart ist erhaben."

„Mir rieten Sie doch, meine Liebe der Kunst zu opfern."

„Niemals. Nur Ihren Verlobten sollen Sie aufgeben. Herz und Kunst geraten bei Ihnen nicht in Widerspruch."

„Hier biegt mein Weg ab," sagte Asta gepreßt.

Sie wußte selber kaum, was sie an Mengerskys Worten so aufregte. Ein tiefer, heißer Unterstrom schien durch all seine Reden zu gehen und ihnen einen verborgenen Sinn unterzulegen.

„Ich bringe Sie nach Hause," antwortete er kurz.

Von gleichgültigen Dingen plaudernd, schritt er

neben ihr her. Erst vor der Tür ihres Zimmers verabschiedete er sich. Er nahm ihre Hand, streifte schnell den Handschuh ab mit seinen frauenhaft geschickten Künstlerfingern und drückte seine Lippen auf ihr zartes Gelenk, dann auf jeden einzelnen Finger.

„Auf Wiedersehen, Asta — liebe, schöne, kleine Asta!"

Fräulein Ries steckte in diesem Augenblick ihren Kopf zur Zimmertür heraus.

Asta machte ihre Hand von Mengersky frei.

Wie gejagt lief sie in ihre Stube, warf sich vor dem Bett auf die Kniee und drückte das heiße Gesicht in beide Hände.

Siebentes Kapitel.

„Sind Sie sehr aufgeregt?" Fräulein Ries streifte Asta das weiße Seidenkleid über. Sie erbot sich, bei der Toilette zu helfen, natürlich nur, um „Gefühlsstudien an einer angehenden Künstlerin" zu machen, wie Asta sich ausdrückte. Auf Bett und Stühlen lag der ganze Toilettenapparat herum.

Das alte Fräulein musterte mit geheimer Empörung die eleganten Sachen: reich gestickte Wäsche, seidene Unterröcke, seidene Strümpfe, lange Handschuhe, Taschentuch mit echten Brüsseler Spitzen, Fächer, weißes Plüschcape mit dunklem Pelzbesatz.

„Man muß wirklich hoffen, daß das Konzert gut besucht sein wird. Wie wollen Sie sonst diesen Toilettenaufwand bestreiten, liebes Fräulein v. Hollen?"

Asta machte sich ungeduldig von den an ihr herumzupfenden Händen der alten Jungfer frei. „Natürlich bin ich aufgeregt!" sagte sie mit nervösem Lachen. „Fühlen Sie meine Finger. Eiskalt — nicht wahr?

Vor meinen Augen tanzen lauter runde, rote Sonnen. Und wenn Sie mich fragen, was für ein Lied ich singen soll, ich weiß es wahrhaftig nicht — weder die Worte noch die Melodie."

Marka klopfte an die Tür. „Sind Sie fertig? Wir müssen fahren!"

Sie trat ein und streichelte Astas heißes Gesicht. „Lampenfieber, Kleine? Nur ruhig Blut! Sehen Sie über all die Köpfe hinweg, und singen Sie Ihr Liedchen, wie wenn Sie ganz allein wären."

„Wenn das nur so ginge! Ich habe Angst, solche schreckliche Angst. Ich bringe gewiß keinen Ton heraus."

„Dann bieten Sie wenigstens den Leuten einen angenehmen Anblick. Mengersky und ich sorgen für den Ohrenschmaus. Wegwerfen tut das Publikum sein Geld also nicht," meinte Marka trocken. „Als ich mein erstes Konzert in Moskau gab — das ist lange her:

O schöne Zeit — o sel'ge Zeit,
Wie liegst du fern, wie liegst du weit!

Nehmen Sie Ihre Notenrolle mit, Asta!"

„Mengersky will, daß ich auswendig singe."

„Natürlich, aber Sie müssen sie bei sich haben. Das Gedächtnis könnte Sie im Stich lassen."

„Ich halte Ihnen den Daumen," versprach Fräulein Ries.

„Dann kann uns ja nichts passieren." Marka wickelte Asta in ihr Cape. „Je länger wir hier herumtrödeln, um so schlimmer wird Ihre Angst." . . .

Während der Fahrt sprach nur Marka. Asta antwortete keine Silbe. Sie fürchtete, in Tränen oder in ein krampfhaftes Lachen ausbrechen zu müssen, wenn sie ein Wort erwiderte.

Das Publikum strömte von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen der Philharmonie zu.

„Ausverkauft!“ In großen Buchstaben prangte der Zettel über der Kasse.

„Das ist immer so, wenn Mengersky spielt,“ sagte Marka. Sie führte Asta durch einen besonderen Eingang in das Zimmer der Künstler.

Herr Rosengart rekelte sich dort bereits auf dem Sofa herum.

Mengersky sprach mit seinem Klavierbegleiter in einer Ecke.

Als die Damen eintraten, ging er ihnen entgegen. Rosengart überreichte Marka feierlich ein wundervolles Rosenbukett.

Mengersky hielt Asta einen Veilchenstrauß hin. Sie stotterte mühsam ihren Dank.

Er sah sie prüfend an. „Was ist denn das? Das sieht ja beinahe so aus, als ob Sie Angst hätten? Das wär' noch schöner! Herr Rosengart denkt an alles — er hat uns eine Flasche Champagner bereit gestellt.“

„Auf Ihren ausdrücklichen Wunsch, Herr Mengersky,“ fiel Rosengart ein.

„Da trinken wir schnell einen Schluck.“

Mengersky ging zu dem Champagnerkühler und goß die bereitstehenden Gläser voll. „Angst! Wenn ich Sie begleite — das ist eine persönliche Beleidigung.“

Er hielt Asta das Glas hin. Sie trank es durstig aus. Ihr Hals war trocken. Die Farbe kam in ihr Gesicht zurück.

Vom Konzertsaal her tönte das gedämpfte Sprechen der Menschen wie das Summen eines großen Bienenschwarmes. Stühle klappten unaufhörlich. Die Blätter der Programme knisterten. Die Damenkleider rauschten.

Rosengart zog seine Uhr heraus. „Fräulein Paulsen — darf ich bitten?“

Asta sah mit entsetzten, mitleidigen Augen auf Marka. Wie war es nur möglich, daß diese so gelassen aufstand und mit der Miene völliger Gleichgültigkeit in den Saal ging?

Von Markas Spiel hörte Asta nicht viel — ein Gewirr von Tönen — nur an dem lauten Klatschen merkte sie, wenn ein Stück zu Ende war. Nach dem Adagio aus Beethovens neunter Sinfonie trat minutenlang tiefe Stille ein.

Dies Adagio ist nicht wie von einem sterblichen Menschen ersonnen — es ist der Traum eines verklärten seligen Geistes, der sich halb lächelnd, halb weinend seines Erdenlebens erinnert.

Doppelt laut und stürmisch setzte endlich der Beifall wieder ein.

Mengersky stand auf und bot Asta den Arm. „Kommen Sie!“ sagte er ruhig.

Sie erschrak. „Jetzt schon? Ich dachte, ich finge erst nach Ihnen.“

„Nein. Es ist besser so.“

Am liebsten hätte sie sich an den Tisch, an dem sie lehnte, festgeklammert, aber sie schämte sich.

Als sie den Saal betrat, wurde lebhaft geklatscht. Das galt natürlich nur Mengersky, dem beliebten Künstler. Mechanisch und ohne zu wissen, was sie tat, verbeugte sie sich leicht.

Mengersky setzte sich an den Flügel. Wie fast alle Violinvirtuosen war er auch ein fertiger Klavierspieler.

Er begann ein kurzes Vorspiel und ging dann in die reizende Melodie des so entzückend komponierten Goetheliedes über: „Ein Veilchen auf der Wiese stand.“

Das Publikum tuschelte. Operngläser, Lorgnetten,

Kneifer richteten sich auf Asta. Das war ja das Original des neuen Bildes von Bengal.

„Süß — herzig — bildhübsch — nein, zu reizend!"

Ein Zeichen von Mengersky bedeutete Asta, anzufangen.

Sie setzte ein. Ihre Stimme zitterte bei den ersten Strophen merklich. Sie sang das Lied befangen, nicht halb so neckisch lieblich wie sonst, aber trotzdem entzückte es die Zuhörer.

Man applaudierte, rief da capo, immer lauter und stürmischer fordernd. Man jubelte der Jugend, der Schönheit, dem reizenden Gesamteindruck Beifall. Wirklich, „es war ein herzig's Veilchen", das da vor ihnen stand.

Mengersky begann sein Spiel von vorn. Jetzt sang Asta weit besser. Der Beifall belebte sie.

Das Publikum raste — der Jubel wollte kein Ende nehmen. Auch die folgenden Gesänge, heitere Liebes- und Frühlingslieder, mußten wiederholt werden. Zum Schluß wurde „das Veilchen" so stürmisch wieder verlangt, daß Asta es wirklich zum dritten Male vortrug.

Glühend heiß vor Seligkeit warf sie sich dann im Nebenzimmer Marka in die Arme, ja selbst Herrn Rosengart, der selbstgefällig schmunzelnd daneben stand, hätte sie am liebsten umarmt.

„Gratuliere, mein Fräulein — gratuliere. Geniale Idee mit dem Veilchenlied — kolossaler Erfolg! Machen wir demnächst noch einmal."

Asta konnte nicht antworten. Nebenan schwieg alles.

Feierliche Stille breitete sich aus.

Asta vergaß ihre ausgestandene Angst, ihr Entzücken über den Triumph ... da sang sie wieder — die Zaubergeige des Meisters. Goldene Fäden spann die Violine, Zauberfäden — — dann ein Klingen der

Saiten wie ein letztes spöttisch-süßes Kichern. Mengersky ließ den Bogen sinken. Er verbeugte sich kaum zum Dank, wiederholte auch niemals ein Stück und mochte der Beifall noch so laut toben.

Asta traten Tränen in die Augen. Jetzt schluchzte auch die Geige wieder in einem schwermütigen Adagio, um gleich darauf einen Funkenregen kühnster Passagen den Zuhörern hinzuschleudern.

Mengersky trat in das Künstlerzimmer, ließ das Publikum draußen sich müde klatschen, legte seine Geige in den Kasten und klopfte seinem jungen Begleiter freundlich auf die Schulter. „Sie haben wieder gespielt wie ein Erzengel, mein Hansel! — Adieu, Herr Rosengart, ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren! Wir haben alle vier unsere Sache ganz brav gemacht, was? — Jetzt auf zu Bengals, meine Damen! Professor Bengal hat das um uns verdient. Drei Paar Handschuhe zerklatschte er sicher beim Veilchenlied."

„Ich bin eigentlich sehr müde," meinte Marka zögernd.

„Müde? Angegriffen? — Sie Arme! Dann fahre ich mit Fräulein v. Hollen allein zu Bengals. Ganz enttäuschen dürfen wir die nicht."

Ehe Marka Zeit zur Antwort finden konnte, legte Mengersky Asta ihr Cape um. Er schlug den Pelzkragen hoch. Das blonde Köpfchen hob sich reizend von der dunklen Umrahmung ab.

Er zog sie hastig durch das die Garderoben umdrängende Publikum. Der Hausdiener pfiff. Eine Droschke fuhr vor. Mengersky hob Asta in den Wagen.

Stumm saß er neben ihr. Der durch die Glasscheiben hereinfallende Laternenschein beleuchtete hell ihr zartes Profil.

„Asta!“ sagte er endlich leise und mit von Leidenschaft erstickter Stimme.

Sie wandte sich lächelnd zu ihm. „Habe ich wirklich gut gesungen?“

Er nickte nur.

„Wie dankbar ich Ihnen bin! Wenn ich das je vergelten könnte!“

Ein leises Schluchzen zitterte in der holden Stimme.

„Das können Sie!“ Er faßte ihre Hand. „Lieben Sie mich ein wenig. Weiter will ich keinen Dank.“

Sie schloß die Augen. Willenlos überließ sie ihm ihre Hand, auf die er heiße Küsse drückte.

In dem Torweg der Bengalschen Villa gab Mengersky sie frei. Asta strich sich das verwirrte Haar glatt.

„Verzeihen Sie mir, daß ich mich hinreißen ließ,“ bat er traurig.

Seine Stimmung schlug oft blitzschnell von der ausgelassensten Lustigkeit zur düstersten Schwermut um.

Asta kannte diese Schwankungen schon. Mit einem Lächeln sah sie in sein verdüstertes Gesicht. „Ich habe nichts zu verzeihen.“

„Liebster Engel! — Bleiben Sie mir gut. Sie sollen über keine Formverletzung mehr zu klagen haben. Vertrauen Sie mir! Sie schenken Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen, nur einem Unglücklichen — glauben Sie es mir!“

„Unglücklich? Sie, Herr Mengersky! Ach, wenn ich so singen könnte, wie Sie spielen, ich wäre der glücklichste Mensch von der Welt.“

Er schüttelte müde den Kopf. „Wenn Marka Ihnen etwas von mir — von meinem Leben erzählen will, hören Sie nicht auf sie,“ bat er plötzlich. „Ich allein will Sie einmal in dies Gewirr von Torheit, Schuld, Unglück und Schmerz hineinsehen lassen.“

„Ich werde niemand anhören. Nur was Sie mir selbst sagen wollen, will ich wissen.“

Er legte ihre kleine Hand an seine heiße Stirn. Sie fühlte das Pochen seiner Adern in jeder Fingerspitze.

Beide überraschte jetzt das Anhalten der Droschke vor dem Portal der Villa. Der Lichterglanz blendete ihre an das Dämmerlicht gewöhnten Augen.

Als Mengersky und Asta den Salon betraten, waren die übrigen Gäste bereits versammelt. Ein lautes „Bravo“ empfing sie.

„Wo ist denn Fräulein Paulsen? Kommt sie nicht auch?“ fragte Frau Bengal.

„Sie war zu abgespannt,“ antwortete Mengersky.

Frau Bengal faßte Asta neckisch unters Kinn. „Wohl etwas eifersüchtig auf unser neues Sternchen?“

Mengersky zuckte die Achseln. „Künstlergrillen!“

„Marka bekam heute früh eine Nachricht, die sie erschütterte,“ entsann sich Asta plötzlich. Den Vorwurf der Eifersucht konnte sie nicht auf Marka sitzen lassen, so unbegründet derselbe auch sein mochte. „Sie sagte mir nicht, was es sei, und mich beschäftigte das Konzert zu sehr, als daß ich weiter darüber nachgedacht hätte. Erst jetzt fällt es mir wieder ein.“

Professor Bengal reichte Asta den Arm. Mengersky mußte die Hausfrau führen. Die Paare saßen sich gegenüber an dem großen runden Tisch im Speisesaal. Die Tafel war entzückend dekoriert mit flachen goldenen Schalen in verschiedenen Formen — alle bis zum Rand mit Veilchen gefüllt. Die dunklen, anspruchslosen Blumen wirkten wundervoll auf dem goldig schimmernden Grunde.

„Nächstens haben wir wohl genug von den Veilchen,“ flüsterte van Tielen der neben ihm sitzenden Dame,

einer jungen Schauspielerin, zu. „Das wird ja die reine Veilchenmanie hier.“

„Das Fräulein scheint sich zur Spezialität ausbilden zu wollen,“ entgegnete die Dame. Neidisch sah sie Asta an, der all diese Huldigungen galten. „Sie sollte lieber im Variété auftreten. In die Philharmonie gehört sie nicht mit ihrer kleinen Stimme und dem großen Reklame- und Toilettenapparat.“

Asta hörte nichts von den leisen, boshaften Reden. Um sie herum schwirrte nur lauter Lob und Bewunderung. Professor Bengal war ganz außer sich vor Entzücken, Mengerskys Blicke sprachen deutlich genug. Auch die übrigen Gäste stimmten begeistert in das „Hoch“ ein, das der Gastgeber auf die „neue hoffnungsvolle Jüngerin der Kunst“ ausbrachte. Jeder bat um ein Billett zum nächsten Konzert, bestellte sich ein Lieblingslied.

Der Champagner schäumte in den Gläsern. Vom Wintergarten her tönten weich gedämpfte Walzerklänge einer versteckt hinter den Kamelienbäumen sitzenden Musikkapelle.

Der Duft der Blumen, der Geruch der Speisen, des Weins, alles das lag schwül und schwer in der Luft.

Astas Kopf wirbelte. Sie war froh, als sie nachher im Wintergarten ein kühles, verstecktes Plätzchen fand.

Mengersky setzte sich zu ihr. Er sprach nicht viel, aber jedes Wort klang schmeichelnd wie eine Liebkosung, jeder Blick bedeutete eine Liebeserklärung.

Asta schloß die Augen. Sie hätte ewig hier sitzen bleiben mögen, eingewiegt vom Duft der Blumen, den sanften Klängen des schwermütigen Walzers.

Als sie doch endlich aufbrechen mußte, gab ihr Frau

Bengal den Diener zur Begleitung mit, denn allein dürfe ein junges Mädchen nicht so spät in der Nacht nach Hause fahren.

Mengersky bestätigte das. Er blieb noch auf Frau Bengals Bitten und zog sich nebst einigen anderen intimen Hausfreunden in des Professors „Allerheiligstes", eine altdeutsch eingerichtete Weinstube, die nur durch einen alten, kostbaren Gobelin vom Atelier getrennt war, zurück. Hier kamen dem Professor seine genialsten Ideen, wie er sich ausdrückte. . . .

Asta huschte möglichst leise über den Korridor der Pension. Alle schliefen gewiß längst. Sie schrak zusammen, als sie beim Betreten ihres Zimmers in dem unsicheren Schein ihres matt brennenden Lämpchens eine dunkle Gestalt regungslos an ihrem Bett sitzen sah. Sie stieß einen leisen Schreckensschrei aus.

„Ich bin es, Asta." Marka richtete sich aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf. „Ich habe auf Sie gewartet. Ich wollte noch mit Ihnen sprechen."

Asta gähnte gezwungen. „Ich bin sehr müde."

„Was ich zu sagen habe, ist kurz. Hoffentlich kommt es nicht schon zu spät."

Asta warf ihr Cape auf den nächsten Stuhl. Sie kniete neben Marka nieder und faßte ihre Hände. In dem blassen Mondlicht, das durch die unverschlossenen Fenster drang, sah Markas Gesicht seltsam alt und verfallen aus.

„Asta, Kind — Sie sind sehr jung und unerfahren. Mengersky huldigt Ihnen. Nehmen Sie das nicht ernst. Ein Künstler ist leicht entzückt. Seine Bewunderung hat gleich etwas Maßloses."

„Mengersky bewundert mich nicht maßlos. Ich nehme ihn auch nicht ernst, sondern sehr heiter."

„Asta, spielen Sie mir keine Komödie vor!"

„Weshalb sollte ich das tun?“

„Sie meinen, ich habe kein Recht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen? Nein, ein juristisches Recht habe ich sicher nicht, nur das Recht der Freundschaft — und auch eine gewisse Verantwortung, weil ich Sie bei Bengals einführte, Sie mit Mengersky bekannt machte.“

„Wir wollen nicht mehr von ihm sprechen.“

„Wenn Sie mir versichern können, daß er Ihnen gleichgültig ist — dann sage ich nichts mehr.“

„Gleichgültig! Nein. Wie kann mir solch großer Künstler wohl gleichgültig sein?“

„Gut, verehren — bewundern Sie ihn als Künstler, so viel Sie wollen — das tue ich auch. Den Menschen aber lassen Sie nicht in Ihr Schicksal eingreifen — Sie würden es bitter bereuen.“

„Warum?“

„Weil Ihnen Mengersky nie mehr sein kann, mehr sein darf als der Künstler, zu dessen Genie Sie aufsehen und —“

„Ich will nichts mehr hören, wenigstens nichts Nachteiliges über Mengersky.“ Asta hielt sich die Ohren zu. „Er wird mir selber sagen, was ich wissen muß. Ich mag nicht durch dritte unterrichtet werden.“

„Wie Sie wollen. Ich bin still. Aber merken Sie sich, daß zwischen Ihnen und Mengersky ein Hindernis steht, das sich niemals aus dem Wege räumen läßt.“

Asta glaubte, diese Worte seien eine Anspielung auf ihren Bräutigam. „Ja, ja — ich weiß!“ sie seufzte. „Marka, Sie sehen sehr blaß aus! Sind Sie krank?“ lenkte sie ab.

„Nein — aber ich hörte heute früh, daß Professor Reen seine Frau verloren hat. Das erregte mich wohl

etwas. Er ist sehr allein jetzt mit seinem kleinen Kinde. Er war immer so hilflos in allen äußeren Dingen."

Asta legte den Arm um Markas Schultern und sah ihr tief in die Augen. „Marka, wenn Ihnen die Liebe mehr ist wie Ihre Kunst — dann können Sie ihm ja helfen."

Marka machte sich sanft von dem umschlingenden Arm frei. „Wir haben seit vielen Jahren nie mehr persönlich etwas voneinander gehört," sagte sie ernst. „Ich werde mich ihm nicht anbieten ... und er, er wird es nicht wagen, mir zuzumuten, meine Kunst aufzugeben, um ihm in aller Stille zu dienen."

„Freilich, das kann er nicht verlangen. Das würden Sie wohl auch nie tun."

Marka antwortete nicht. Sie sah still in die blasse Mondscheibe am Himmel. Ein schmerzlicher Zug lag um ihren Mund.

Ohne zu antworten, ging sie dann mit einem stummen Kopfnicken hinaus.

— — — — — — — — — — — —

„Berlin, 10. März.

Liebe Ellen!

Eure Klagen über meine spärlichen Briefe mehren sich. Wenn nur meine Zeit mit diesen Vorwürfen wüchse! Wer hat in Berlin überhaupt jemals Zeit! Alles jagt und hetzt sich ab. Aber es ist doch wundervoll hier. Der Winter war zu himmlisch! Die Morgenstunden übe ich fleißig. Den Unterricht im Konservatorium gab ich auf. Was soll mir Generalbaß nützen? Komponieren werde ich niemals. Ich verlor nur meine kostbare Zeit damit. Fräulein Behr, die berühmte Konzertsängerin, studiert mir jetzt meine Lieder vor den Konzerten ein. Dadurch komme ich viel schneller vorwärts als bei Professor Kunzes ewigen Übungen.

Ich lege zwei Kritiken über mein letztes Konzert bei. Was sagt Ihr zu dem „holden Schmelz" meiner Stimme und der „reizend jugendfrischen Erscheinung" der Sängerin? Es ärgert mich immer ein bißchen, wenn mein Aussehen so hervorgehoben wird. Ich wünschte, man lobte nur die Stimme. Mengersky spielt immer in den Konzerten, bei denen ich singe. Er bestimmt die Wahl der Lieder — sogar meine Toiletten. Neulich sang ich die „Rosenlieder". Ich trug eine blaßrosa Damasttoilette und wilde Rosen im Haar und am Ausschnitt. Ich mußte die Lieder dreimal wiederholen. Am anderen Morgen bekam ich anonym einen wundervollen Rosenstrauß.

Mein Bild steht in allen Schaufenstern der Leipzigerstraße, daneben Mengerskys Rassekopf, die Violine an die Wange gelehnt, und Marka Paulsen an der anderen Seite. Ihr seht, ich bin in guter Gesellschaft. In dieser auserwählten Gesellschaft werde ich in kurzer Zeit nach München gehen, um auch dort in Konzerten zu singen. Im Sommer ziehe ich mit Marka zusammen in die Berge, um mich zu erholen.

Erschrick nicht über diesen Plan, Ellen. Neue Geldopfer verlange ich nicht. Ich nehme jetzt ziemlich viel ein. Freilich, mein Leben, meine Toiletten kosten enorm. Aber ich denke, das ist eine gute Kapitalanlage. Später, wenn ich erst auf festen Füßen stehe, berühmt bin, brauche ich nicht mehr so viel Wert auf mein Äußeres zu legen. Ich hoffe, Dir dann das Kapital zurückzahlen zu können; jetzt freilich bin ich noch lange nicht so weit und muß noch ein Weilchen Deine Schuldnerin bleiben.

Dir verpflichtet bin ich doch, Ellen, nie kann ich es Dir genug danken, daß Du das für mich getan hast. Welch ein Leben ist das jetzt! Meine Vormittage

gehören der Arbeit, Abends gehe ich ins Theater, in Konzerte oder zu Bengals. Durch die fand ich viele Freunde; freilich in ganz anderen Kreisen, wie in denen ich früher lebte. Berlin scheint sich in unendlich viele Zirkel zu teilen, von denen keiner mit dem anderen verkehrt. Ich sehe nur Künstler, Maler, Musiker, Dichter — wenige Beamte, fast nie Offiziere. Von dem Schiffsunglück, das Kiel bis auf den Grund aufregte, sprach hier niemand. In Berlin wird alles schnell vergessen. Kaum ist ein Ereignis in der Presse besprochen, kommt schon ein neues dran, und das erste, das so viel Staub aufwirbelte, ist völlig beiseite gelegt.

Fräulein Ries, nach der Du Dich erkundigst, sitzt wie angenagelt über ihrem Roman. Er wird aber immer langweiliger und wässeriger. Abends liest sie mir manchmal daraus vor. Schrecklich fade, aber sie sagt, das muß so sein. Gott gebe, daß sie ihr Geschreibsel anbringt! Das arme Ding hat so wenig Geld. Marka und ich boten ihr etwas an. Aber sie nimmt nichts — sie ist zu stolz. Manchmal tut sie mir schrecklich leid. Wenn ich zum Konzert fahre in einer hübschen Toilette — ich weiß, das Publikum wird applaudieren, oft ganz maßlos applaudieren für ein kleines Lied — dann sitzt sie in ihrer trübseligen, häßlichen Stube bei der Arbeit und muß alles beschreiben, was sie nie gesehen, nie selbst erlebt oder empfunden hat. Natürlich wird das dürftig, grau und farblos wie ihr eigenes Leben oder so unnatürlich geschraubt und erzwungen.

Am besten singe ich jetzt heitere Lieder. Kennt ihr das reizende Gedicht von Rosegger: „Darf i 's Deandl lieben?“ Das sang ich als Zugabe neulich. Den Tumult hättet Ihr hören sollen! Ich weiß, es ist keine große Kunst, solch Liedel zu singen, aber es ist zu reizend, wenn alle so entzückt sind. Mengersky sagt auch:

„Singen Sie nur, was Ihnen gut liegt und dem Publikum gefällt — für Sie ist die heitere Seite der Kunst und des Lebens.“ — Ach, er ist so gut zu mir! Ellen, wenn Du ihn einmal spielen hören könntest — so göttlich, überirdisch schön! Dem Ton dieser Geige müßte ich folgen noch in meiner Todesstunde, wenn sie mich riefe. Jeder Nerv, jede Faser zuckt an mir bei diesem Spiel vor Entzücken, Wonne, Verzweiflung, Schmerz. Du kannst das nicht verstehen, Ellen, weil Du unmusikalisch bist. Wie viel Dir dadurch entgeht, ahnst Du zum Glück nicht. Mir ist, als würde die ganze Welt stumm sein, wenn ich diese Geigenstimme nicht mehr hören dürfte. Dir kommt das wahrscheinlich exaltiert vor. Vielleicht hätt' ich's besser nicht geschrieben, nun es aber einmal dasteht, mag's so bleiben.

Ich erzähle nur von mir und frage gar nicht nach Euch. Und doch liegt Euer trauriges Leben mir schwer auf der Seele. Oft bin ich freilich zu glückselig, um mich davon niederdrücken zu lassen. Habt nur Geduld: es muß sich alles — alles wenden!

Vielleicht kann ich Euch diesen Sommer noch besuchen, dann heitere ich Kurt auf — und Otto, den lieben Jungen. Ich kann ihn mir gar nicht bedrückt und schweigsam vorstellen, wie Du ihn schilderst.

Herzensjunge, mußt Du denn durchaus zur Marine gehen? Ich finde, das ist solch schrecklicher Beruf. In der Heimat Zwang, Enge, Abhängigkeit. In der Weite Gefahren, Unsicherheit und auch Zwang — stets die unsichtbare Kette, die Dich bindet. Ein wirklich freies, großes Leben führt nur der Künstler. Aber ich will nichts sagen, denn

„In deiner Brust ruh'n deines Schicksals Sterne —“

denen muß man folgen, keinen anderen. —

William Normann erreichen jetzt keine Briefe. Ellen,

willst Du es ihm später schreiben, daß ich Erfolg habe, Künstlerin von Ruf geworden bin? Es war eine übereilte Torheit unsere Verlobung — eine ganz sinnlose Handlung, ohne innere, zwingende Notwendigkeit... wenigstens bei mir.

Er wird es auch überwinden. — Nicht wahr, Ellen, Du sagst ihm das alles — je eher, je besser.

Seid innig umarmt von Eurer Asta."

Achtes Kapitel.

„Wie soll das enden?" sagte Joseph Mengersky laut vor sich hin.

Niemand konnte ihm Antwort geben, denn er stand ganz allein mit seiner Violine im Arm am offenen Fenster seiner kleinen Parterrewohnung in der Schnorrstraße in München.

Ja, wie sollte es enden? Das war schwer zu beantworten, für ihn selbst am schwersten.

Sie kamen gerade noch zu den letzten Tagen des Karnevals in München zurecht. Marka Paulsen, Asta und er. Da wurde die norddeutsche Schwerfälligkeit gründlich abgeschüttelt. Er stürzte sich in das Karnevalstreiben, mit dem ganzen ungebändigten Übermut eines leichtlebigen Künstlers schwamm er in diesem Strom sorglos ausgelassener Fröhlichkeit. Asta riß er mit hinein, während Marka kühl beobachtend ziemlich zurückhaltend blieb. Mengersky und Asta waren bald die Hauptpersonen auf all den Masken- und Kostümfesten. Mit seiner Geige im Arm als „Rattenfänger" zog er alt und jung magnetisch nach sich. Oder er schlug die Zither, in eine echte derbe Tiroler Lodenjoppe und Wadenstrümpfe gekleidet, die Spielhahnfeder auf dem graugrünen Filzhut, während Asta mit lang

herabhängenden Zöpfen in etwas idealisierter Bauerntracht Volkslieder sang.

Der Jubel wollte kein Ende nehmen — alles umdrängte die beiden.

Auch ihre gemeinsamen Konzerte wurden stets vor ausverkauftem Hause gegeben. München ist eben die Stadt der Musik, der Mal- und Baukunst. Die Dichtkunst findet weniger Anklang.

In der kleinen Künstlerkneipe, in der sie täglich dinierten, bildete die „Musik" einen Tisch für sich. Marka und Mengersky wurden dort stets mit besonderer Auszeichnung als große Künstler behandelt. In Asta verliebten sich alle — junge und alte Kollegen. Das Mädel war auch zu reizend. —

Mengersky bis die Zähne übereinander. Ja, zum Tollwerden hübsch war sie in ihrem kurzen, braunen Lodenrock, den sie jetzt immer trug, mit der glattweißen Hemdbluse und dem breiten Ledergürtel, einen Matrosenhut auf dem Lockenkopf — noch tausendmal reizender als in den eleganten Konzerttoiletten.

Es lag über ihrer ganzen Erscheinung der zauberische Duft der ersten Jugend und reinster Unschuld, der Mengerskys Leidenschaft steigerte und doch wieder in Schranken hielt. Hier in München fand niemand etwas dabei, wenn er mit dem jungen Mädchen allein Bälle und Theater besuchte, mit ihr ganze Nachmittage am Starnberger See verbrachte und Abends bis spät in die Nacht hinein in einem der vielen kleinen Biergärten sitzen blieb. Hier sah man viele Pärchen, Kunstenthusiasten beiderlei Geschlechts, die sich über die strenge Etikette der Heimat keck hinwegsetzten. In München konnte man ungeniert tun, was in Berlin Anstoß erregt hätte.

Ohne genau zu wissen, wohin sie trieben, genossen

sie die himmlischen Frühlingstage in der schönen Königsstadt, die Kunst und Natur gleich verschwenderisch ausgestattet hat. Mengersky machte sich selten Gewissensbisse und Skrupel; nur manchmal, wenn Astas Augen mit unbedingt gläubigem Vertrauen zu ihm aufsahen, oder sie eine Äußerung tat, als stünde es ganz fest, daß ihrer beider Zukunft stets die gleiche sein müsse, dann tauchte wie jetzt in der Einsamkeit die marternde Frage auf: „Wie soll das enden?"

Meist genoß er die schöne Gegenwart ohne Nachdenken, küßte ihre Hände, flüsterte ihr Schmeicheleien zu. Nur die Worte: „Sei meine Frau," die sprach er nicht.

Warum? . . .

Weit weg von dieser sonnigen Künstlerstadt, in der engen, dunklen Leschnostraße in Warschau, stand ein schmales, graues Haus mit breitem Giebel und eng nebeneinander liegenden Fenstern. Das bewohnte eine ältliche, dicke, unschöne Frau, die beständig ihren Rosenkranz abbetete, im Hause herumschlurrte, nur Sonntags ein ordentliches Kleid anzog, um in die Messe zu gehen — eine unsaubere, häßliche Person.

Das war die Gattin des berühmten Violinvirtuosen Mengersky, schon seit zehn Jahren seine Frau. In seiner ärmsten, elendesten Zeit hatte er in Warschau bei ihr ein Dachstübchen bewohnt. Er konnte ihr die Miete nicht bezahlen, er hätte nicht existieren können, wenn sie ihm nicht umsonst das Zimmer geheizt, den Tee Morgens, Mittags die Kohlsuppe gekocht hätte. Sie drängte ihn nie, seine Schulden zu bezahlen. Sie war froh, ihm dienen zu können. Für ihre bescheidenen Ansprüche war sie wohlhabend. Sie borgte ihm Geld — ohne zu fragen, zu feilschen, opferte sie den größten Teil ihres Vermögens. Zum Dank heiratete er sie.

Sie war selig. Sie verlangte gar nicht danach, sein Leben zu teilen, nur für ihn zu sorgen, für ihn beten wollte sie.

Er machte Kunstreisen, durchstreifte fast die ganze Erde — sie blieb in ihrer alten, dumpfen Gasse wohnen, überglücklich, wenn er sie einmal im Jahr besuchte.

Mit der Treue eines Hundes hing sie an ihm. Die Zeit seines Besuchs war der Höhepunkt im Jahr. Die Monate vorher und nachher zählten nicht. Nur um diese wenigen Tage drehten sich ihre Gedanken. Wenn ihm die Nationalgerichte, die sie meisterhaft zu kochen verstand, schmeckten, strahlte ihr Gesicht.

Allmählich söhnte er sich mit seiner Heirat, die ihm erst unsäglich peinlich gewesen war, aus. Es wurde ihm schließlich zum Bedürfnis, alle Jahre ein paar Tage in der alten, winkligen Stube zu sitzen; sie erinnerte ihn an die Zeit seiner Entbehrungen. Es war ihm ein angenehmer Kitzel, die früheren Drangsale mit seinem jetzigen Leben zu vergleichen. Es saß sich ganz behaglich auf dem alten, schwarzen Ledersofa, vor der dampfenden Kohlsuppe — das glückselig verklärte Gesicht seiner Frau ihm gegenüber. Sie sprachen nur Polnisch zusammen. Sie nickte einverstanden zu allem, was er ihr erzählte. Wenn er spielte, hörte sie mit gefalteten Händen andächtig zu. Beim Abschied mußte er ein kleines geweihtes Heiligenbild mitnehmen, das sie bei seiner nächsten Heimkehr gegen ein anderes vertauschte. Das Geld, das er ihr schickte, sparte sie sorgsam für ihn auf, denn sie wußte, daß er sonst alle seine großen Einnahmen mit vollen Händen wieder ausgab — und sammelte so im geheimen ein kleines Vermögen. Er fragte nie nach dem Verbleib der Summen. Es war ihm eine Beruhigung, sie an seinem Gewinn teilnehmen zu lassen.

Die wenigsten Menschen ahnten etwas von seiner Heirat, nur Marka hatte er sich einmal anvertraut.

Das war noch vor Jahren gewesen, als seine Heirat ihm wie eine Schande, ein unerträglicher Hemmschuh erschien, und er sich das Wort von ihr geben ließ, nichts zu verraten. Jetzt, mit den Jahren, dachte er anders darüber.

Er war an seine Frau gewöhnt wie an ein zwar ziemlich unbrauchbares, aber unveräußerliches Eigentum. Er hätte es nicht vermocht, sie von sich zu stoßen. Sie genierte ihn ja so wenig. Sollte er zum Dank für alle ihre Opfer, ihre anbetende Liebe sie wie einen überlästigen Dienstboten davonjagen?

Seine ganze feinfühlige Natur sträubte sich gegen diese undankbare, rohe Handlung. Sogar ein gewisser Aberglaube verband ihn mit der Leschnogasse und seiner unschönen Bewohnerin. Er hatte das Gefühl, solange diese treue Seele für dich betet, kann es dir nicht schlecht gehen. In seine wunderliche Weltanschauung paßte ein wenig Aberglauben ganz gut mit hinein.

Asta ahnte nicht, daß er verheiratet war. Oft schwebte ihm das Geständnis auf den Lippen, aber er brachte es nie fertig, sie aufzuklären.

Vorläufig schob er die lästige Auseinandersetzung immer weiter hinaus. Aber einmal würde sie sicher fragen und er antworten müssen. Wie würde es dann enden?

Da war er wieder am Ausgangspunkt seiner Gedanken angekommen und gerade so klug wie vorher.

Nur seiner Geige konnte er all die quälenden Gedanken anvertrauen, sie schluchzte, jammerte, jubelte seine unruhige Seligkeit, seine bangen Zweifel in den strahlenden Sommertag hinaus.

Unter dem Fenster standen die Vorübergehenden still, um dem Spiel zu lauschen.

Ein kecker Jodler unterbrach seine kühnen Passagen. Er ließ den Bogen sinken und sah hinaus. Asta war es. Die Sonne lag voll auf ihrem blonden Haar, ihrer weißen Bluse. Im Gürtel hingen ein paar dunkelrote Rosen.

Sie trat dicht an sein Fenster. „Schau — da steht er noch und spielt, und Marka und ich gehen schon fast eine halbe Stunde in der Schnorrgasse auf und ab. Aber der Herr Mengersky vergißt bei seiner Violine seine besten Freunde und jede Verabredung."

Mengersky legte das Instrument hin und streckte den Kopf weit zum Fenster heraus. „Ich komme sofort — bitt' tausendmal um Entschuldigung."

„Marka und ich haben unsere Köfferchen schon zur Bahn geschickt."

„Zur Bahn?"

„Ja gewiß — wir wollen doch nach Partenkirchen. Haben Sie denn alles vergessen? Wenn wir uns nicht beeilen, kommen wir nicht mehr zurecht."

„Machen wir! Ich werfe meine Sachen schnell in den Rucksack."

„Die Violine auch?"

„Nein, die bleibt zu Haus. In fünf Minuten bin ich da."

Mengerskys Kopf verschwand. In der Tat hatte er die verabredete Partie nach Partenkirchen total vergessen. Aber es schadete nichts — er konnte in unglaublich kurzer Zeit seine Sachen in den Rucksack schnüren, und kamen sie wirklich zu diesem Zug zu spät, so fuhren sie eben mit dem nächsten.

Das Glück war ihnen aber in Gestalt einer kleinen Zugverspätung günstig. Sie erreichten alle drei etwas erhitzt und atemlos noch den Anschluß.

„Das wär a Hetz'!" Der Rucksack flog in das Netz.

Der Zug setzte sich schon in Bewegung. Der Gepäckträger konnte nur noch schnell abspringen.

Mengersky reckte sich. „Ach, das wird uns gut tun — ein paar Tage lang nur Berge steigen, Milch trinken und jodeln. Die Alpenrosen blühen schon — morgen pflücken wir einen großen Strauß. Aber früh aufstehen, meine Damen!"

„Das versteht sich." Astas Augen strahlten. „Wird das schön werden! Jetzt kommen wir in die Berge — Marka, freuen Sie sich nicht auch?"

„Ja, gewiß. Aber mir ist das alles nicht so neu wie Ihnen."

Markas Gesichtsausdruck war in letzter Zeit immer ernst, ihre Stimmung niedergedrückt und apathisch.

„Ich möchte in einem kleinen Bauernhause wohnen," schwärmte Asta.

„Womöglich im Heustadel schlafen," lachte Mengersky, „und früh sich selber die Ziegenmilch direkt in den Kaffee melken, was? Es gibt Genüsse, die sind nur in der Phantasie schön; dazu gehört das Schlafen im Heu und andere allzu ländliche Dinge. Ich ziehe wenigstens eine gute Sprungfedermatratze bei weitem vor, vielleicht weil ich die Hälfte meines Lebens auf einem Strohsack schlafen mußte."

„Auf einem Strohsack — wirklich?"

„Ich war sogar froh, wenn ich den hatte und eine Decke dazu. Durch die dünnen Mauern solcher Dachkammer pfeift der Nordwind höllisch kalt. Die Wände waren oft ganz mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Dazu ein knurrender Magen."

„Sie haben gehungert?" Asta weinte fast vor Mitleid.

Mengersky zuckte die Achseln. „Das ging noch Besseren wie mir ebenso. Richard Wagner ist seinerzeit in Paris dem Hungertode nahe gewesen. Ihn

rettete der ideal gesinnte König dieses Landes — mich meine Violine."

„Und noch jemand anderes," fiel Marka schnell ein. Ihre Augen richteten sich streng auf Mengersky. „Ich fürchte, Sie vergessen das jetzt manchmal."

„Nein, das tue ich nicht," gab Mengersky trotzig zurück. Er steckte die Hände in die Taschen und pfiff vor sich hin. Dann beugte er sich zu Asta, die entzückt zum Fenster hinaussah.

Immer höher wuchs das Gebirge an beiden Seiten auf. Ein feiner, blauer Duft lag über der höchsten Spitze des Wettersteingebirges.

„Auf den Kramer — vielleicht sogar auf die Zugspitz steigen wir. Darunter tu' ich's nicht, meine Damen," meinte Mengersky. „Übrigens weiß ich ein Quartier in Partenkirchen, das die Vorzüge der Sprungfedermatratze mit denen des Heustadels zu vereinen weiß — ein ausgebautes Bauernhäuschen am Ende des Dorfs. Ich hab' vor Jahren schon einmal da gewohnt. Frau Huber, die Wirtin, ist eine brave Münchnerin, bieder, treuherzig und gerieben schlau. Die Aussicht ist herrlich. Viele Fremde kann sie nicht aufnehmen, aber der Touristenverkehr ist ja jetzt noch nicht so schlimm wie in der Ferienzeit."

Marka und Asta waren mit allem einverstanden. Marka aus Gleichgültigkeit, Asta aus vollster Überzeugung, daß alles, was Mengersky vorschlug, mustergültig sei.

Das Haus lag wirklich reizend, halb versteckt im Grünen. Um den hölzernen Balkon rankten rote Kletterrosen und duftendes Geißblatt. Auf den grünen Matten der Bergabhänge weideten Kühe. Die Töne des abgestimmten Glockenspiels schwangen sich wie eine aufsteigende Melodie durch die stille Luft.

Trotzig starr ragten die grauen, zerklüfteten Felswände des Wettersteingebirges zu dem mattgrünlichen Abendhimmel auf. Rosige Wolkenfetzen hingen über den zackigen, schroffen Spitzen.

Die Wirtin kam ihnen mit ausgestreckter Hand aus der offenen Haustür entgegen. „Grüß Gott!"

„Wir kommen gleich mit Sack und Pack, Frau Wirtin," rief Mengersky.

„Machen Sie recht."

„Können wir hier ein paar Tage wohnen?"

„Aber gewiß. Für den Herrn Mengersky ist immer noch ein Platzl frei."

„Und die Damen?"

„Schaffen wir auch."

„Haben Sie viele Gäste?"

„Heuer ist's noch nit so arg. Ein Berliner ist grad abgereist."

„Gott hab' ihn selig."

„Jetzt wohnt nur noch der Herr Professor hier und sein kleines Bübl."

„Doch kein Kindergeschrei?"

„Wo denken S' hin. Das Bübl ist schon bald acht Jahr. So a lieb's Kindl. Hat sein Mutterl verlor'n."

„Tut mir leid, kann's aber nicht ändern. Da muß sich der Herr Professor eben eine andere Frau suchen."

„Das sag' ich auch. Wär' niemand mit ihm angeführt. Der hockt alleweil still über seinen Büchern, da hört man kein ungutes Wörtl."

Die listigen, in Fett verschwommenen kleinen Augen der Wirtin gingen von Asta zu Marka hin und her.

Mengersky lachte. „Na, Frau Wirtin, Sie scheinen mir auch gern Heiraten zu stiften. Warum sind Sie denn alleweil noch ledig?"

„I bedank' mi' schön! Hab' am ersten Mal genug."

„Sollten Sie Ihre Ansicht ändern, lassen Sie es mich ja zuerst wissen. Hauswirt in Partenkirchen wär' ich schon längst für mein Leben gern."

„Der Herr Mengersky ist halt immer noch ein gespaßiger Herr."

Die Wirtin ließ ihre Gäste in den mit sauberem, weißem Sand bestreuten Hausflur treten. Vor den kleinen, fest zugemachten Fenstern blühten Rosmarin und Gelbveigelein in üppigem Flor. Das Muttergottesbild in der Ecke war dagegen ganz mit gemachten steifen Papierrosen dekoriert. Die Wirtin schlug rasch ein Kreuz im Vorübergehen — Mengersky auch.

Asta sah ihn erstaunt an.

„Hier ist das Zimmer für die Damen."

Die Wirtin öffnete mit Stolz ihr Privatgemach, ein großes, dreifenstriges Zimmer mit Plüschmöbeln, Nußbaumschreibtisch und billigen Nippes dekoriert.

Marka riß vor allen Dingen das Fenster auf. Sie trat auf die kleine, schmale Holzveranda. Balsamischer Heuduft schlug ihr entgegen. Auf der Wiese dicht vor dem Haus harkte eine stämmige Magd die Heuhaufen zusammen.

Ein kleiner Junge in dunkelblauem Tuchanzug half ihr dabei.

„Hansel, Hansel — was schaffst denn da?" rief die Wirtin ihm zu.

Der kleine Bursch sah auf. Das blonde Haar klebte an der heißen Stirn, das Gesichtchen war dunkelrot.

„Armes Buberl, immer in dem dicken Jakett! Mußt ja bald umkommen vor Hitz'."

„Ich hab' kein anderes mit, Frau Huber."

Marka ging die kleine Treppe hinunter auf die Wiese. Etwas in dem Kindergesicht kam ihr merkwürdig bekannt vor. Diese breite Stirn mit den fein-

gezeichneten Brauen über den großen hellblauen Augen, deren Blick immer wie in weite Fernen zu schweifen schien, das gerade Näschen, der schmallippige, weiche Mund — wo hatte sie das doch alles schon gesehen?

Sie streckte dem Kind die Hand hin.

„Grüß Gott — wir wohnen jetzt auch ein paar Tage in deinem Haus. Dürfen wir uns in dein Heu legen? Du hast solchen großen Haufen zusammengerecht."

Das Kind nickte. Es schien scheu und verschlossen Fremden gegenüber zu sein.

„Wie heißt du denn?"

Marka strich leicht über das feuchte, glatt anliegende Blondhaar.

„Johannes Reen heiß' ich." Der kleine Junge nahm wieder die Harke auf.

Marka trat erschrocken einen Schritt zurück. „Wo ist dein Vater?" fragte sie ganz leise.

„Vater ist auf die Berge gegangen, für mich war es zu weit. Zum Abendbrot kommt er wieder. Er bringt mir Alpenrosen mit, wenn er welche findet."

„Da freust du dich wohl sehr?" Marka sprach ganz mechanisch. Sie beherrschte sich mühsam. Am liebsten wäre sie vor dem Kinde hingekniet und hätte das kleine, nachdenkliche Gesichtchen mit Tränen und Küssen bedeckt, weil es seinem Vater so ähnlich sah.

„Liese, gehst du schon fort?" rief Hansel. Er sah, daß die Magd ihr Handwerkszeug zusammenraffte.

„Ich muß das Abendbrot richten," rief diese schon auf der Treppe.

„Komm!" sagte Marka. Sie faßte die Hand des Kindes. „Wir wollen alle zusammen im Garten Abendbrot essen. Wir pflücken einen schönen Strauß für den Tisch. Willst du?"

Hansel war einverstanden. Sie gingen an die blühende Rotdornhecke. Marka schnitt einen großen Busch ab.

„Dein Vater hat gern Blumen auf dem Tisch — das weiß ich.“ Sie befreite die Zweige sorgsam von den Dornen. „So, nun lassen wir uns von Frau Huber ein schönes Glas geben. Du sollst sehen, wie hübsch das aussieht.“

Hansels Gesichtchen legte sich in nachdenkliche Falten. „Früher hatten wir auch manchmal Blumen auf dem Tisch, aber seitdem Mutti krank wurde nicht mehr.“

„War sie lange krank?“

„Sehr — sehr lange.“

Die Mundwinkel zogen sich herunter, die großen blauen Augen füllten sich mit Tränen.

Arme kleine Seele! Was mochte das Kind in den langen Monaten gelitten haben?

Marka wechselte schnell das Thema. „Wir sehen beide staubig aus. Weißt du, Hansel, ich bin eine alte Freundin deines Vaters, du kannst ruhig Tante zu mir sagen, oder auch nur Marka, wie du willst. Jetzt geh mit in meine Stube, ich wasche dir die Hände.“

Asta sah erstaunt auf, als Marka mit ihrem kleinen Schützling ihr gemeinsames Zimmer betrat und wie ganz selbstverständlich dem Kind die Ärmel aufstreifte, um die kleinen braunen Hände gründlich abzuseifen.

„Es ist Hansel Reen, Asta, das Kind von Professor Reen.“

„Ach — ist er auch hier?“ Um Astas Mund spielten neckische Grübchen. „Das nenne ich einen glücklichen Zufall! Oder ist es vielleicht keiner?“

„Laß das,“ bat Marka gepreßt. Seit einiger Zeit war das vertrauliche „Du“ zwischen ihnen eingeführt worden.

Unten im Garten deckte Liese den Tisch für fünf Personen. Das etwas derbe Leinentuch war leuchtend sauber. Goldgelbe Butter, schwarzes und weißes Brot, Schinken, Eier und eine riesengroße Satte dicker Milch sahen recht einladend aus. Der Rotdornbusch im hohen Glase prangte in der Mitte des Tisches.

Mengersky warf schon hungrige Blicke auf die Speisen. „Wenn der Professor nicht bald kommt, fange ich an. Mag er sehen, was übrig bleibt."

Aber Marka bat um Geduld. „Ein abgegessener Tisch ist so unappetitlich."

„Da kommt der Vater!" schrie Hansel.

Mit ausgebreiteten Armen lief er einem großen, schlanken Herrn in grauem Touristenanzug entgegen, der eben, von der Dorfstraße kommend, in den Heckenweg einbog. Mit dem Kind an der Hand betrat Professor Reen den Garten.

Mengersky und Asta zogen sich unwillkürlich etwas zurück. Marka ging ihm entgegen. Das Kind mochte ihm wohl schon von der „guten Tante" vorgeplaudert haben. Mit freundlichem Lächeln ging er ihr ahnungslos entgegen. Erst als sie dicht vor ihm stand, erkannte er sie.

Er wollte etwas sagen, aber er brachte kein Wort heraus. Er hielt ihre Hand in der seinen, unverwandt sah er in ihr Gesicht. Wenig verändert erschien sie ihm, denn die Erregung des Wiedersehens färbte ihre Wangen rosig, ließ ihre Augen glänzen. Das weiche, dunkelblonde Haar wehte der Wind in kleinen Locken um ihre Schläfen.

„Marka — Sie hier?" sagte Reen endlich.

„Ja — ich hab' schon mit Hansel Freundschaft geschlossen."

Er strich sich über das leicht ergraute Haar. „Wir haben lange nichts mehr voneinander gesehen."

„Aber doch voneinander gehört. Ich las Ihre Bücher.“

„Und ich die Konzertkritiken,“ fiel Reen ein. „Wie oft mußte ich an die letzten Abende in Moskau denken, wenn Sie mir vorspielten. Ich habe nach Ihren Chopinschen Nokturnos gedurstet, Marka, der Klang lag mir immer im Ohr.“

„Sie haben es nicht vergessen?“

„Ich habe nichts vergessen, Marka.“

Sie beugte sich zu dem Kinde und drückte ihre Lippen in sein weiches Haar. Sie mußte ihre selig strahlenden Augen verbergen.

„Hansel wird hungrig sein.“ Sie nahm die Hand des Kindes. „Wir wollen essen. Darf ich Sie mit meinen Freunden bekannt machen, lieber Professor?“

Ihr leichter Plauderton half ihm seine etwas weltfremde Unsicherheit überwinden.

Mengersky und Asta traten aus dem Hintergrund auf das Paar zu. Die Bekanntschaft wurde durch Mengerskys Liebenswürdigkeit leicht vermittelt.

Asta sah ihre Freundin erstaunt an. War das noch dieselbe Marka, die vorhin so müde und gleichgültig in der Wagenecke lehnte?

Jetzt trat sie schwebenden Schrittes an den Tisch. Mit leichter Hand füllte sie die dicke Milch auf die Teller, reichte das Brot herum und belud Hansels Brötchen mit den zartesten Schinkenscheiben. Das weiche, zärtliche Lächeln, die strahlenden Augen und rosigen Wangen ließen sie um Jahre jünger erscheinen.

Über ihrer ganzen Erscheinung, ihrem Reden und Tun lag mit einem Male ein verklärender Hauch holder Weiblichkeit. Die ernste, herbe Künstlerin trat ganz zurück.

„Seit vierzehn Tagen bin ich schon hier in Parten-

kirchen, wo wir bereits oft und gerne weilten," beantwortete Reen Mengerskys Frage. „Hansi war so blaß und schmal in Marburg geworden, daß ich ihn schnell aufpackte und hierher brachte. Uns beiden tat Luftveränderung not. Unser Häuschen in Marburg ist nicht mehr recht behaglich. Nicht wahr, Bubi?"

Hansel nickte nur. Er kaute zu eifrig an seinem Schinkenbrot.

„Sie wollten gewiß Ruhe haben, Herr Professor, und nun schneit Ihnen solch Künstlervolk in Ihr Stillleben hinein," meinte Asta.

„Ich werde dankbar für Musik sein." Professor Reen sah sehnsüchtig auf Markas schlanke Hände. „Freilich, ein Flügel wird kaum in Partenkirchen aufzutreiben sein."

„Und Herrn Mengerskys Violine blieb in München zurück."

„Schade — schade! Aber Sie wollten sich gewiß alle hier ausruhen."

„Das wohl. Aber ob wir es ganz ohne Musik aushalten können, ist mir sehr fraglich. Unsere Frau Wirtin besitzt eine Zither, die hole ich nachher. Fräulein Asta singt."

„Wie schön wird das werden!" Reens Augen leuchteten, sanfte, geniale Dichteraugen, die kurzsichtig über alles Häßliche im Alltagsleben hinwegsahen, um voller Enthusiasmus das Schöne in weiter Ferne herauszufinden.

„Was Besseres konnte uns nicht passieren. Daß wir dieser Jugendliebe Markas hier in die Arme liefen, ist ein Glücksfall sondergleichen," sagte Mengersky leise zu Asta, als sie nach beendeter Mahlzeit etwas entfernt von den anderen auf der Wiese hin und her gingen.

Die ersten Sterne tauchten mattglänzend auf. Die Formen der Berge erschienen immer gewaltiger in dem unsicher schwankenden Dämmerlicht.

„Hier breite ich das Plaid aus. Wir sitzen dem Paar da drüben außer Seh-, aber nicht außer Hörweite. Nun können sie bei Zitherbegleitung da wieder anfangen, wo sie vor acht Jahren aufhören mußten."

„Glauben Sie, daß das geschieht?"

Mengersky stimmte seine Zither.

„Wir wollen es hoffen — schon unsertwegen."

„Warum?"

„Weil wir dann ungestörter sein können."

Ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, fing er an zu spielen, die bekannte, wehmütige Melodie eines alten Volksliedes:

„Du wirst mir's ja nit übelnehm'n,
Wann i nit mehr zu dir komm'n darf . . ."

Ab und zu sang Asta mit halber Stimme einen Vers leise mit. Die wehmütige Melodie schwebte wie eine leise, rührende Klage zu Marka und Reen herüber. Von der Wiese brachte jeder Luftzug wahre Duftwolken des trocknenden Heus, des reifenden Korns herüber.

Über den Bergen lag der funkelnde Sternenhimmel.

„Hansel, geh jetzt zu Bett," sagte Reen. „Morgen bleib' ich den ganzen Tag bei dir. Wir liegen im Heu, sehen in den blauen Himmel hinauf und denken uns was Schönes — ja?"

„An Mutti im Himmel?"

„Ja, Hansi — ja . . . auch an die." Reen küßte das Kind auf die Stirn, dann schob er es Marka hin.

Sie drückte ihre Lippen auf die Stelle, die sein Mund berührt hatte. Beide sahen der kleinen Gestalt nach, bis sie im Hause verschwand.

„Das Kind hat viel an seiner Mutter verloren," sagte Reen ernst. „Sie lebte ja nur für ihn und ihr Haus. Gut, daß sie jetzt nicht sehen kann, wie ungepflegt und schlecht versorgt beide sind."

„Sie empfinden den Verlust Ihrer Frau sehr bitter?" fragte Marka. Ihr Herz schlug laut.

„In der Seele meines Kindes — ja."

„Und für Sie?"

„Für mich bedeutet ihr Tod nur den Verlust jeden äußeren Behagens, der Ruhe und Ordnung. Sie wissen ja, daß ich seelisch tief einsam in meiner Ehe war."

„Das hat sich in den sieben Jahren, in denen wir uns nicht sahen, nicht geändert?"

„Nein. Wir redeten eine andere Sprache, sahen jedes Ding mit verschiedenen Augen an. Räumlich eng beieinander — innerlich durch Welten getrennt."

„Konnten Sie nicht versuchen, Ihre Frau zu sich heraufzuziehen?"

Er schüttelte müde den Kopf. „Sie besaß kein Organ, um übersinnliche Dinge fassen zu können. Ich konnte nur heruntersteigen — oder einsam bleiben. Da war letzteres besser."

„Hat sie es nie empfunden, wie fremd Sie sich eigentlich waren?"

„Ich glaube nicht."

„Was müssen Sie im stillen gelitten haben!"

„Ich hatte meine Arbeit und die Erinnerung an einen reichen, wundervollen Frühling. . . . Marka, alle Erzeugnisse meines Denkens sind nur die Früchte jener Blütezeit."

„Kann das wahr sein?" Sie legte die Hand über die Augen.

„Ja, es ist so," sagte er einfach.

Atemlos wartete sie auf seine folgenden Worte. Aber er schwieg und sah ernst vor sich hin.

Warum bat er nicht: „Sei meinem Kinde eine Mutter — komm in mein einsames Haus!“ Jubelnd würde sie ihre Kunst, ihr freies Leben hingeworfen haben ohne Klage, ohne den Gedanken, ein Opfer damit zu bringen.

Aber er sprach die erlösenden Worte nicht.

Das Zitherspiel verstummte. Nur die Grillen zirpten noch im Grase.

„Ich habe Ihr Leben nur durch Zeitungsberichte verfolgen können,“ nahm Reen nach einer Pause das Gespräch wieder auf. „Alles Glanz und Triumph.“

„Vom Standpunkt eines Zeitungsreporters aus gesehen — ja. Ich dächte, das Auge eines Freundes könnte tiefer sehen. Von meiner mühseligen Arbeit, den oft verzweifelten Kämpfen, in denen jede Künstlernatur oft vergebens nach Ausdruck ringen muß, von meiner tiefen Herzenseinsamkeit — nein, davon stand in den Kritiken nichts. Auch nichts von dem Durst nach wahrem Verständnis.“

„Wo viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Sie möchten doch gewiß Ihr Künstlerleben mit keinem anderen vertauschen?“

Sie merkte in ihrer Erbitterung nichts von der atemlosen Spannung, mit der er auf ihre Antwort wartete.

„Natürlich nicht,“ sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen ruhig. „Aber es wird kühl — ich muß Asta rufen; die könnte sich auf der feuchten Wiese erkälten.“

Sie stand auf. Reen blieb auf seinem Platz sitzen.

Mengerskys Zither lag achtlos im hohen Grase. Er hatte den Arm um Astas Schultern geschlungen.

Ihr blonder Kopf lehnte an seiner Brust. Der

Mond, der langsam über den Bergen heraufkam, beschien hell ihr liebliches Profil. Er schien ihr etwas zuzuflüstern; ab und zu drückte er seine Lippen leidenschaftlich auf ihren Mund oder in ihr lockiges Haar.

Markas Schritte blieben geräuschlos in dem weichen Grase. Sie stand unmittelbar vor dem Paar, ehe Mengersky sie bemerkte. Mit einem halb unterdrückten Ruf des Unmuts gab er Asta frei, die sich wie ein schläfriges Kind aus süßen Träumen aufrichtete.

„Schon so spät? Wir sollen schlafen gehen? Gut, Marka — ich komme. Morgen ist ja wieder ein Tag — ein himmlisch schöner, sonniger Sommertag."

Der Ausdruck der Glückseligkeit in ihrem süßen jungen Gesicht tat Marka weh. Ohne Mengersky anzureden, legte sie ihren Arm um Asta und führte sie mit sich fort.

Mengersky blieb auf der fast taghell vom Mond beschienenen Wiese stehen.

Einer unbezwinglichen Aufwallung seiner exzentrischen Natur nachgebend, warf er sich plötzlich in das Gras und drückte seine Lippen auf die Stelle, wo eben noch der junge, blühende Körper des schönen Mädchens ruhte.

Die Gräser und Blüten kühlten seine heiße Stirn mit feuchtem Tau.

Neuntes Kapitel.

Goldene Sommertage mit unveränderlich blauem Himmel über grünschimmernden Matten und grauen Felswänden, Herdenläuten, Lerchenjubel und Geißbubenjodeln wohin man ging.

Marka, Professor Reen und Hansel durchstreiften nur die nächste Umgegend. Langsam schlenderten sie

auf den bequemsten Wegen, indes Hansel, die Hände voll Blumen, vor ihnen her sprang.

Mengersky und Asta wagten sich weiter hinauf, hoch hinein in die Pracht der Alpenwelt. Sonnverbrannt, heiß und müde, aber stets sehnsüchtig, neue Schönheiten der Berge aufzusuchen, kamen sie meist erst zum gemeinschaftlichen Abendbrot zurück.

Stillschweigend verlängerte jeder seinen Aufenthalt hier. Aber Mengersky hielt es auf die Dauer nicht ohne seine Violine aus.

Die ließ sich leicht aus München herschicken. Schwieriger war schon der Transport eines Flügels für Marka. Aber schließlich ist für Geld alles zu haben — und so stand denn auch bald ein alter, aber noch wundervoll singender „Bechstein" in Frau Hubers Wohnzimmer. Vor allem verschrieb Marka einen ganzen Posten leichter Blusen und Leinenanzüge für Hansel. Der arme kleine Kerl schmorte förmlich in seinem dicken Tuchkittel.

Reen küßte ihr dankbar die Hand, als er Hansel so vorteilhaft verändert sah. Das Kind lebte förmlich auf. Marka studierte seine Wünsche und Neigungen. Sie verstand es reizend, mit dem kleinen Jungen zu spielen, der bald mit begeisterter Liebe an ihr hing. In Reens Augen traten oft Tränen. Ein unbeschreiblich sehnsüchtiger Ausdruck lag auf seinem Gesicht, wenn er sein Kind von weiblicher Liebe und Fürsorge umgeben sah.

Es rührte ihn tief, diese hochstehende Künstlerin schlicht wie jede andere Frau sich dem Kinde widmen zu sehen. Nein, nicht wie jede andere Frau — ihr ganzes Sein und Wesen war doch viele Akkorde höher gestimmt wie die der nüchternen Alltagsnaturen. Sie würde stets auch das einfachste, ruhigste Leben künstlerisch schön zu gestalten wissen.

Oft, wenn sie in ihrem einfachen weißen Kleide, liebevoll mit Hansel plaudernd, neben ihm her schritt, lag ihm die Bitte auf den Lippen: „Sei mein wie in jener seligen Zeit unserer ersten Liebe. Geh nicht wieder aus meinem Leben fort.“ Aber er fand nicht den Mut, dies auszusprechen. Seine sensitive Natur scheute davor zurück, ein Opfer zu fordern.

Der Tag der Abreise rückte immer näher. Marka erriet den wahren Grund seines Schweigens. Sie merkte, sie mußte selbst die befreienden Worte sprechen, in denen, wie in einem weichen Mollakkord, sich die traurige Dissonanz seines Lebens, die trübe Schwermut des ihren lösen sollte.

Nach einem langen, einsamen Spaziergang saßen sie zusammen auf einer Bank, um auszuruhen. Hansel kletterte am Abhang herum.

„Er wird sich schwer wieder in Marburg eingewöhnen,“ sagte Reen mit einem tiefen Seufzer.

„Warum? Man kann es dort doch auch glücklich und schön für ihn machen. Ein Kinderleben muß so sonnig heiter sein wie ein Maitag. Jede Jahreszeit möchte ich zum Fest machen. Wenn der erste Schnee fällt, brät man Äpfel in der Röhre. Das erste Veilchen im Frühling, der Lerchenjubel über den Saaten — das kann alles zum Freudenfest werden. Man muß es nur verstehen.“

„Solch einem armen Kinde, das Dienstboten überlassen ist, kann man keine frohe Kindheit schaffen.“

„Weshalb müssen Sie ihn denn Dienstboten überlassen?“ sagte sie mit sanftem Vorwurf. „Geben Sie ihn mir! Ich will einen schönen Menschen aus ihm machen. Schön sein — darauf legt man heutzutage gar nicht mehr Wert genug. Schön sein von außen und innen, voll künstlerischen Genießens jeden Augen-

blicks, schön in jeder Seelenregung, in jeder Auffassung und Lebensrichtung. Das ist mein Ideal. Das Wort „schön" hat einen weiten Begriff, gutes, hohes Streben ist darin eingeschlossen."

„Mein Ideal ist das auch. Aber wie soll ich es verwirklichen? In unserer kleinen, verstaubten Wohnung mit faulen, widerhaarigen Dienstboten, da findet sich keine Schönheit. Früher hatte ich wenigstens Ruhe, Sauberkeit und Ordnung."

„Sie sollen sie wieder haben. Alle Fenster will ich weit aufmachen, die Sonne muß herein, Staub und Spinnweben heraus. Frohes Lachen, Kinderjubel soll klingen — das ist doch die schönste Musik. Einfaches Leben und hohes Denken — das sei unser Wahlspruch. Ja?"

Sie reichte ihm beide Hände. „Marka!" Er stand wie im Traum vor ihr. „Du — du könntest deine glänzende Laufbahn aufgeben, um mir in meinem kleinen Haus die Wirtschaft zu führen, mein Kind zu erziehen?"

„Ich will beides tun," sagte sie fest. „Und noch viel mehr. Ich werde dich lieben, dein Kind lieben, euer Leben schön und heiter machen."

„Das Opfer ist zu groß! Deine Kunst —"

„Pflege ich dabei weiter. Meine Musik ist so mit mir verwachsen, da gibt's keine Trennung. Das Konzertegeben bleiben zu lassen, ist kein Opfer. O, du lieber Träumer in deiner stillen Studierstube, du ahnst nichts von der häßlichen Seite unseres Lebens. Hältst du mich für so armselig, daß mir an dem Jubel eines meist sehr verständnislosen Publikums so viel liegt? Was gebe ich auf? Den Staub, die überhitzte Atmosphäre voller Konzertsäle, den Neid, die Reklame, alles Häßliche fällt von meiner Kunst ab — nur das Schöne, Ewige nehme ich mit mir in mein neues Leben, mit zu

dir in dein stilles Haus. — Hansel, komm einmal her!"

Das Kind lief auf sie zu. Mit einem schüchternen Lächeln bot er ihr seine Glockenblumen und Farnblätter, die in der kleinen heißen Hand schon matt die Spitzen hängen ließen.

Marka zog Hansel zu sich heran. „Soll ich mit nach Marburg kommen und bei euch bleiben?"

Hansel nickte eifrig. In seinen großen blauen Augen lag ein glückseliger Ausdruck.

Sie küßte ihn auf die Lider. „Ganz deine Augen!" sagte sie, innig zu Reen aufblickend. „Ich will sorgen, daß diese lieben Kinder- und Dichteraugen nur noch Schönes und Gutes sehen."

Hansel lief wieder zu seinen Blumen.

„Wirst du es auch nie bereuen, Marka?" fragte Reen mit stockender Stimme.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin so lange herumgewandert, jetzt komme ich endlich nach Hause zu dir. Heimatlos war mein Leben, heimatlos meine Seele, seit du von mir gingst."

Stumm saßen sie nebeneinander Hand in Hand und sahen in die sinkende Sonne hinein.

— — — — — — — — — — — —

Abends wurde die Verlobung bei einem Glase Rheinwein gefeiert.

Frau Huber war selig, daß ihr Professor sich bei ihr eine Frau geholt habe. „Hab's mir gleich gedacht, wie ich das Fräulein geseh'n hab'," meinte sie. „Sie war halt gar so lieb mit dem Bübl. Na, mit der ist der Herr Professor nit ang'führt."

Mengersky spielte zur Feier des Tages seine schönsten, schwermütigsten Weisen. „Ein Abschiedsgruß für die scheidende Genossin," sagte er.

Asta umarmte Marka wieder und immer wieder. Sie wünschte ihr herzlich Glück, und doch klang durch ihre Gratulationen eine deutliche Verwunderung hindurch. Es erschien ihr so unglaublich, daß man das herrliche Leben einer Künstlerin aufgeben mochte, um eine kleine Häuslichkeit in Stand zu halten, ein Kind zu erziehen. Da ging es ihr doch besser! Sie konnte ihre Liebe und ihr Künstlerleben vereinen.

Nie kam ihr der leiseste Zweifel an Mengerskys Liebe. Nichts störte ihren blinden Glauben. Wie eingesponnen in ein Netz von goldenen Sonnenfäden genoß sie diese himmlischen Tage. Kein Brief der Ihren, der einen Mißklang hätte bringen können, erreichte sie. Hollens wußten kaum, wo sie augenblicklich war. An William Normann dachte sie fast nie. Ellen würde ihm sicher alles getreu berichtet haben. Damit war das lästige Band endgültig gelöst. Sie suchte jede leise Erinnerung an ihn zu verbannen, und es gelang ihr vorzüglich.

Früh Morgens, oft um sechs Uhr schon, trat sie ihre Bergwanderungen mit Mengersky an. Nur selten nahmen sie einen Führer mit. Er kannte alle Wege und Stege hier wie der älteste Bergsteiger.

Manchmal ruhten sie unterwegs an einem schattigen Plätzchen aus. Asta pflückte Blumen. Mengersky wand einen Kranz daraus, den er ihr in das blonde Haar drückte. Oft sank er in solchen Momenten vor ihr nieder, küßte ihre Hände, ihre kleinen Füße, trotz ihrer Abwehr.

„Laß mich doch! Ich huldige der Schönheit der Königin Jugend.“

Was bedeutete seinen heißen, sinnenbetörenden Liebesschwüren und Küssen gegenüber die blasse Erinnerung ihrer ersten, halbvergessenen Verlobung?

Mengerskys sich oft plötzlich verdüsternde Stimmung, in der er nach solchen Ausbrüchen wortkarg und melancholisch neben ihr her schritt, schob sie auf unberechenbare Künstlerlaunen, ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen.

Markas Verlobung, der die Heirat fast unmittelbar folgen sollte, änderte aber auch Astas Pläne. Aus dem langen Aufenthalt in den Bergen konnte nun nichts werden.

Professor Reen reiste mit Hansel nach Marburg, um alles möglichst in Stand zu setzen. Marka wollte baldigst folgen, um sich dort mit ihm in aller Stille trauen zu lassen.

Vor einem Berliner Winter ohne Marka graute aber Asta, und Mengersky stimmte ihr bei.

„Ich habe ein glänzendes Anerbieten, nach Amerika zu gehen zu einer Konzerttour. Komm mit mir!“ bat er. Insgeheim nannten sie sich jetzt „du“. „Ich kann dir leicht einen guten Kontrakt verschaffen.“

„Nach Amerika?“ Asta überlegte unschlüssig. „Was werden meine Angehörigen dazu sagen?“

„Kind, wenn du bei allen Unternehmungen deine Basen und Vettern fragen willst, wirst du nie selbständig,“ lachte er. „Schlag ein!“

Sie legte zögernd ihre Hand in die seine.

Er trat dicht vor sie hin. „Ich halte sie fest, diese kleine Hand,“ sagte er mit leicht bebender Stimme. „Ich lasse sie nicht wieder los. Es ist für uns beide das beste, Asta, wenn wir in einem anderen Erdteil sind. Wir lassen allen Altweiberklatsch, alle kleinlichen Ansichten in der Alten Welt zurück und fangen ein neues Leben an. Nur ich und du. Willst du?“

„Ich möchte schon.“

„Du mußt! Ich will dir ein Leben schaffen, Kind,

wie du es dir nie träumen ließest. Laß die kleinlichen Bedenken fahren. Denke groß!"

Sein heißer Atem wehte über sie hin. Sie sah in sein interessantes Gesicht mit den schwermütigen Augen. Sie schlang die Arme um seinen Hals.

„Ich will dir folgen bis ans Ende der Welt!"

Mit einem Jubelruf drückte er sie an sich. Der Atem verging ihr fast unter seinen wilden Küssen. „Mein — ganz mein! Gleich fahr' ich nach München zu dem Konzertarrangeur und spreche mit ihm. Anfang September geht's fort. Bis dahin treiben wir uns noch in den Bergen herum." —

Mengersky fuhr wirklich nach einem ziemlich kühlen Abschied von Marka nach München zurück.

Asta erbot sich, Marka beim Packen zu helfen. Der Nachmittag ohne Mengersky wurde ihr lang.

Vielleicht kam er erst morgen früh zurück.

Marka nahm das Anerbieten an. Sie war in letzter Zeit zu ausschließlich mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt gewesen; aber heute, wenige Stunden vor ihrer Abreise, fiel es ihr schwer aufs Herz, in welch gefährlicher Lage sie das junge Mädchen zurückließ. Morgen früh kam Mengersky wieder. Wollten die beiden etwa ganz allein hier wohnen bleiben?

Asta saß auf dem Fensterbrett. Ihre kleinen Füße trommelten gegen die Wand. Sie sah geradezu strahlend hübsch und glücklich aus.

Marka legte ihre Röcke und Blusen zusammen. Astas angebotene Hilfe bestand im Zusehen. Von dem, was sie plauderte, hörte Marka nichts. Sie erwog immer nur, wie sie Asta bewegen sollte, von hier fortzugehen. „Komm mit nach Marburg zu meiner Hochzeit!" bat sie plötzlich ziemlich unvermittelt. Der Ein-

fall kam ihr wie eine Offenbarung vor. „Es ist geradezu herzlos, wenn du mich allein heiraten läßt.“

Asta schüttelte den Kopf. „Ach, ihr seid euch ja beide ganz genug. Zum Überfluß habt ihr Hansel zum Zusehen.“

„Bitte, reise mit mir.“

„Kann ich doch nicht, liebste Marka.“

„Warum nicht?“

„Wenn Mengersky zurückkommt, muß er doch mich wenigstens vorfinden.“

Marka ließ den Koffer ins Schloß schnappen. Sie drehte den Schlüssel zweimal um und verwahrte ihn sorgsam in ihrer Geldtasche. Sie trat zu Asta ins Fenster. „Du kannst doch hier nicht mit Mengersky allein wohnen bleiben, Asta!“

„Weshalb denn nicht? Wir wollen im Herbst eine Konzertreise nach Amerika machen.“

„Ihr beide zusammen?“

„Ja, wir zwei allein.“

Astas lachende Augen erschienen Marka schrecklich in diesem Augenblick. Sie wußte, welch heiße Tränen bald fließen mußten.

„Natürlich heiraten wir vorher.“

„Hat er dir das gesagt?“

„Nein — aber das ist doch selbstverständlich! Er hat mir gesagt, daß er mich liebt, daß wir immer zusammen bleiben wollen, das heißt doch so viel wie, wir heiraten — nicht wahr?“

„Bei anderen Männern ja — bei Mengersky nicht.“

„Warum denn bei ihm nicht?“

„Weil er nicht heiraten kann — weder dich noch jemand anders.“

„Weshalb denn nicht? Er ist doch wohl kein verkappter Mönch?“

„Asta, sei ernst. Was ich dir jetzt sagen muß, wird dich sehr hart treffen."

„Was denn nur?"

„Mengersky ist bereits seit zehn Jahren verheiratet."

„Das ist nicht wahr!"

„Leider doch. Er hat eine unschöne, alte Frau, die in Warschau lebt. Sie half ihm einmal aus bitterer Not. Mengersky wird sie deshalb nie von sich stoßen. Außerdem ist er, wie du weißt, katholisch, und seine Kirche erlaubt keine Scheidung. So wunderbar es klingt: trotz seiner oft sehr frivolen Äußerungen hängt Mengersky an seiner Kirche und auch an seiner Frau mit dem Stückchen seines Herzens, das sich auch nie von Polen, seiner Heimatstadt Warschau, seinem alten Kinderglauben losmachen konnte. Ich hätte dir längst die Wahrheit gesagt, Asta, nur hielt ich ein Versprechen, das ich Mengersky einmal gab, für bindend. Ehe ich dich aber in diesen Abgrund stürzen lasse, breche ich lieber mein Wort."

Asta glitt von dem Fensterbrett herunter. Sie stand dicht vor Marka und legte ihr beide Hände schwer auf die Schultern. In ihr süßes, junges Gesicht gruben sich ein paar Linien, die es auf einmal völlig veränderten. Es erschien Marka wie das einer Fremden — graublaß, mit bitter verzogenem Mund und starr aufgerissenen Augen.

„Asta! Um Gottes willen — sieh nicht so verzweifelt aus!" bat sie. „Trink ein Glas Wasser — beruhige dich! Kind, geliebtes Kind, dir bleibt ja noch so — viel die Liebe deiner Geschwister, die Freude an deinem Gesang. . . . Vielleicht, Liebling — wenn du diesen Schmerz überwunden hast, findest du dich noch einmal zu deinem Verlobten zurück."

Asta ließ ihre Hände von Markas Schultern herab-

gleiten. Sie lachte scharf auf. „Von einer Hand in die andere!“ sagte sie hart. „Weil ich den einen nicht heiraten kann, soll ich mit dem anderen fürliebnehmen? Ein hübscher Vorschlag!“

„Ich meinte ja nur, daß du nach und nach es verwinden wirst, Asta. Komm mit mir! Ich packe schnell deine Sachen. Es ist besser, du siehst Mengersky nicht wieder. Überlaß alles mir. In unserer kleinen Häuslichkeit in Marburg ist Platz für dich, da pflege ich dich gesund.“

„Nein — ich bleibe hier und warte auf Mengersky. Ich will selbst von ihm hören, ob es wahr ist.“

„Asta, ich schwöre dir, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Denkst du, ich werde dich belügen?“

„Nein. Aber die — die Person könnte inzwischen gestorben sein, oder er sich doch von ihr geschieden haben.“

„Das hätte ich gehört.“

„Hast du ihn danach gefragt?“

„Das nicht. Aber wenn er nicht noch an seine Frau gebunden wäre, würde er offen und gerade handeln können. Dies alles sieht nicht nach gutem Gewissen aus. Ich kenne Mengersky, Asta. Ich weiß, welche dämonische Gewalt er über manche Frauenherzen ausüben kann. Geh der Gefahr aus dem Wege.“

„Welcher Gefahr?“

„Ihn noch einmal zu sehen. Er wird dir von seiner Herzenseinsamkeit vorreden — du sollst die Muse seiner Kunst sein und so weiter.“

„Darauf will ich es ankommen lassen. Ich muß ihn doch wenigstens anhören.“

„Ich kenne ihn besser als du. Er wird sich nicht von seiner Frau scheiden lassen, um dich zu heiraten. Er wird dir anbieten —“

„Schweig! Sprich die häßlichen Worte nicht aus!“ fuhr Asta auf. Sie vergrub das Gesicht in beide Hände.

Marka kniete neben ihr nieder und versuchte ihr die Hände wegzuziehen. „Asta, komm mit mir; ich bitte, ich beschwöre dich! Du kannst ja von Marburg aus an Mengersky schreiben.“

„Laß mich allein — du folterst mich.“

„Gut.“ Marka stand auf. „Wenn du meine Hilfe nicht annehmen willst, Asta,“ sagte sie traurig, „so höre wenigstens zum Schluß noch einen guten Rat.“

„Den William Normann zu heiraten und ein „glückseliges, geruhiges Leben“ an seiner Seite zu führen? Ich danke für diesen guten Rat.“

„Du sprichst sehr bitter.“ In Markas Gesicht stieg eine leichte Röte des Unmuts. „Mein Rat betrifft etwas ganz anderes. Er bezieht sich auf deine Kunst.“

Asta ließ die Hände in den Schoß fallen und horchte unwillkürlich auf.

„Auch damit schlägst du einen falschen Weg ein, Kind. Hauptsächlich durch Mengerskys Schuld bist du in diese verkehrte Richtung hineingeraten. So wie du die Sache betreibst, wirst du ein paar Jahre lang, solange du hübsch und jung bist, bewundert — dann aber vergessen werden. Mit jedem Jahr, das du älter wirst, werden die Menschen größere Leistungen von dir fordern, und du wirst sie nicht geben können, denn du bist flach in deiner Kunst geblieben. Die ernste Arbeit fehlt — das Ringen, Leiden, Streben. In einiger Zeit wirst du das Publikum langweilen mit deinen Veilchen- und Rosenliedern. Und was bleibt dir dann?“

„Du selbst hast mir gesagt, daß Reklame zur Kunst gehört.“

„Ja, Herz — weil ich dir einen Erfolg gönnte und

ich dein ganzes Künstlertum nicht ernst nahm. Ich dachte, es sei bloß eine Laune, ein Übergangsstadium zwischen Verlobung und Heirat. Willst du aber dabei bleiben, Asta, so geh auf ein Konservatorium, studiere ernst und fleißig. Du kannst dazwischen in Konzerten singen, weil du schon etwas bekannt bist und nicht ganz in Vergessenheit geraten darfst. Dann wird es sich erweisen, ob du eine Sängerin wirst, die man ernst nehmen kann, oder ob du nur eine hübsche „Spezialität" warst, die die Laune des Konzertpublikums eine Zeitlang in Mode brachte."

Asta antwortete nicht. Markas Worte berührten sie sehr peinlich. In ihrer krankhaft gereizten Seelenstimmung glaubte sie nicht an die bittere Wahrheit derselben. Marka war sicher eifersüchtig auf ihre Erfolge gewesen, wenn sie es sich auch bisher nie merken ließ. Sie mußte durch ihre Heirat aus dem öffentlichen Künstlerleben ausscheiden, und sie konnte es nicht ertragen, Asta so mühelos Bewunderung ernten zu sehen. Die Konzertreise mit Mengersky nach Amerika, die sicher ein Triumphzug wurde, war ihr wahrscheinlich ein unerträglicher Gedanke, weil sie sie nicht mehr mitmachen konnte. Vielleicht erfand sie aus Neid, um Mengersky von ihr zu trennen, die ganze Geschichte seiner Heirat.

Erleichtert, wie befreit von unerträglichem Druck, atmete sie auf.

„Ich will deine Worte überlegen, liebe Marka," sagte sie mit völlig verändertem Gesichtsausdruck. „Du hast gewiß recht, daß ich noch viel lernen muß. Ich bin ja noch jung genug dazu. Aber jetzt meine eben errungene Stellung aufzugeben, wäre mehr wie unklug. Das würde einen neuen mühseligen Anfang bedeuten, nicht wahr?"

„Ohne Mühe erreicht man nichts Großes," antwortete Marka kühl. Sie erriet Astas Gedankengang und fühlte sich verletzt.

Sie sprachen nicht mehr zusammen, bis Marka im Reiseanzug von Asta Abschied nahm. Da konnte sie es doch nicht lassen, das junge Mädchen innig zu umarmen. „Leb wohl, liebes, unvernünftiges Kind!" sagte sie schluchzend. „Denke immer daran, daß unser Haus in Marburg dir Tag und Nacht offen steht. Ich fürchte, du wirst nur zu bald die Wahrheit meiner Worte erkennen."

Vom ersten Teil der Rede fühlte Asta sich ergriffen, aber der Schlußsatz ärgerte sie wieder. Trotzdem küßte sie Marka und versprach bald zu schreiben.

Sie winkte auch pflichtschuldigst mit dem Taschentuch, solange das Gefährt, das Marka und ihr Gepäck zur Bahn beförderte, noch zu sehen war.

Mit einem Gefühl der Befriedigung sah sie es endlich um die Ecke biegen und verschwinden.

„Künstlerneid und Mißgunst — nichts weiter!" dachte sie erleichtert, wenn Markas Reden sie beunruhigen wollten.

Der einsame Abend verging trübselig. Bücher hatte sie nicht bei sich.

In der Nacht schlief sie schlecht. Immer wieder schreckte sie aus unruhigem Halbschlaf in die Höhe.

Blaß und mit überwachten Augen saß sie am anderen Morgen am Kaffeetisch in der Laube, als sie Mengersky in den Garten einbiegen sah. Er schwenkte schon von weitem den Hut.

Asta stand auf. Sie hielt sich am Tisch fest, um nicht zu fallen. Alles schwankte um sie herum.

„Guten Morgen!" Mengersky kam mit raschen Schritten auf sie zu. „Guten Morgen, Liebste, Schönste,

Holdeste! Gleich komme ich wieder, will nur erst den Münchner Staub etwas abbürsten. Diese Hitze in der Stadt! Scheußlich — geradezu scheußlich!" Er atmete tief auf. „Kontrakte hab' ich in der Tasche! Großartig, sag' ich dir! Als Impresario bin ich gar nicht so übel. . . . Aber was machst denn du für ein grandiges Gesicht? Schlecht geschlafen? Oder gar Migräne? Das wär' noch schöner!"

„Schlecht geschlafen habe ich — ja," sagte Asta langsam. Ihr Herz schlug laut und schwer. Sie konnte die Worte kaum hervorbringen. Sie sah ihn nicht an, und doch wußte sie, daß seine schlanke, geschmeidige Gestalt in dem leichten, weißen Sommeranzug sich behaglich dehnte, seine Augen mit zärtlichem Blick auf ihr lagen, sein dunkler Kopf sich malerisch von dem grünen Gewirr der Geißblattranken, die die Laube umzogen, abhob.

Er dagegen musterte scharf durch die halbgeschlossenen Augen hindurch ihr blasses, verstörtes Gesicht. Kein Zweifel — Marka hatte gesprochen, um noch schnell vor der Abreise ihr Gewissen zu erleichtern! Welche Frau kann denn je den Mund halten? Narr, der er war, ihrem Versprechen zu trauen!

Nun, schließlich erleichterte ihre Schwatzhaftigkeit ihm eigentlich nur die Aussprache, die, wenn er nicht ehrlos handeln wollte, doch nicht gut zu umgehen war.

„Ich komme gleich wieder," sagte er langsam. „Wir müssen uns aussprechen, Asta. Aber hier, so dicht am Hause, könnten indiskrete Ohren uns belauschen. Willst du zur nächsten Bank auf der Wiese gehen? Da, wo Marka und ihr Professor immer saßen — ja? Ich komme sofort nach."

Ohne Antwort, nur mit einem stummen Kopfnicken ging sie ihm voran.

In Gedanken versunken, die Arme um die Kniee geschlungen, saß sie auf der Bank und wartete.

Er stand schon einige Sekunden neben ihr, ehe sie ihn sah. Er faßte nach ihrer Hand. „Asta, was hat dich so verändert? Was ist in der kurzen Zeit mit dir vorgegangen? Warum bist du so stumm und blaß?" fragte er ungestüm.

„Marka hat mir etwas gesagt. Ich glaube es aber nicht eher, als bis du es mir mit deinem eigenen Munde bestätigst. Ich kann — ich will es nicht glauben!"

„Was hat Marka dir gesagt?"

„Du wärst verheiratet. Irgendwo in Polen lebte deine Frau. Das ist doch nicht wahr — das kann nicht wahr sein?"

Er setzte sich zu ihren Füßen ins hohe Gras und lehnte den dunklen Kopf an ihre Kniee. „Und wenn es nun doch Wahrheit wäre, Asta?"

Mengersky sprach sehr leise. Er fühlte ihre Kniee zittern wie bei einem plötzlichen schweren Schlag, der unerwartet hinterrücks trifft. Er hob den Kopf und sah sie an, konnte aber den Anblick ihres schmerzlich verzogenen Gesichts nicht ertragen und verbarg den Kopf wieder in ihrem Kleide. Erst als er fühlte, daß ihre Hand kalt und schwer auf seinem Haar lag, richtete er sich auf.

„Asta, ich liebe dich — nur dich!" beteuerte er. Er nahm ihre Hand von seinem Kopf herunter und behielt sie zwischen seinen Fingern. „Nimm es nicht so schwer. Außer Marka weiß kaum jemand in Deutschland etwas von meiner Heirat. In Amerika ahnt erst recht niemand etwas davon. Du wirst überall als meine Frau gelten."

„Aber ich bin es nicht!"

„Du wirst mein ganzes Glück, die Muse meiner Kunst sein."

Asta lachte schrill auf. Marka hatte diese Wendung richtig prophezeit! „Du könntest dich ja von deiner Frau scheiden lassen! Wenn du mich wirklich liebst, so —"

„Das kann ich nicht, Asta. Wir Katholiken sind für immer gebunden. Und dann — ich weiß nicht, ob Marka es dir auch gesagt hat — ich bin meiner Frau viel Dank schuldig! Die alte, treue Seele verdient es nicht, daß ich sie von mir stoße. Es wäre ihr Todesurteil!"

„Wenn sie hört, daß du mit einer anderen Frau lebst, muß das doch ebenso schmerzlich für sie sein!"

„Das erfährt sie nicht. Wie soll ich aber eine neue Ehe eingehen, ohne ihre Einwilligung zur Scheidung zu erlangen? Das kann ich ihr nicht antun! Verlange alles von mir, nur das nicht."

Sie sah starr über ihn hinweg.

„Asta, sieh mich an!" bat er. „Du liebst mich ... ich liebe dich. Du sollst meinen Ruhm und Reichtum — alles Schöne, allen Glanz meines Lebens teilen. Ich will dich anbeten für das Opfer, das du mir bringst. Ich schwöre dir, daß ich nie aufhören werde, dich zu lieben, daß ich dich, sobald meine Frau stirbt — sie ist ja viel älter als ich — heiraten werde. Vor der Welt, die nichts von meiner Ehe weiß, giltst du auch jetzt schon für meine Frau. Nun, sei nicht klein, wäge und grüble nicht lange."

Sie legte die Hand an die Stirne. Recht, Unrecht, Schuld, Treue — alles waren nur Worte, leere Begriffe. Er drehte und wendete sie nach Belieben.

Ein gräßlicher Schmerz wühlte in ihrem Herzen. Wenn er sie wirklich geliebt hätte, würde er nicht wagen, ihr das zu bieten: ein Leben im Glanz und Luxus und doch ein Leben der Sünde, des Betruges.

Ihre Empörung besiegte ihren Schmerz. Sie machte sich von seinen Armen frei und stand auf. „Ich muß

sehr tief in deinen Augen gesunken sein!" Ihre Stimme zitterte. „Sehr tief, daß du mir solche Vorschläge zu machen wagst!"

„Sehr tief! Sehr hoch stelle ich dich! Hoch über banale Ansichten. Sehr groß denke ich von deiner Liebe."

„In der Tat — zu groß, wenn du glaubst, ich könnte das verwinden."

„Asta, steh nicht so kalt und fremd vor mir!"

„Wir müssen uns doch von heute an kalt und fremd gegenüberstehen."

Aber er schlang seinen Arm um sie und drückte ihren Kopf fest an seine Brust.

Sie lag eine Sekunde willenlos in seinen Armen, dann machte sie sich sanft los. „Wir wollen uns keine bitteren Worte sagen. Du wählst deine Frau — ich gehe."

„Asta, ich wähle sie nicht — ich kann sie nicht wie einen Hund davonjagen. Was willst du denn anfangen ohne mich, Kind? Deine Verlobung ist so gut wie aufgelöst, bei deinen Verwandten fühlst du dich unglücklich!"

„Mir bleibt meine Kunst."

Er lachte hart auf. „Deine Kunst! Glaubst du wirklich, daß dein niedliches Stimmchen, dein Salontalentchen Kunst ist?"

Asta wurde sehr blaß. „Ich habe doch so viel Erfolg gehabt?"

„Mit mir — ja. Versuche es einmal, ohne mich zu singen! Vielleicht applaudiert man deinem hübschen Gesicht zuliebe noch ein paarmal — dann ist's zu Ende."

Das war in härterer Form noch einmal Markas Urteil.

„Früher sprachst du anders." Ihre Lippen zuckten. Ihr war, als ob seine grausamen Worte ihr vollends den Boden unter den Füßen fortzögen. Langsam glitt sie immer tiefer in einen bodenlosen Abgrund, in graues Nichts hinein. Jeder Halt, jede Stütze, nach der sie

verzweifelt haschte, zerfloß wie Nebel — ihre Hände griffen in die leere Luft.

„Du bist diesen Winter über Mode gewesen, weil es mir paßte, dich dazu auszuwählen," fuhr Mengersky schonungslos fort. „Mit wem ich Konzerte gebe, dem wird allemal applaudiert, den reiß' ich eben mit durch. Wenn du aber glaubst, daß teure Toiletten, ein helles Stimmchen und ein hübsches Gesicht zur Künstlerin ausreichen — da fehlt denn doch noch viel. Du wirst stets Dilettantin bleiben."

„Was fehlt mir denn zur Künstlerin?"

„Alles — oder wenig, wie man's nehmen will! Die armselige Kindheit fehlt dir, eine bittere Jugend — das harte, qualvolle Ringen, um das eine zu erreichen ... Ach was — erklären läßt sich das gar nicht."

„Und trotzdem ich nur Dilettantin bin, wolltest du mich mitnehmen auf deinen Konzertreisen? Hätten meine dilettantischen Leistungen nicht den Kunstgenuß abgeschwächt?"

„Im Gegenteil — erhöht! Bei meinem Spiel hätte das Publikum wahre, große Kunst genossen, bei deinem Gesang sich von dem schweren, überwältigenden Eindruck ausgeruht. Dem Kenner ist solch ein Gegensatz reizvoll, der naiv Genießende nimmt alles dankbar hin."

Asta stand einige Sekunden stumm und blaß vor ihm. Ihr war, als hätten seine letzten Worte etwas in ihr zerbrochen.

Er besann sich auf eine Einlenkung. Sie tat ihm leid in ihrer bitteren Enttäuschung. Aber ehe er sich noch besinnen konnte, wandte sie sich ohne Laut, ohne Gruß zur Seite und ging rasch dem Hause zu.

Er wollte ihr erst nachgehen, aber dann besann er sich anders. Es war vielleicht besser, sie beruhigte sich in der Stille. Wenn er nach einem längeren Spazier-

gang zu ihr kam, noch einmal ruhig, liebevoll bittend mit ihr sprach, würde sie sich doch noch seinem Wunsch fügen.

Als er aber am Nachmittag nach einem anstrengenden Marsch zu Hause anlangte, stand nur Frau Huber vor der Tür.

„Also Sie komm'n doch wenigstens noch, Herr Mengersky! I hab' schon denkt, Sie wären mir auch ausg'ruckt?"

„Ich? Wieso denn?"

„Na, das Fräul'n Asta hat doch gleich nach'm Frühstück wie toll ihr Sach' ein'packt, Geld hing'worfen und fort!"

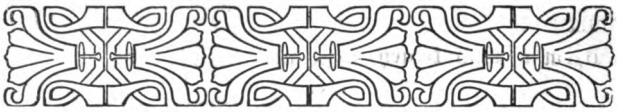
„Nach München wohl?" Mengersky biß sich auf die Lippen vor Ärger. Dieser Trotzkopf! Nun mußte er ihr in der Hitze nachfahren und sie zurückbringen.

„Na, nit nach München, direkt zu Haus zum Bruder. Sie käm' nie wieder, hat sie gesagt, und singen tät sie auch nit mehr. Dabei hat sie ausg'schaut wie unsere Muttergottes mit den sieben Schmerzen. Alleweil denk' i, man hat die Gäst' noch a Weil' — da fliegen s' schon wieder auseinander. — Was woll'n denn der Herr Mengersky zum Essen hab'n? Ein Brathänderl is schnell g'richt't."

„Nichts. Ich fahre mit dem Abendzug nach München. Was soll ich hier noch," antwortete Mengersky unwirsch. Er warf die Tür ins Schloß. „Diese Närrin!" Seine Lippen waren ganz weiß vor Schmerz und Zorn.

„Hab' i's nit g'sagt? Nun geht der auch!" brummte Frau Huber übellaunig. „Ist halt a verdrehte G'schicht' mit dem Künstlervolk. A Schraub'n is ihna alleweil a bissel locker im Köpfl."

(Fortsetzung folgt.)



Die Teufelsmaschine.

Humoreske von A. O. Klaussmann.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Sie kennen doch dieses moderne Gefährt, Automobil genannt, eine Erfindung, die entschieden aus der Hölle stammt, denn sie hat alle Leute in Aufregung versetzt, selbst unsere Sprachgelehrten, die sich über einen Ersatz für das schreckliche Wort „Automobil" nicht einigen können. Den Leuten übrigens, die sich Hals und Beine bei der Sache gebrochen haben, wird es ziemlich gleichgültig sein, ob dies durch eine Kraftmaschine, ein Aut, einen Selbstfahrer oder durch einen Motorwagen geschah. Ich selbst bin von Anfang an kein Freund dieser Neuerung gewesen, weil sie zu viel Skandal macht und sich außerdem in gar zu schlechten Geruch setzt. Ich habe mich mein Leben lang nicht mit technischen Dingen beschäftigt — leider. Aber ein Jurist hat heutzutage so viel zu lernen, daß er keine Zeit mehr übrig hat, um sich auch noch um technische Dinge zu kümmern. Warum solch ein Automobil von selber läuft, wodurch es in Bewegung gesetzt wird, und wie man es behandeln muß, damit es nicht wild wird oder an der unrechten

Stelle stehen bleibt — von dem allen hatte ich bis vor kurzem absolut keinen Begriff, denn ich war überzeugt, ich würde nie etwas mit einem Automobil zu tun bekommen.

Aber der Mensch soll nichts verschwören.

Ich saß als Assessor beim Amtsgericht in Niederheim und erwartete sehnsüchtig meine Beförderung zum Amtsrichter, damit meinem unbesoldeten Dasein endlich ein Ende gemacht werde. Da kam eines Tages ein neuer Kollege zu uns, ein liebenswürdiger, netter Mensch, namens Werneburg, der viel überflüssiges Geld besaß und auch ein Automobil mitbrachte. Ich führte Werneburg in die Gesellschaft ein, war ihm auch beim Einarbeiten am Gericht behilflich, und er faßte zu mir bald eine freundschaftliche Zuneigung, die aber leider durch sein Automobil wieder in die Brüche gehen sollte, denn nach meinen Erfahrungen ist das nun einmal eine Teufelsmaschine.

In Niederheim erregte Werneburg mit seinem Automobil riesiges Aufsehen. Die Bauern in der Umgegend waren noch ziemlich unzivilisiert, und als er seine ersten Ausfahrten unternahm, wäre er beinahe von den Landleuten, die seine Maschine in natürlichem Instinkt für Teufelswerk hielten, gelyncht worden.

Eines Tages sagte Werneburg zu mir: „Lieber Kollege, morgen gibt's auf dem Gericht nichts zu tun, und ich möchte eine kleine Spazierfahrt machen. Wollen Sie mit? Heutzutage muß doch jeder gebildete Mensch wenigstens einmal mit dem Automobil gefahren sein. Ich hole Sie gleich nach Tisch ab, wir machen eine kleine Rundfahrt in der Umgegend und sind Abends bei guter Zeit wieder zu Hause."

Ich begriff, daß man über die neue Maschine wenigstens etwas müsse reden können, und da ich überzeugt

war, es würde mir bei den jungen Damen ein gewisses Relief geben, wenn ich von wilden Automobilfahrten mit entsetzlichen Lebensgefahren erzählen könnte, sagte ich ohne weiteres zu. Ich ahnte ja nicht, was mir bevorstand.

Aber der Mensch versuche die Götter nicht!

Gleich nach Tisch holte mich Werneburg ab. Das Automobil war wunderhübsch rot lackiert, die Metallteile waren vernickelt, alles blitzte und sah äußerst einladend und verlockend aus. Während Werneburg mir seine Höllenmaschine vorstellte, sammelte sich die ganze Jugend des Städtchens um uns an, und als wir abfuhren, geschah das unter jubelndem Hallo. In der Stadt fuhren wir natürlich langsam, denn als Männer

des Gesetzes durften wir uns nicht gegen die Fahrordnung vergehen.

Dieses langsame Fahren aber sollte doch unser Unglück sein. Wir waren nämlich noch keine drei Straßen weit, als Werneburg plötzlich sagte: „Da drüben geht Fräulein Scheffler."

Das gab mir einen Stich ins Herz, sogar einen sehr tief gehenden Stich.

Werneburg lenkte sogleich seine Maschine nach dem Trottoir hinüber, auf dem Fräulein Scheffler ging, hielt mit einem Ruck und rief, seine Mütze schwenkend: „Guten Tag, gnädiges Fräulein! Wohin des Weges?"

„Ich will zum Bahnhof," antwortete Fräulein Leonie Scheffler und hatte dabei nur für Werneburg Augen. Meinen Gruß beachtete sie gar nicht, und ich hatte auch nichts anderes von ihr erwartet.

„Ich will Onkel und Tante besuchen drüben in Schmiedefeld. Der Zug geht freilich erst in einer halben Stunde," fuhr sie fort.

„Mein gnädiges Fräulein," rief Werneburg, „das trifft sich ja herrlich. Mein Kollege und ich machen einen Ausflug in die Umgegend, und unser Weg führt über Schmiedefeld. Wollen Sie nicht lieber mit dem Automobil fahren? Wir sind viel früher da als der Zug, und da ich die Ehre habe, Ihren Herrn Onkel und Ihre Frau Tante zu kennen, liefere ich Sie unversehrt bei den Herrschaften ab und mache dabei auch meinen Besuch. Hoffentlich macht es Ihnen Vergnügen, auch einmal auf einem Automobil zu fahren, gnädiges Fräulein."

Fräulein Leonie schien zu überlegen, und ich merkte, daß mich ihr Blick streifte. Es war aber kein liebenswürdiger Blick. Dann sagte die junge Dame vorsichtig:

„Sie werden aber jedenfalls zu schnell fahren, und wir verunglücken am Ende gar.“

„Wo denken Sie hin,“ wehrte Werneburg ab, „wie werde ich Sie denn gefährden! Nein, ich fahre ganz vorsichtig. Sie können neben mir Platz nehmen auf dem Vordersitz, und, sollte ich Ihnen zu rasch fahren, so haben Sie es ja in der Hand, einfach in das Steuerrad zu greifen und den Wagen langsamer gehen zu lassen. Ich habe gefunden, Damen haben ein großes Verständnis für das Lenken dieser Kraftwagen.“

Wahrscheinlich weil Fräulein Leonie nicht neben mir, der ich nun in die hintere Abteilung des Wagens zu steigen hatte, zu sitzen brauchte, erklärte sie sich plötzlich zum Mitfahren bereit. Ich sprang vom Wagen, um ihr auf den Vordersitz zu helfen, aber Fräulein Leonie tat, als wäre ich Luft. Sie nahm die Hand, die Werneburg ihr reichte, und schwang sich leicht zu ihm hinauf. Ich kroch gedemütigt auf meinen Hinterplatz, das Automobil tutete mehrere Male hintereinander seinen Warnungsruf, die Straßenjugend, die sich wieder bei uns angesammelt hatte, schrie Hurra, und wir fuhren weiter.

Am Ausgang der Stadt befindet sich eine Schlosserei, und Werneburg, der bis dahin sehr vorsichtig gefahren war, hielt plötzlich. „Sie entschuldigen, Fräulein Scheffler,“ sagte er, „ich will nur einmal zum Schlosser hinein und mir einen Schraubenschlüssel mitnehmen, den ich zur Reparatur hier habe. Mein Automobil ist zwar in tadellosem Zustande, aber es könnte doch vielleicht bei der Rückfahrt nötig sein, ein paar Schrauben fester anzuziehen, und ich will daher lieber nicht ohne Schraubenschlüssel fahren.“

Dann stieg er ab und ging in die Schlosserei hinein. Ich blieb mit Fräulein Leonie allein. Ich hustete, weil

ich hoffte, sie würde sich umdrehen, aber sie beachtete mich nicht, und mir war recht erbärmlich zu Mute. Hätte ich mich nicht geschämt, so wäre ich längst abgestiegen und hätte mich seitwärts in die Büsche geschlagen. Nur nicht länger in der schrecklichen Lage eines mißachteten Verbrechers hinter der jungen Dame sitzen, die so ganz und gar keine Notiz von mir nahm!

Ja, ich war ein Verbrecher, ein sehr schwerer Verbrecher sogar, das wußte ich selber, und wenn Fräulein Leonie mich schlecht behandelte, so hatte ich es verdient. Kulissenfieber und Champagner sind böse Dinge, besonders wenn sie gleichzeitig auf einen Menschen einwirken, und hatten mich vor kurzem erst in eine schauderhafte Patsche gebracht.

Man hatte mich für das Liebhabertheater gepreßt und mir eine kleine Rolle aufgezwungen. Ich hatte noch nie in meinem Leben gemimt und nur eine dunkle Ahnung, daß man sich dabei scheußlich blamieren könne, aber ich sagte zu, und zwar lediglich deshalb, weil ich hoffte, mit Fräulein Leonie auf den Proben öfters zusammenzukommen, denn ich interessierte mich außerordentlich für die junge Dame. Alle Unannehmlichkeiten, die die Proben schon brachten, wie das Auswendiglernen, auch die Grobheiten, die mir der Regisseur — ein wirklicher Schauspieler — während der Proben sagte, nahm ich mit in den Kauf, überstand ein achttägiges Kulissenfieber, schon bevor die Sache wirklich zum Klappen kam — alles, um mit der Angebeteten meines Herzens zusammensein zu können. An dem Sonntag, an dem die Aufführung stattfand, aß ich nicht einen Bissen und lief umher wie ein Mensch, der gehenkt werden soll. Bevor das Theaterspielen losging, trank ich aus Angst mit einem anderen Mit-

spieler, einem Artillerieoffizier, zwei Flaschen Sekt, wovon der größte Teil auf mich kam. In einem Zustand halber Bewußtlosigkeit trat ich auf die Bühne und brachte meinen Spruch an.

Es lief alles vortrefflich ab, ich erhielt sogar Applaus. Das verdrehte mir, zusammen mit dem zu viel genossenen Champagner, vollständig den Kopf. Als ich die Bühne verließ, um mich durch den halbdunklen Gang, der hinter der primitiven Bühneneinrichtung zur Herrengarderobe führte, zurückzuziehen, begegnete mir Fräulein Leonie. Sie trug ein reizendes Rokokokostüm und wollte soeben auf die Bühne gehen. Sie sah mit der weißen gekräuselten Perücke und in dem Kostüm so entzückend aus, daß ich unter der Einwirkung meines Bühnentriumphes und des Sektes einen nichtswürdigen Überfall auf sie beging, indem ich sie plötzlich umarmte und küßte. Ich bekam eine recht energische Ohrfeige dafür, und das verblüffte mich so, daß ich ganz besinnungslos die Worte stammelte: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, es war ein Irrtum, es liegt eine Verwechslung vor!“

Dann verschwand ich in der Herrengarderobe und blieb hier glücklicherweise eine ganze Zeitlang allein, um mich mit meiner Niederlage abzufinden.

Trotzdem ich mich entschuldigt hatte, und Fräulein Leonie nun annehmen konnte, das Attentat hätte ihr gar nicht gegolten, beachtete sie mich von diesem Tage an absolut nicht mehr. Ich hatte zuerst gefürchtet, nein gehofft, sie würde sich bei ihrer Mutter über mich beschweren, und diese würde mich durch den Vater zur Rechenschaft ziehen lassen. Dann hätte ich schlankweg um sie angehalten. Aber sie strafte mich mit dem Gräßlichsten, was einem Menschen passieren kann, nämlich mit der namenlosesten Verachtung!

Da saß sie nun vor mir, kaum einen Meter von

mir entfernt, und doch existierte ich nicht für sie! Die Lage, in der ich mich befand, war — —

Da ging das Automobil plötzlich los und fuhr wie wahnsinnig davon. Ich hörte einen lauten Schrei Leonies und gleichzeitig einen Schreckensruf Werneburgs, der soeben mit dem vermaledeiten Patentschrauben-

schlüssel in der Hand aus der Schlosserei herauskam. Zum Glück führte die Straße schnurgerade weiter; denn sonst weiß ich nicht, was geschehen wäre.

Fräulein Leonie hatte wohl aus Langerweile am Mechanismus herumgedreht, und nun ging die Teufelsmaschine durch.

Hier galt es zu handeln. Ich sprang auf den

Vordersitz, plumpste mit einem Ruck neben der ganz blaß gewordenen jungen Dame nieder und ergriff das Steuer. Zum Glück hatte ich bereits Werneburg so viel abgesehen, daß durch das Bewegen des schräg stehenden Rades das Automobil gelenkt werden konnte, ich bemerkte auch, daß ich, sobald ich das Rad ergriffen, die Teufelsmaschine wenigstens so weit in meine Gewalt bekam, daß sie dorthin laufen mußte, wohin ich wollte, aber die Geschwindigkeit, mit der wir dahinsausten, verminderte sich nicht, denn ich hatte keine Ahnung, wie man den Wagen zum Stehen bringe, was ich so gerne getan hätte. Erstens war unsere Schnelligkeit beängstigend und außerdem war es natürlich höchst taktlos, Freund Werneburg im Stich zu lassen und gewissermaßen mit Fräulein Leonie durchzugehen. Diese neue Freveltat wäre ja noch schlimmer gewesen als die erste gegen sie verübte.

Warum hat aber eine solche Satansmaschine fünf oder sechs Hebel, die man ziehen, drücken, heben oder schieben kann? Ich hielt die linke Hand am Steuerrad und probierte an allen Hebeln herum; ich drückte, ich zog, ich zerrte. Dann gab es auf einmal einen furchtbaren Knall, ich hörte das Brechen und Klirren von Eisen, das Automobil machte einen Sprung wie ein Pferd, das die Sporen bekommt, und sauste wie ein Pfeil weiter. Ich ahnte, was geschehen war: ich hatte den Mechanismus, der das Abstellen des Motors besorgt, ruiniert, und nun waren wir auf Gnade und Ungnade der Teufelsmaschine überlassen.

„So halten Sie doch endlich!“ rief Fräulein Leonie, wie es schien, sehr ärgerlich.

Ich antwortete: „Gnädiges Fräulein, ich habe mein möglichstes versucht, aber ich glaube, der Abstellmecha-

nismus ist nicht in Ordnung, der Wagen wird erst halten, wenn das Benzin verbraucht ist."

„Aber wir können doch nicht endlos in die Welt hineinfahren! Um Himmels willen, nein, das geht nicht! Ich steige aus!" rief Fräulein Leonie und machte Anstalten, aus dem wie wahnsinnig dahinjagenden Automobil zu springen, wobei sie natürlich Hals und Beine gebrochen hätte.

„Rühren Sie sich nicht, oder Sie sind verloren!" schrie ich. „Was kann denn geschehen? Ich werde die Maschine zu lenken versuchen, damit wir nicht irgendwo anrennen oder umschlagen. Einmal wird doch die Triebkraft aufhören."

Darauf tat Fräulein Leonie das, was junge Damen immer in solchen Augenblicken zu tun pflegen: sie zog ihr Taschentuch heraus und begann zu weinen. Ich sah das nur flüchtig, denn ich hatte mit der Teufelsmaschine genug zu tun. Das Automobil zeigte eine törichte Neigung, in die Straßengräben zu sausen, und ich hatte schwere Mühe, es daran zu verhindern.

Jetzt näherten wir uns einem Dorfe. Ich tutete wie wahnsinnig, um alles Lebende zu warnen, aber im nächsten Augenblick schon hörten wir ein entsetzliches Quieken, Schreien, Grunzen, einen Ton, der durch Mark und Bein ging. Das Automobil machte einen Satz und sprang nach vorwärts, einen Augenblick legte es sich sogar etwas auf die Seite, dann jagte es weiter.

„Um Gottes willen, wir haben jemand überfahren!" kreischte Fräulein Leonie, und ich war glücklich, mit hoheitsvoller Miene erwidern zu können: „Nein, mein wertes Fräulein, es war nur ein Schwein!"

So rasch wir auch fuhren, so hörten wir doch Schreien, Schimpfen und Rufen hinter uns, und als ich mich auf eine Sekunde umwandte, sah ich sogar einen

Gendarmen hinter uns her geritten kommen. Aber was konnte der Gendarm gegen unser Automobil ausrichten! Wir fuhren mit geradezu überirdischer Geschwindigkeit, wenigstens kam es mir so vor.

Jetzt waren wir wieder auf freier Straße, und wäre nicht der Staub gewesen, der uns in eine Wolke hüllte, deren Bestandteile sich höchst unangenehm in Hals, Nase und Augen drängten, so hätte es mir beinahe Spaß gemacht, so dahinzufliegen.

Bald näherten wir uns Schmiedefeld, und ich warnte durch unablässiges Tuten. Ich erreichte damit aber nur den Zweck, die gesamte Einwohnerschaft, Mann, Weib, Kind und Hund und Katze, auf die Straße zu locken. Unter allgemeinen Entsetzensrufen rasten wir durch Schmiedefeld hindurch.

„Halten Sie doch! So halten Sie doch!“ schrie Fräulein Leonie, aber wir jagten an dem Hause, in dem der Onkel und die Tante meiner liebenswürdigen Reisegefährtin wohnten, in unverminderter Geschwindigkeit vorbei. Ich sah zwei Arme sich verzweifelt in die Luft strecken, welche jedenfalls Leonies Tante angehörten, die im Vorbeifahren ihre Nichte erkannt hatte. Dann gab es zweimal einen Ruck, ein plötzliches Schreien — ein Hund, sowie eine Ziege waren unserer Fahrt zum Opfer gefallen.

Weiter ging es, immer in der Ebene, und ich hätte wer weiß was um einen Berg gegeben, an dem das Automobil hätte hinauflaufen müssen, um wenigstens doch einen Teil seiner Kraft zu verlieren. Aber der rettende Berg ließ sich nicht sehen; die norddeutsche Tiefebene ist leider flach wie ein Billard.

Das nächste Dorf wurde durchjagt, ohne daß Menschen oder Tiere gefährdet wurden, aber die Einwohnerschaft mußte bereits von unserem Nahen in

Kenntnis gesetzt worden sein — wahrscheinlich durch den Telegraphen — denn eine Menge Menschen standen auf den Straßen, aber achtungsvoll an die Häuser gedrückt; nur einige verwegene Kerle versuchten, dem Automobil große Knüppel in den Weg zu werfen. Einer dieser freundschaftlichen Knüppel sauste so dicht neben meiner Reisegefährtin und mir vorbei, daß wir nur durch ein energisches Wenden der Köpfe einem schweren Unfall entgingen.

Wieder waren wir auf freier Landstraße. Wir näherten uns jetzt der Eisenbahn, und ich wußte, daß wir dieselbe kreuzen mußten. Da kam auch ein Personenzug auf der Strecke entlang gedampft. Ich hatte das angenehme Gefühl, daß wir gerade mit dem Personenzug zugleich an der Stelle eintreffen würden, wo Eisenbahn und Landstraße sich kreuzten. Wenn dann unser Automobil die Schranke zertrümmerte, und wir besonderes Pech hatten, wurden wir von dem Personenzug gefaßt und zermalmt. Der Gedanke war mir so schrecklich, daß ich die linke Hand vom Steuerrad nahm und die rechte Leonies ergriff, gleichsam als wollte ich sie schützen, aber die junge Dame schleuderte meine Hand weg, als wäre sie giftig.

Wir hatten aber Glück. Der Personenzug fuhr doch schneller über die Kreuzungsstelle, und wir kamen in dem Augenblick an, als der Bahnwärter die zweite Schranke zurückstieß. Um ein Haar wäre er überfahren worden, und er schimpfte fürchterlich hinter uns her.

Jetzt lag wieder ein Dorf dicht vor uns. Plötzlich gab es ein unheimliches Rasseln und Knacken im Gangwerk des Automobils, einen Augenblick blieb es stehen, dann setzte es sich aber nochmals in rasende Fahrt. Das Knacken, Krachen und Rasseln wiederholte sich, und mitten im Dorfe stand unsere Maschine endlich still.

Auch hier war die Einwohnerschaft durch den Telegraphen alarmiert und bereitete uns einen sehr unangenehmen Empfang. Vorerst bekam ich eine Tracht Prügel, und zwar keine kleine. Dann wurde ich durch einen modernen Büttel vulgo Polizeidiener beschützt, aber es kostete mir und dem Polizisten erst schwere Mühe, Fräulein Leonie aus den Händen der rasenden Weiber zu befreien, welche über sie hergefallen waren und nicht übel Lust zu haben schienen, sie zu lynchen.

„Mörder — elende Mörder!" schrie man uns nach, als uns der Polizeidiener abführte, und hätten die Leute nicht auf ihren Gemeindebüttel Rücksicht genommen, so hätten sie uns wahrscheinlich gesteinigt.

Halbtot langten wir vor einem alten verfallenden Turm an, der, wie uns bald klar wurde, als Ortsgefängnis diente.*) Zwei enge Treppen führte uns der Polizeidiener hinauf, nachdem er vorsichtig unten das Tor vor dem nachdrängenden Volke geschlossen hatte. Dann öffnete er die Tür zu einem halbrunden Turmzimmer, in dem sich ein Wasserkrug und zwei Schemel befanden, ließ uns eintreten und schloß uns ein. Von unten her hörten wir das Johlen und Schreien der Volksmenge, und deutlich vernahmen wir wieder die Worte: „Mörder — Mörder!"

Popularität ist ja eine schöne Sache, aber jetzt war sie recht wenig angenehm. Leonie sank ganz geknickt auf einen der dreibeinigen Schemel, und ich setzte mich auf den anderen.

„Fräulein Leonie," sagte ich, „tragen Sie die Sache mit Humor. Es hätte viel schlimmer kommen können. Wir hätten mit zerbrochenen Gliedmaßen in irgend einem Graben liegen bleiben oder mit unserem Auto-

*) Siehe das Titelbild.

mobil an einem Hindernis anfahren und zerschmettert werden können. Als wir die Eisenbahn kreuzten, meinte ich, unser letztes Stündlein sei gekommen, und ich erlaubte mir in diesem Augenblick Ihre Hand zu fassen."

Leonie antwortete mir nicht, sondern hielt ihr Gesicht mit dem naßgeweinten Taschentuch bedeckt.

In gewissen Augenblicken wird man zu einem ganz gemeinen Menschen. Die Prügel, die ich empfangen hatte, versetzten mich auch nicht gerade in eine angenehme Stimmung, und ich wollte es doch der jungen Dame beibringen, daß lediglich durch ihre Schuld die ganze Katastrophe entstanden war.

„Gnädiges Fräulein," fuhr ich in schärferem Tone fort, „ich hätte es gewissermaßen als ein Glück betrachtet, mit Ihnen zusammen zu sterben und noch dazu durch Ihre eigene Veranlassung, denn Sie haben durch das Spielen an dem Mechanismus die Teufelsmaschine in Gang gebracht. Ich sage Ihnen das nur, um Ihnen klar zu machen, daß Sie keine Ursache haben, mich so schändlich zu behandeln, wie Sie es noch immer tun. Sie zürnen mir, und mit Recht, aber schließen Sie wenigstens einen Waffenstillstand, bis wir aus diesem Loche herauskommen. Das kann nämlich noch ziemlich lange dauern."

Leonie schien zu überlegen; sie antwortete mit einer Frage: „Warum schreien die Menschen dort unten fortwährend: Mörder?"

„Ich weiß es nicht, Fräulein Leonie, es muß sich um ein Mißverständnis handeln. Wenn man ein Schwein, einen Hund und eine Ziege überfährt — vielleicht sind auch einige Gänse darunter, aber ich weiß es nicht genau — so ist man doch dadurch noch kein Mörder. Die Geschichte kann nach meiner Berechnung hundertzwanzig Mark kosten, und für eine

solche „Vergnügungsfahrt“ bezahlt man sie ja gern. Eine Strafe wegen unvorschriftsmäßigen Fahrens werden wir jedenfalls nicht erhalten, denn wir sind ja an der Sache unschuldig, aber schadenersatzpflichtig sind wir natürlich. Vorläufig habe ich nur den Wunsch, daß Werneburg sich auf die Jagd nach dem Automobil macht, um uns hier aus dem Loche herauszubringen, denn wenn wir vielleicht vierundzwanzig Stunden hier sitzen müßten, so wäre das doch wirklich keine Annehmlichkeit.“

„Was?“ schrie Fräulein Leonie auf. „Vierundzwanzig Stunden? Sie wollen doch nicht sagen, daß wir hier beide in der Gefangenzelle bleiben müssen?“

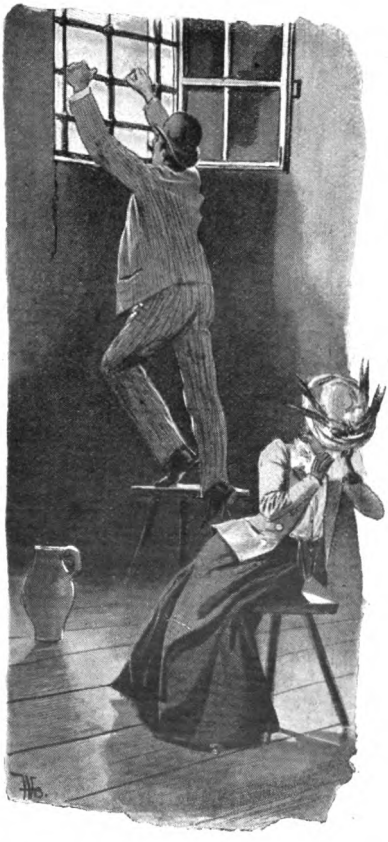
„Diese Aussicht ist vorhanden,“ entgegnete ich, „und zwar mit ziemlicher Sicherheit. Ich kenne die Verhältnisse hier in dem Nest nicht, aber ich bin überzeugt, besondere Gefängniszellen erster und zweiter Klasse gibt es nicht. Man ist hier etwas ländlich. Deshalb werden wir wahrscheinlich die Nacht hier verbringen müssen, gnädiges Fräulein.“

Leonie bekam einen neuen Anfall von Schluchzen. „Mein Gott, was soll daraus werden!“ rief sie. „Denken Sie, was das für mich heißt. Ich bin unmöglich — ich bin verloren!“

Ich faßte einen heldenhaften Entschluß, trat an das Fenster des Turmes, das nicht besonders hoch über dem Boden war, holte mir dann den Schemel und stieg hinauf, um durch das Fenster zu sehen. Die Erscheinung meines Gesichts in der Fensteröffnung wurde von unten mit lautem Johlen begrüßt, und einige Steine kamen geflogen, welche zu meiner Rechten und Linken die Mauer trafen.

„Wir befinden uns zwar zwei Stockwerke hoch, aber unten steht ein Baum, Fräulein Leonie. Sobald sich

der fröhliche Schwarm dort unten verlaufen hat, zertrümmere ich das Gitter und springe durch das Fenster, um Ihren Ruf nicht zu gefährden."



„Sie werden sich Hals und Beine brechen."

„Um Ihretwillen, Fräulein Leonie, soll es mir ein Vergnügen und eine Ehre sein."

„Es ist traurig genug, daß Sie in solchem Augenblick noch scherzen können."

Zu meiner Freude bemerkte ich, daß sich meine schöne Feindin auf einen Streit mit mir einlassen wollte, dadurch trat unser Verhältnis aus dem Stadium der gänzlichen Verachtung in das des Kampfes, und das ist immer ein Vorteil.

„Es wäre viel schlimmer, mein liebes Fräulein," sagte ich, „wenn ich ebenfalls Trübsal blasen wollte. Nur der Humor kann uns aus der Sache herausretten.

Es ist bis zu dem Baum kein so großer Sprung, und wenn ich Ihnen sagte, es wäre mir ein Vergnügen, für Sie aus dem Fenster zu springen, so meine ich das ernst. Ich weiß, die Zeit und der Ort sind wenig dazu angetan, um Ihnen ein Geständnis meiner Verehrung und Neigung zu machen, aber unsere Lage entschuldigt vieles. So lange ich Sie kenne, Fräulein Leonie, sind Sie mir wert und teuer gewesen. Ich liebe Sie. Vielleicht denken Sie jetzt anders über das Attentat, das ich im dunklen Gange zur Theatergarderobe auf Sie verübte."

Leonie war aufgesprungen, ihr Gesicht war zorngerötet, als sie mir zurief: „Sie lügen schändlich! Sie mißbrauchen die Zwangslage, in der ich mich befinde, in einer empörenden Weise!"

„Fräulein Leonie, der Vorwurf der Lüge ist für einen Ehrenmann so schwer, daß ich bitten muß, ihn zu beweisen. Sie haben mich jetzt auf das tiefste beleidigt, und ich fordere von Ihnen Genugtuung, wenigstens das Recht, mich zu verteidigen."

„Sie zwingen mich, Ihr Liebesgeständnis in diesem unpassendsten Augenblicke, den es überhaupt geben kann, anzuhören, während Ihr Herz einer anderen gehört."

„Mein Herz einer anderen?" fragte ich verblüfft. „Woher wissen Sie denn das? Was veranlaßt Sie zu diesem Glauben? Schließlich muß ich doch mein Herz besser kennen als jede andere Person."

Leonie schien mit sich zu kämpfen, dann sagte sie, zu Boden blickend: „Als Sie mich damals im dunklen Korridorgange überfielen, erklärten Sie zu Ihrer Entschuldigung, es handle sich um eine — um eine Verwechslung. Ihre plumpe Zärtlichkeit war also einer anderen Dame zugedacht."

„Das war eine Notlüge," antwortete ich. „Ich handelte in einem Zustand von Sinnesverwirrung, der durch Kulissenfieber und Champagnergenuß entstanden war. Meine Verwirrung wurde aber noch durch die Ohrfeige gefördert, die Sie mir freundschaftlicherweise zu teil werden ließen. In meinem Zustande stammelte ich die alberne Entschuldigung, die allerdings eines Schulbuben würdiger gewesen wäre als eines gebildeten Mannes. Aber ich schwöre es Ihnen, in diesem Augenblick, da wir gefangen hier im Turm sitzen und unten die wütende Volksmenge unsere Skalpe fordert, daß die „plumpe Zärtlichkeit", wie Sie so freundlich waren, mein Benehmen zu bezeichnen, nur Ihnen galt, die allein ich verehre und liebe."

Nach dieser inhaltreichen Rede setzte ich mich resigniert auf den Schemel in der Nähe des Fensters und wartete auf eine Antwort meiner Mitgefangenen. Diese Antwort erfolgte aber nicht. Fräulein Leonie hatte sich auf ihrem Schemel so herumgedreht, daß sie mir den Rücken zeigte. Sie betrachtete die leere Wand des halbrunden Turmgemachs.

Ich ließ ihr Zeit zur Überlegung. Als aber eine Viertelstunde vergangen war, ohne daß ich eine Antwort erhielt, näherte ich mich ihr und fragte: „Haben Sie mir gar keine Antwort zu geben auf das, was ich Ihnen sagte, und was mir aus dem tiefsten Herzen kam?"

Leonie stand auf und wendete sich mir zu. „Wenn ich Ihnen glauben könnte —" murmelte sie mit blutrotem Gesicht.

„Es gibt Augenblicke, in denen man glauben muß!"

Sie senkte den Kopf. „Können Sie sich denn nicht denken, daß ein Weib empört, gedemütigt, erbittert sein muß, wenn ein Mann ihr Zärtlichkeiten erweist und

ihr dann sagt, diese hätten einer ganz anderen gegolten?"

„Ja, das verstehe ich wohl. Jetzt aber ist dieses Mißverständnis aufgeklärt. Und darum frage ich nochmals: Leonie, Geliebte, wollen Sie mir verzeihen? Fühlen Sie denn gar nichts für mich?"

Und da flüsterte sie: „Ich habe Sie ja schon lange geliebt und gerade deshalb —"

„Mein süßes Mädchen!" rief ich voller Entzücken und schloß sie jubelnd in die Arme.

Wir küßten uns gerade herzhaft, als wir Lärm auf der Treppe hörten. Leonie erschrak sehr, weil sie glaubte, die empörte Volksmenge käme, um uns zu ermorden. Aber diese Vermutung war glücklicherweise falsch.

Die Tür ging auf, und herein trat der Büttel, der Gendarm, Werneburg und noch einige andere Personen. Sie kamen als Befreier.

Ich frage hierdurch aber entrüstet öffentlich an, warum man Leute, die aus Elsaß-Lothringen stammen, in Norddeutschland als Gendarmen anstellt? Diesem Umstand allein nämlich verdankte ich Prügel und Gefängnis. Der Gendarm hatte telegraphiert: „Automobilfahrer aufhalten! Haben Schwein, Hund und Geis überfahren!"

Den Ausdruck „Geis" für Ziege kannte der norddeutsche Telegraphist nicht, er glaubte, es sei ein Schreibfehler und machte daraus das Wort „Greis". So kamen wir in den Verdacht, Mörder zu sein, und wurden, als unser Automobil streikte, so böse von der entrüsteten Bevölkerung empfangen.

Vorläufig wurden wir aus dem Gefängnis entlassen. Aber bis spät Abends wurden wir „verhört". Dann fuhr Leonie und ich mit der Eisenbahn nach

Niederheim zurück, und ich hielt noch spät Abends bei Leonies Eltern um mein Bräutchen an.

Ich wurde, als ich erklärte, Rechtsanwalt werden zu wollen, damit unserer baldigen Verheiratung nichts im Wege stehe, in Gnaden angenommen.

Schwein, Hund und „Geis“ kosteten hundertundfünfzig Mark, die ich gern bezahlte. Ich wollte auch die Reparaturkosten für das Automobil tragen, aber Werneburg lehnte mein Anerbieten ab. Er erklärte, er verkaufe die Teufelsmaschine, die ihn um sein Lebensglück gebracht habe. Er habe nämlich Leonie auch geliebt und wollte in den nächsten Tagen sich erklären.

Bestraft wurde ich wegen unserer tollen Fahrt nicht. Aber als ich mit Leonie schon verheiratet und wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt waren, hatten wir noch ein paar Vernehmungen wegen der Fahrt zu überstehen. Unsere deutsche Gerechtigkeit arbeitet eben sehr gründlich.

Leonie und ich gehen jedem Automobil in weitem Bogen aus dem Wege. Das mag undankbar sein, aber sicher ist sicher!

Die Russen in der Mandschurei.

Bilder aus dem fernsten Osten. Von Martin Howitz.

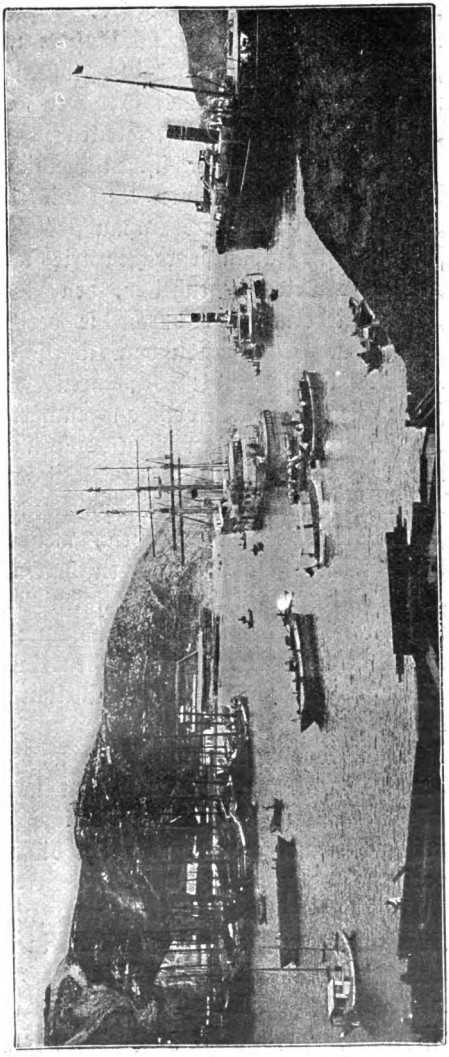
Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der von Rußland unternommene und vollendete Bau einer Eisenbahn durch die Mandschurei, welche den Schienenweg der Sibirischen Eisenbahn bis zum Golf von Petschili fortsetzt, ist, abgesehen von seiner politischen Bedeutung, sicher eine Kulturtat ersten Ranges, aus welcher auch dem deutschen Handel und der deutschen Industrie beträchtlicher Vorteil erwachsen dürfte.

Durch diese Eisenbahnverbindung ist dem Verkehr mit Ostasien ein Weg geschaffen, der kürzer, bequemer und für die wichtigsten Waren, die in Betracht kommen, auch billiger ist als die bekannten Seewege zwischen den Häfen Europas und denen von China und Japan. Mit der Mandschurei ist aber durch die „Chinesische Ostbahn", wie die transmandschurische Bahn offiziell heißt, ein Ländergebiet in der Größe von Österreich-Ungarn der Kultur und Ausbeutung erschlossen worden, das in seinen Bergen unermeßliche Schätze von Gold, Erz, Kohlen und anderen Mineralien birgt, und dessen

Boden zu einem großen Teil entweder für die Landwirtschaft oder für die Viehzucht ganz vorzüglich geeignet ist.

Nicht viel über ein Jahrzehnt hat die Ausführung dieses Riesenunternehmens gedauert. Am 19. Mai 1891 legte Zar Nikolaus II. noch als Thronfolger das erste Glied der großen Sibirischen Eisenbahn. Am 1. November 1901 konnte der russische Finanzminister v. Witte seinem kaiser-



Port Arthur.

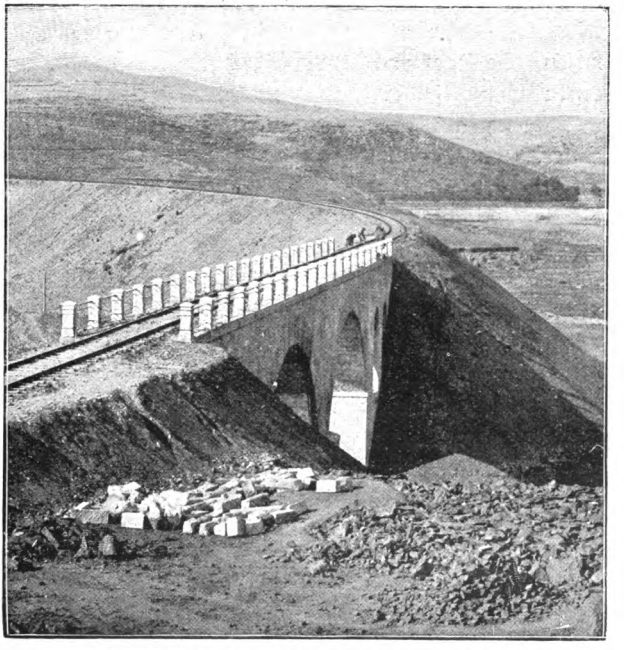
lichen Herrn die Vollendung der „Chinesischen Ostbahn“ melden, und der Zar beglückwünschte nun den Minister „zu der Beendigung eines der größten Eisenbahnunternehmen der Welt in einer so kurzen Frist und inmitten von unglaublichen Schwierigkeiten“.

Mit großem diplomatischen Geschick hat es Rußland in diesem Jahrzehnt von 1891 bis 1901 verstanden, die zwischen China und Japan stets herrschende Eifersucht, den für Japan siegreichen Krieg mit China, Chinas wachsende Geldverlegenheiten, den Boxeraufstand und dessen Niederwerfung durch die verbündeten Mächte, Deutschlands Okkupation von Kiautschou, die Isoliertheit des britischen Reichs während des Burenkrieges, sowie die Lage in Korea auszunutzen, um rechtzeitig die seiner ostasiatischen Politik günstigen Verträge mit der chinesischen Regierung zu schließen. Ja, die Erhebung der mandschurischen Bevölkerung im Jahre 1900 gegen die russischen Truppen, welche den Bau der Chinesischen Ostbahn zu sichern hatten, gab schließlich den Russen auch einen berechtigten Vorwand zu jener militärischen Besetzung der Mandschurei, die noch heute anhält und die nicht nur in den Kabinetten der Regierungen von Japan und Großbritannien so viel Mißtrauen erregt hat.

Das Vordringen der Russen nach Südosten gegen den Stillen Ozean, ihr Verlangen nach eigenen, womöglich eisfreien Häfen im Bereiche der Verkehrszone zwischen China und Japan reicht bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück.

Bis 1858 besaß Rußland noch nicht das sibirische Küstenland am Japanischen Meer, in dessen südlichster Bucht jetzt die mächtig aufblühende Hafenstadt Wladiwostok liegt, die östliche Endstation der eigentlichen Sibirischen Eisenbahn. Die ganze russische „Küstenprovinz“

und die ganze „Amurprovinz", die sich westlich von jener zwischen dem Jablonoigebirge und dem mittleren Lauf des Amur ausbreitet, wurden erst in den Jahren 1858 und 1860 von China an Rußland abgetreten;



Eisenbahnbrücke im Süden der Chinesischen Ostbahn.

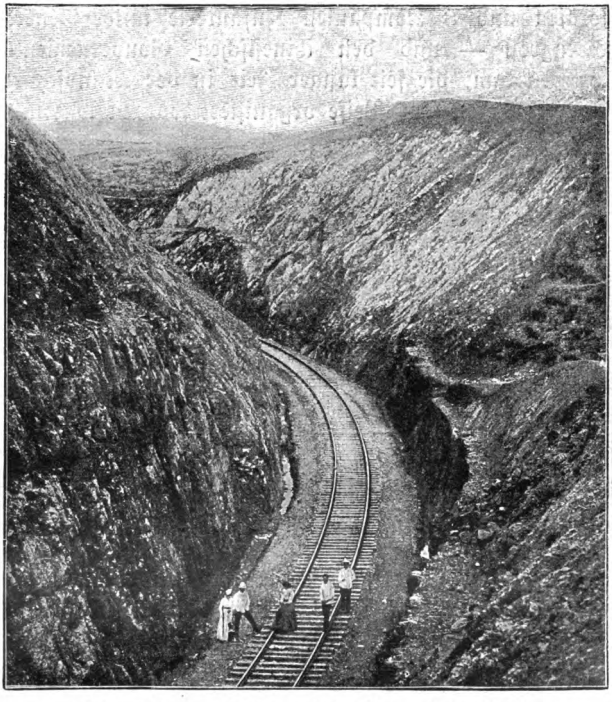
beide Gebiete hatten vorher zur Mandschurei gehört. Seitdem bildet der Amur bis zum Einfluß des Ussuri die nördliche Grenze der Mandschurei, und der Ussuri die Ostgrenze des Landes gegen Sibirien.

Der Mittellauf des Amur macht einen großen Bogen nach Norden, und daher schiebt sich der nördlichste Teil der Mandschurei ziemlich weit hinauf zwischen die süd-

lichen Teile von Transbaikalien und der sibirischen Küstenprovinz. Als es nun galt, den vom Ural her durch Südsibirien vorrückenden Schienenweg der Sibirischen Eisenbahn von Transbaikalien nach Wladiwostok weiterzuführen, wäre der Bau der Strecke am linken Ufer des Amur entlang ein bedeutender Umweg gewesen. Das war von der russischen Regierung schon beim ersten Entwurf der Bahn ins Auge gefaßt worden, und gleich als der Bau begann, waren auch schon Unterhandlungen mit China in Vorbereitung, welche auf die Erlaubnis abzielten, jene Strecke der Bahn in direkter Richtung auf Wladiwostok durch die Mandschurei zu führen. Um besser zum Ziel zu gelangen, führte die russische Regierung die Unterhandlungen aber nicht selbst; sie rief vielmehr in Peking die „Russisch-chinesische Bank" ins Leben, die ihr zum Werkzeuge diente bei der Verwirklichung ihres Planes. Die Bank fand reichlich Gelegenheit, der chinesischen Zentralregierung wichtige Dienste zu leisten, und als Gegenleistung erhielt sie im September 1896 die erbetene Konzession für den Bau jener Bahn durch die nördliche Mandschurei, was freilich nicht ohne gewisse Zugeständnisse erreicht werden konnte. Die „Gesellschaft der Chinesischen Ostbahn" wurde gegründet, deren Präsident von der chinesischen Regierung zu ernennen war, und in dessen Vorstand neben Russen auch Chinesen traten.

In Wirklichkeit war auch diese zweite Gründung ein Unternehmen der russischen Regierung; mit russischem Geld, mit russischen Materialien und von russischen Ingenieuren ward der Bau der Bahn in Angriff genommen. Um den Bau vor Störung und Zerstörung durch feindselige Elemente der mandschurischen Bevölkerung zu sichern, legte Rußland mit Genehmigung Chinas in die Ortschaften an der Bahnstrecke und in die

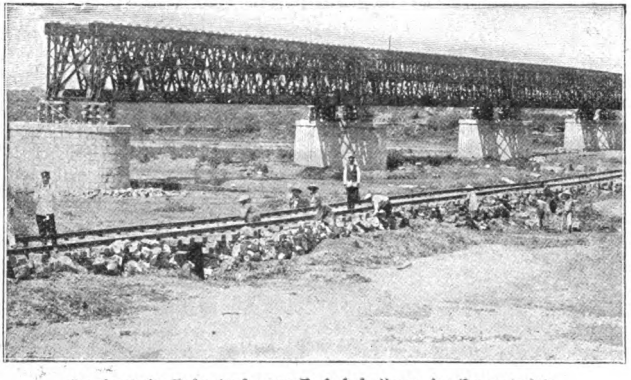
neuentstandenen Stationen nicht unbeträchtliche Schutztruppen. Dasselbe geschah, als die „Gesellschaft der Chinesischen Ostbahn" die weitere Konzession erhalten



Bahnstrecke durchs Gebirge auf dem Weg nach Port Arthur.

hatte, jene Querbahn im Norden der Mandschurei durch eine südlich gerichtete Bahn zu ergänzen, die bis nach Port Arthur an der Straße von Petschili geführt werden sollte. Da die Gesellschaft von der chinesischen Regierung aber auch die Erlaubnis erhalten hatte, in der Mandschurei nach Belieben Kohlen- und anderen Bergbau,

Industrie und Handel zu treiben, so beschränkte sich der Dienst jener Schutztruppen nicht auf den Bahnbau allein, und es war nicht zu vermeiden, daß es öfters auch zu Reibereien zwischen diesen Truppen — 19 Kosakensotnien und 8 Kompanien Infanterie unter General Gerngroß — und den chinesischen Gouvernementstruppen kam, die seit langer Zeit in der Mandschurei in ganz besonderer Weise organisiert worden waren.

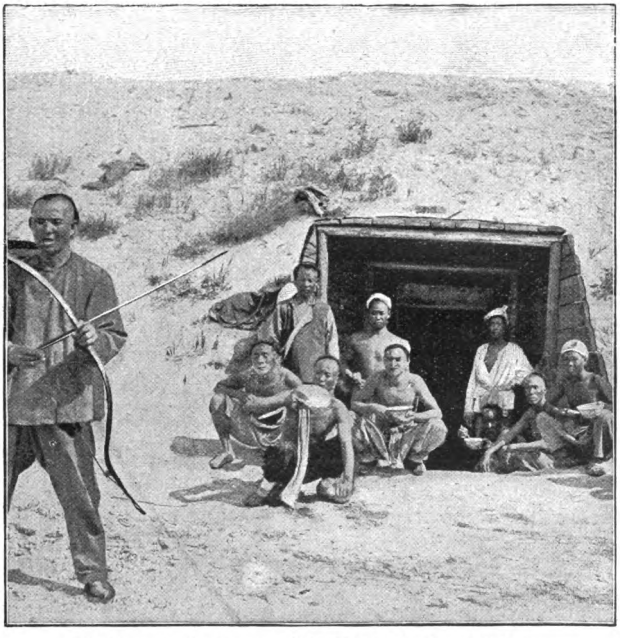


Provisorische Bahnstrecke zur Herbeischaffung des Baumaterials.

Die Mandschurei ist eines der Nebenländer des chinesischen Reiches. Trotzdem sie die Urheimat der heute noch China beherrschenden Mandschudynastie ist, ist sie doch nicht dem eigentlichen Reiche einverleibt worden. Sie zerfällt administrativ in die Provinzen Schingking (die Halbinsel Liaotung) im Süden, Kirin in der Mitte und Holungkiang im Norden. Die Hauptstadt von Schingking, dem auch die Hafenstädte Niutschwang und Port Arthur am Golf von Petschili angehören, ist Mukden, die alte Residenz der Mandschudynastie.

Es ist ein buntes Gemisch, aus dem sich die gegen

12 Millionen zählende Bevölkerung der Mandschurei zusammensetzt. Ursprünglich war das große Land vorherrschend von Mandschuren bewohnt, dem tungusischen Zweig des ural-altaischen Stammes. Jetzt sind sie

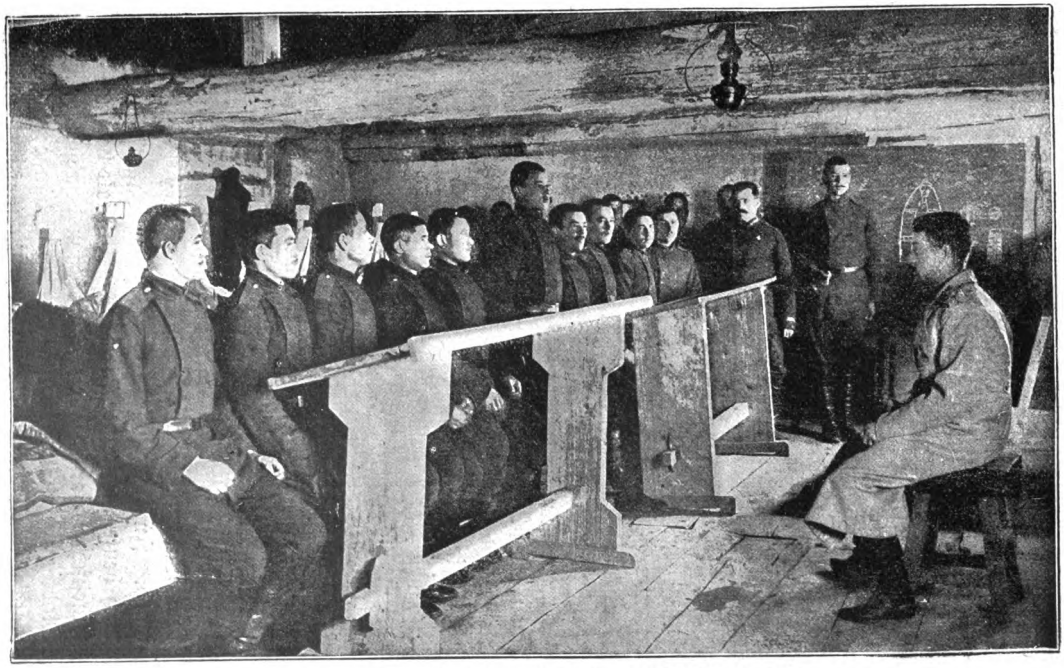


Wohnung von eingeborenen Bahnwächtern im Eisenbahndamm.

den Chinesen gegenüber in der Minderheit. Von den alten tungusischen Stämmen wohnt kaum noch eine Million in der Mandschurei, doch rekrutiert sich aus ihnen die Beamtenwelt, und der Boden ist hauptsächlich im Besitz der alten Mandschufamilien. Als die Mandschudynastie in dem von ihr eroberten China zur Herrschaft gelangte, legte sie zuverlässige man-

dschurische Truppen in die chinesischen Städte, die infolge von Aufständen immer wieder verstärkt werden mußten. Die wichtigsten Beamtenposten in China wurden mit Mandschuren besetzt. An die Stelle der Mandschuren, die ihr Land verließen, rückten in Scharen Chinesen. Die meisten dieser chinesischen Einwanderer waren unverheiratet und nahmen Mandschurinnen zu Frauen. Die Nachkommen aus diesen Mischehen waren bald reine Chinesen. Die Mandschuren sind von untersetzter, aber kräftiger Gestalt, haben eine dunkle Hautfarbe, hervortretende Backenknochen, ein frisches Aussehen, eine große offene Stirn und große braune Augen. Infolge der Vermischung gibt es alle möglichen Übergänge von diesem reinen mandschurischen Typus zu dem chinesischen. Die herrschende Sprache ist die chinesische. Wohl spricht man am chinesischen Hofe und in Gelehrtenkreisen noch Mandschurisch, aber von der mandschurischen Bevölkerung tun dies höchstens noch zehn Prozent.

Aus politischen Gründen siedelte die chinesische Regierung in der Mandschurei auch Dunganen an, Chinesen im Äußeren, aber ihrer Religion nach Mohammedaner, die in nationaler Abgeschlossenheit leben. Wandernde Hirten und Jägervölker von teils tungusischem, teils mongolischem Stamm leben über das ganze Land zerstreut. Die verschiedenen Völker hegen gegeneinander Haß und Vorurteile, was den wirtschaftlichen Aufschwung aufhielt. Dieser Zustand hat zu der Entwicklung des Räuberunwesens beigetragen, das heute mehr als je in der Mandschurei herrscht. Schon lange war der Norden und Osten des Landes infolge unerträglichen Steuerdrucks in Aufruhr; den Behörden wollte es nicht gelingen, die Ruhe wiederherzustellen. Es ist daher gar nicht nötig, den Russen Hintergedanken



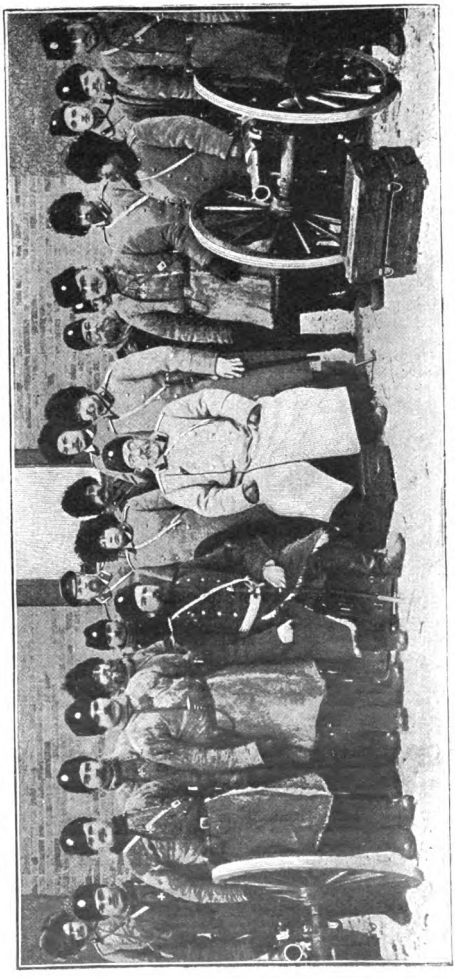
Freiwillige von der Eisenbahnschutztruppe in der Instruktionsstunde.

zuzuschreiben zur Erklärung dafür, daß sie Truppen ins Land zogen, um den Bau der beiden Bahnlinien durch die Mandschurei zu sichern.

Auf diesen Eisenbahnbau wurde auch in technischer Beziehung die größte Sorgfalt gewendet. Die Mandschurei ist gebirgig und reichlich bewässert. Alle Errungenschaften der modernen Eisenbahntechnik waren daher zu verwerten. Der lange Schienenweg durch Sibirien ist im Verhältnis weit billiger und einfacher zu stande gekommen als die kürzeren mandschurischen Strecken. Zahlreiche Brücken mußten gebaut werden, und die verschiedensten Systeme kamen dabei in Anwendung. Steinerne Bogenbrücken, eiserne Ketten- und Hängebrücken führen den Schienenstrang jetzt über die zahlreichen Gewässer hin, welche den Weg der Bahn kreuzen. An dem Knotenpunkt, wo die südliche Linie von der nördlichen abzweigt, bei Harbin, befindet sich die größte der Brücken, deren riesige Eisenkonstruktion über die breite Flut des Sungari geleitet ist.

Dies Harbin war früher ein bedeutungsloser mandschurischer Ort mit wenigen chinesischen Häusern; jetzt überragt es das südlicher an der Bahn gelegene alte Kirin schon an Bedeutung; es ist eine große, blühende Handelsstadt mit öffentlichen Gärten und Hospitälern und verkehrsreichen Geschäftsstraßen. Es dehnt sich auch am Sungari aus, auf dem sich während des Eisenbahnbaus der Schiffsverkehr mächtig hob, da viel von dem Baumaterial aus Sibirien hierher transportiert ward. In Harbin war der Sitz der Bauleitung, und noch heute ist hier der Sitz der Hauptfiliale der Russisch-chinesischen Bank. Der Bahnhof, um den sich die neue Stadt ausbreitet, ist ein stattliches Gebäude; in seiner Nachbarschaft liegt ein großer Gasthof. Auch die übrigen Stationsgebäude der Bahn sind jetzt alle sehr

solide Steinbauten, nachdem die anfangs aufgestellten Holzbaracken während des Kriegs im Jahre 1900 von den Aufständischen zerstört worden waren. Das Schienengeleise ist einspurig. Selten hat es auf dem natürlichen Boden gelegt werden können; vielmehr mußte der Weg entweder künstlich aufgedämmt oder erst durchs Gebirge gesprengt werden.

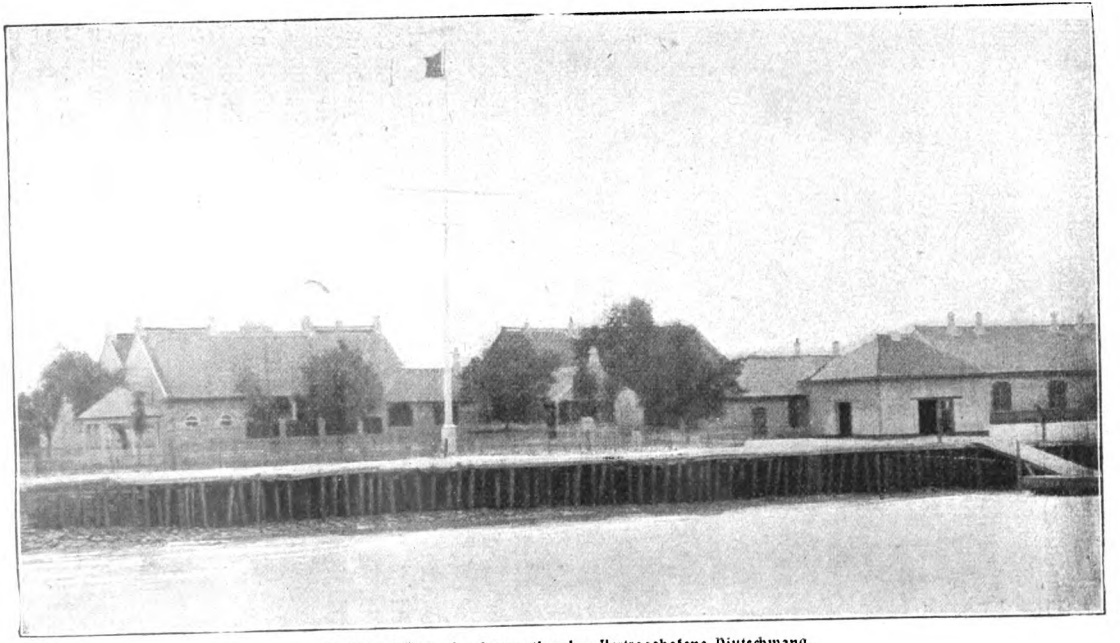


General Grodekoff mit seinem Stab nach dem Feldzug.

Unter unseren Abbildungen befinden sich zwei Ansichten, die das eine und das andere veranschaulichen. Beide

zeigen Gegenden, die zur südlichen Linie gehören. Viele Meilen lang ziehen sich ähnliche Dammstrecken hin wie die auf dem Bilde, das auch eine der kleinen massiven Steinbrücken zeigt (Seite 89). Der Einschnitt durchs Gebirge auf dem anderen Bilde (Seite 91) ist in der Nähe von Port Arthur zu suchen. Die ganz außerordentlichen Kosten, die diese große Eisenbahnanlage durch die Mandschurei dem russischen Staat, beziehungsweise der Russisch-chinesischen Bank verursacht hat, werden aber erst dadurch erklärlich, daß die Bahn zum größten Teil dreimal gebaut werden mußte: erst provisorisch für die Herbeischaffung der Schienen, Schwellen, Steine u. s. w., dann wirklich bis zum Ausbruch des Aufstandes, und nach der während desselben stattgefundenen Zerstörung ein drittes Mal. Unser Bild auf Seite 92 zeigt eine erst halb ausgeführte Brücke der richtigen Bahnlinie neben dem Geleise der provisorischen Bahn. Viele Stationsgebäude erheben sich in bis vor kurzem noch völlig unbewohnten Gegenden, die jetzt den Kern von Ansiedlungen eingewanderter Kolonisten bilden.

Für die Eisenbahnschutztruppen und eingeborenen Bahnwächter wurden unzählige Blockhäuser außerhalb der eigentlichen Garnisonen am Bahnkörper entlang errichtet; viele sind in den Bahndamm gehöhlt, so daß sie im Winter guten Schutz gegen die kalten Winde gewähren. Unser Bild auf Seite 93 zeigt eine solche Anlage mit einer aus Eingeborenen bestehenden Besatzung. Die wichtigeren sind besser befestigt und mit einem Schnellfeuergeschütz ausgestattet. Die regulären Schutztruppen sind aus der Reserve der russischen Armee als Freiwillige ausgehoben, sie haben eine besondere Uniform, und Offiziere und Mannschaften erhalten einen höheren Sold als die der eigentlichen Armee. Das Bild auf Seite 95 zeigt solche Freiwillige während der



Die Zollgebäude des internationalen Vertragshafens Niutschwang.

Instruktionsstunde, die im Innern eines Blockhauses abgehalten wird.

Der bei weitem wichtigste Teil der ganzen mandschurischen Eisenbahn ist die südliche Linie durch die Provinz Schingking von Mukden nach Port Arthur, oder anders ausgedrückt: durch die Halbinsel Liaotung, die westlich die Küste der Bai von Liaotung und östlich die der Bai von Korea bildet, nach der Südspitze an der Straße von Petschili.

Der früher chinesische, seit 1897 von den Russen besetzte Kriegshafen Port Arthur ist von außerordentlich strategischer Bedeutung. Er bewacht die Zufahrt in den Golf von Petschili, an dessen Westküste Tientsin liegt, das den Hafen für die nahe Reichshauptstadt Peking bildet. Vor dem Krieg mit Japan hatte China den Hafen mit einem Aufwand von vielen Millionen zu einem Kriegshafen ersten Ranges gemacht, wobei die ganze Anlage mit ihren dreizehn den Hafen umgebenden hochgelegenen Forts von deutschen Ingenieuren und Baumeistern hergestellt wurde. 1894 wurde der so befestigte Hafen von den Japanern unter General Oyama gestürmt, doch erhielt ihn China nach dem Kriege wieder zurück. Als Deutschland 1897 von der Kiautschoubucht Besitz ergriffen hatte, ließ Rußland eine Kriegsflotte in den Hafen von Port Arthur einlaufen. Es geschah dies im Einverständnis mit der chinesischen Regierung, die nicht ohne Grund besorgte, England wolle sich des wichtigen Platzes bemächtigen. Der diplomatischen Welt gegenüber erklärte Rußland, daß es nur zeitweilig den Hafen für seine Flotte wünsche, da es einen eisfreien Hafen an der sibirischen Küste nicht besitze. Japan ließ sich durch diese Erklärung aber nicht beruhigen. Es besetzte Wei-hai-weih, das Port Arthur gegenüber an der Straße von Petschili liegt,

Die internationale Verwaltungskommission in Niutschwang.

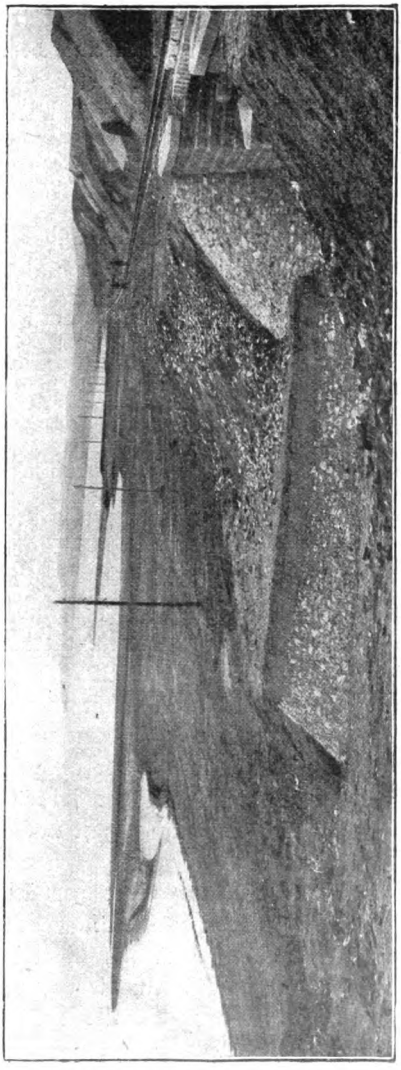
und bezeichnete es als Unterpfand für den Rest der ihm von China zu zahlenden Kriegsentschädigung. Unser Bild auf Seite 87 zeigt einen Teil des Hafens von Port Arthur mit dem stark befestigten „Goldenen Berg". Das in der Mitte ankernde Schiff ist ein russischer Kreuzer; rechts am Ufer liegt ein Dampfer der Ostbahngesellschaft, zwischen ihnen fährt eines der kleinen Dampfboote, die den Verkehr mit Tschifu vermitteln.

Rußland hatte wirklich im Plan, sich an einer anderen Stelle der Küste von Liaotung aus eigenen Mitteln einen „eisfreien Hafen" zu schaffen, und das ist inzwischen geschehen. 45 Kilometer nordöstlich von Port Arthur an der Bai von Korea liegt in außerordentlich günstiger Lage die Bucht von Talienwan. 1898 schloß Rußland mit China einen Vertrag ab, in welchem China den Russen für die Zeit von 25 Jahren neben Port Arthur die Bucht von Talienwan und das dazwischen liegende Land pachtweise abtrat. Der Vertrag erteilte den Russen ferner die Konzession zum Bau einer Eisenbahnlinie zur Verbindung der Häfen Port Arthur und Talienwan. Im August 1899 verordnete der Zar, daß der Hafen von Talienwan als Freihafen gelten und daß neben demselben eine neue Stadt, namens Dalny, erbaut werden solle.

In erstaunlich kurzer Zeit ist auf das besondere Betreiben des Finanzministers v. Witte dieser letztere Ukas verwirklicht worden. Dalny ist berufen, dem „offenen" Vertragshafen Niutschwang an der Bai von Liaotung, dessen Zollgebäude unser Bild auf Seite 99 wiedergibt, den Rang abzulaufen. Rußland ist hier nicht von einer internationalen Verwaltungskommission abhängig wie in Niutschwang. Die Zufahrt ist durch keine Meerenge, wie die Straße von Petschili, beeinträchtigt. Der Hafen von Talienwan liegt der Küste

von Korea gegenüber und Japan näher als Niutschwang.

Während Dalny auf Staatskosten für die Zwecke einer modernen Seehandelsstadt angelegt und erbaut wurde, gelangte das Schlußstück der Chinesischen Ostbahn zur Ausführung. Von Mukden kommend erreicht die Linie zunächst bei Niutschwang das Meer, wendet sich dann weiter durch die Landschaft nach Dalny, und von hier aus eilt die Bahn ihrer südlichen Endstation Port Arthur zu. Als die eigentliche Kopfstation der sibirisch-mandschu-



Bahnstrecke zwischen Dalny und Port Arthur.

rischen Bahn ist aber Dalny zu betrachten. Ein Kriegshafen wie Port Arthur konnte dem Weltverkehr nicht die erforderlichen Dienste bieten.

Schon jetzt steht in dem mit Schutzdämmen und Ausladestätten aller Art versehenen Hafen von Dalny der Eisenbahnverkehr in engster Verbindung mit einem von der Ostbahngesellschaft geregelten Dampferverkehr nach Korea, Japan, China und Australien. Eine für 100,000 Einwohner berechnete Geschäftsstadt, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, ist um den Bahnhof herum aus dem Boden gewachsen, doch ist sie nur erst zum kleinsten Teile bewohnt. Das größte der bereits bestehenden Geschäfte ist im Besitz eines Deutschen. Den Japanern ist die Ansiedlung in Dalny verboten. Im übrigen wird fremden Kaufleuten, die sich hier niederlassen wollen, viel Entgegenkommen bewiesen. Der Bau der Stadt, des Hafens und der Bahn fesselte aber Hunderte von Technikern und Interessenten, Tausende von Kulis an Dalny. Im Jahre 1902 kamen nicht weniger als 717 Dampfschiffe und 1418 Dschunken in den Hafen, zumeist mit Baumaterial. Von den Dampfern waren 324 russische, 241 japanische, 83 englische, 49 chinesische, 12 norwegische und je 2 dänische, österreichische, deutsche und amerikanische Schiffe. Am 24. Februar 1903 langte der erste Schnellzug in Dalny an, und an demselben Tage fuhren zwei Dampfer der Chinesischen Ostbahngesellschaft nach Nagasaki und nach Schanghai ab.

Unter Entfaltung einer gewaltigen Truppenmacht hatte Rußland im Jahre 1900 den Boxeraufstand in der Mandschurei, dem sich die chinesischen Gouvernementstruppen anschlossen, niedergeworfen. Am 21. Juli wurden die Truppen des sibirischen Militärbezirks und der Provinz Semiretschinsk mobilisiert; aus Europa

wurden Verstärkungen nachgesandt. Im Oktober 1900 belief sich die Stärke der russischen Feldtruppen in Ostasien bereits auf 123,000 Mann unter 3900 Offizieren. Die Operationen dieser Truppen waren ebenso energisch wie erfolgreich. Aber die Zerstörung der Eisenbahn hatten sie nur zum kleinsten Teil verhindern können, Der Vandalismus der Aufständischen, die Opfer an Toten und Verwundeten, die Rußland zu beklagen hatte, die Kriegskosten, die China nicht zu zahlen in der Lage war, rechtfertigten es, daß Rußland nach der Niederwerfung des Aufstandes die militärische Besetzung des ganzen Landes

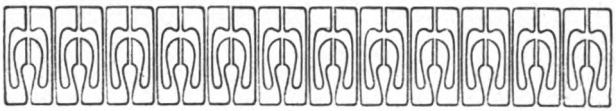
Die neue russische Hafenstadt Dalny an der Calienwanbucht.

durchführte. Die chinesische Regierung mußte den in der Mandschurei stehenden russischen Truppen gestatten, sich hier anzusiedeln. Rußland aber erklärte, daß es das Protektorat über die Mandschurei so lange aufrecht erhalten werde, bis Rußland durch die wiederhergestellte Ordnung in China vor jeder Störung seiner vertragsmäßigen Interessen in dem okkupierten Lande gesichert sei. Dem russisch-chinesischen Mandschureiabkommen setzten dann Großbritannien und Japan ihren Bündnisvertrag entgegen.

Die Mandschurei ist nach Klima, Produkten und Lage die beste der Besitzungen Chinas, die hinter der Großen Mauer liegen. Das Klima zeigt durchschnittlich um 9 Grad Celsius kältere Temperaturen als die entsprechenden Breiten in Westeuropa; Regen fällt reichlich. In den Gebirgen, von welchen der große Chingan im Westen und das Schangan Alin-Gebirge im Südosten beträchtliche Höhen aufweisen, herrscht Wald vor, in der Ebene Wiesen mit äußerst saftigen Gräsern. Gerste, Hirse, türkischer Weizen, Kartoffeln, Mohn und viele Gemüse geben gute Ernten. Opium, Tabak, Indigo, Hanf sind weitere wichtige Handelsartikel. Jagdtiere, Hirsche, Bären, Antilopen, wilde Ziegen gibt es in Menge, im Norden auch Zobel; freilich überall auch Raubtiere, besonders Wölfe und Tiger. Die Flüsse sind sehr fischreich. Herden von Rindvieh, Pferden und Schafen sind häufig, aber bei dem Reichtum an saftigem Gras könnten noch viel mehr von ihnen gute Nahrung finden.

Wie wenig aber die chinesische Regierung es verstanden hat, aus dem Besitz des großen Landes den rechten Vorteil zu ziehen, geht schon daraus hervor, daß bis vor kurzem der Bergbau im ganzen Lande verboten war, „damit der geheiligte Boden der Heimat

des Kaiserhauses nicht beunruhigt werde". Auf Übertretung des Verbotes stand die Todesstrafe. Der russische Einfluß hat auch hierin Wandel geschaffen. Die Ausbeutung der Gold- und Silberfundstellen ist jetzt freigegeben, aber an die Erfüllung gewisser Bedingungen geknüpft, welche die Ablieferung eines Teiles des gefundenen Goldes und Silbers an die chinesische Staatskasse vorschreiben.



Kameraden.

Novelle von Lulu v. Strauss und Torney.

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne schien in die großen Fenster des Redaktionszimmers, aber es sah trotzdem nüchtern und ungemütlich aus; denn die Fenster gingen nur auf einen engen Hinterhof mit hohen kahlen Mauern, und die Sonne schien nur auf lauter Papiere, die auf den Tischen verstreut lagen.

Der Redakteur wandte mit einer ungeduldigen Bewegung den Kopf und sah scharf durch die Brille das junge Mädchen an, das an der Tür stand.

„Sie wünschen, Fräulein?"

Sie machte hastig ein paar Schritte vorwärts. „Ich wollte — ich komme wegen der Skizzen — ich schickte Ihnen vor ein paar Wochen etwas —"

Der Redakteur runzelte die Stirn. „Ihr Name?"

„Marie Biller."

Er nahm einen Haufen Papiere aus einem Fach des großen Schreibtisches, fuhr suchend mit den Händen dazwischen herum und warf ein Kuvert auf den Tisch.

„Da. Sie können es gleich wieder mitnehmen. Leider ungeeignet."

„Herr Doktor, ich dachte —"

„Bitte, Fräulein, ich habe keine Zeit übrig. Hier ist Ihr Manuskript.“

An dem zweiten Redaktionstisch waren zwei Herren in halblautem Gespräch, der eine balancierte auf der Kante des Tisches und rauchte eine Zigarette; er hörte auch einmal auf zu sprechen und starrte dem Mädchen ziemlich ungeniert ins Gesicht.

Sie war einen Augenblick regungslos stehen geblieben, mit schlaff herunterhängenden Armen. Als sie merkte, daß der junge Mensch sie ansah, nahm sie hastig ihr Manuskript vom Tisch und ging zur Tür.

Auf der Straße schob sie die Papiere in die Kleidertasche und ging mit dem gewohnheitsmäßig eiligen Schritt der Großstädterin die Straße entlang, ohne aufzusehen, mit einem müden, freudlosen Ausdruck im Gesicht. Sie fuhr erst auf, als sie auf einmal eine Stimme neben sich hörte.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich ein Stückchen mit Ihnen gehe?“

Es war der junge Mensch, den sie da eben auf der Redaktion getroffen hatte. Marie kannte ihn gleich wieder. Sie antwortete nicht, sie war dunkelrot geworden und fing an, rascher zu gehen.

Er blieb neben ihr. „Haben Sie nur keine Angst, ich will Ihnen nichts tun, Fräulein Biller.“

Sie sah überrascht auf. „Woher wissen Sie, wie ich heiße?“

Er lachte. „Keine Kunst! Sie sagten es ja eben selbst auf der Redaktion. Ich sah auch gleich, daß Sie ein Neuling waren, Ihr trauriges Gesicht dauerte mich. So sind alle Anfänger; mit ihren ersten Versuchen laufen sie auf die größten Redaktionen, wo sie totensicher abgewiesen werden, und dann sind sie unglücklich. Das machen die meisten mal durch.“

Das Mädchen hatte zugehört, ohne ihn anzusehen. „Es wurde mir so schwer, hinzugehen," sagte sie leise, „ich wollte auch gar nicht, ich hatte die paar Sachen nur so zu meinem eigenen Spaß geschrieben. Aber Mutter meinte, ich müßte es versuchen, ich könnte doch vielleicht noch etwas damit verdienen. Aber nun war es ja doch unnütz."

Er sah mit einem Lächeln auf sie herunter; diese Anfängerverzweiflung kannte er, und das kleine Ding tat ihm leid.

„Sie brauchen noch nicht den Mut zu verlieren, weil die Sachen nicht nach dem Geschmack des einen Redakteurs waren," tröstete er gutmütig, „wenn Sie sie mir einmal anvertrauen wollten, ich würde Ihnen gern mein Urteil darüber geben und könnte Ihnen vielleicht mit einem guten Rat helfen."

Sie ging langsamer und sah ihm nachdenklich ins Gesicht. Was für merkwürdig durchsichtige, ruhige Augen sie hatte!

„Ja — ich kenne Sie aber gar nicht," sagte sie fragend.

„Dem ist leicht abzuhelfen. Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen nicht eher vorstellte. Fritz Norbert, Schriftsteller, Kritiker, Dichter — alles in einer Person!"

Er hob mit drolliger Feierlichkeit den Hut, dann blieb er vor einem Ladenfenster stehen und zog ein Notizbuch aus der Tasche.

„Warten Sie, ich will Ihnen meine Adresse geben, so blindlings können Sie mir Ihre Geisteskinder nicht anvertrauen. Und Ihre Adresse muß ich auch wissen. Ich schicke Ihnen die Sachen dann in den nächsten Tagen wieder."

Das Mädchen hielt das Kuvert in der Hand und sah es unschlüssig einen Augenblick an. Dann gab sie

es ihm hin. „Da. Sie — Sie sollen mir dann aber offen schreiben, was Sie davon denken. Auch wenn es nichts taugt.“

„Keine Angst, Fräulein Biller. Kritik unter Kollegen ist offenherzig. Wenn die Dinger nichts wert sind, sage ich es Ihnen, und Sie dürfen es mir dann auch nicht übelnehmen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, gewiß nicht! Das ist ja gerade, was ich wünsche, ein offenes Urteil! Und —“ Sie war auf einmal still, irgend eine Kirchenuhr in der Nähe schlug zwei. „Schon so spät! Ich muß schnell nach Haus. Mutter wartet sicher schon lange. Adieu, Herr Norbert.“

Sie zögerte einen Augenblick, dann gab sie ihm die Hand und lief schnell die Straße herunter.

— — — — — — — — — — — —

Fritz Norbert radelte schon am anderen Tage heraus; er wollte ihr ihre Sachen gern selbst bringen, und sie wohnte so weit draußen, daß ihm der Weg zu Fuß zu viel Zeit weggenommen hätte. Vor der schmalen Glastür ihrer Wohnung wartete er erst etwas, ehe er klingelte, er war ganz atemlos von den vielen Treppen.

Als drinnen der schrille Ton der Klingel ging, blieb es erst still, dann kamen Schritte zur Tür.

Marie Biller sah dem jungen Mann fremd und fragend ins Gesicht, sie erkannte ihn augenscheinlich nicht. Aber dann auf einmal wußte sie, wer es war.

„Ach Sie, Herr Norbert! Verzeihen Sie, daß ich mich im ersten Augenblick nicht gleich besinnen konnte! Ich dachte auch gar nicht, daß Sie selbst kommen würden.“

Sie gab ihm die Hand und ging ihm voran über den kleinen dunklen Korridor.

„Bitte, kommen Sie herein. Mutter ist leider nicht da, sie wollte ein paar Besorgungen machen.“

Fritz Norbert hatte den unbestimmten Eindruck, daß er in seinem saloppen Radelanzug gar nicht hierher paßte, als er in das kleine Zimmer eintrat. Altmodische Möbel, ein Kanarienvogel und ein paar Blumenstöcke am Fenster, blendend weiße Gardinen, und über dem Ganzen so eine Stimmung von Ruhe und etwas spießbürgerlicher Gemütlichkeit.

Auf dem kleinen blankpolierten Nähtisch am Fenster lag eine Stickerei, da hatte sie wohl eben gesessen.

Marie schob ihm einen Stuhl hin und sah ihn an, aber sie fragte nichts. Es hätte ihm Spaß gemacht, wenn er etwas Ungeduld oder Furcht vor seinem Urteil an ihr gemerkt hätte, doch sie blieb ganz ruhig, auch als er das Kuvert herauszog und auf den Tisch legte.

Wie er noch einen Augenblick zögerte, sah sie ihm lächelnd ins Gesicht. „Bitte, ganz ehrlich.“

Er nickte. „Natürlich. Sehen Sie, Fräulein Biller, Talent haben Sie, das habe ich gleich gesehen. Zwar kein großes, aber eines, das sich der Mühe lohnt.“

„So? Meinen Sie wirklich?“ Nun wurde sie doch etwas lebhafter, ein gespannter Ausdruck lag in ihren hellen Augen. „Ich war schon ganz darauf gefaßt, daß Sie mich auslachen würden.“

„Das gewiß nicht. Talent haben Sie. Aber — nun kommt das „Aber“. Die Übung fehlt Ihnen. Sehen Sie, ich habe Ihnen da ein paar Notizen an den Rand geschrieben.“

Er schob ihr das Manuskript hin, sie beugte sich darüber und suchte die bezeichneten Stellen.

Fritz Norbert sah sie nachdenklich an, während sie las. Die Sonne schien ihr gerade auf das Haar, es

gab in dem dunkeln, etwas rötlich getönten Braun ein paar schimmernde Lichtreflexe, ähnlich dem Goldton im Frauenhaar auf manchen alten Porträts. Auch die Nackenlinie des gebeugten Kopfes war zart und hübsch.

Sein Geschmack war sie aber doch nicht. So ein stilles, ernstes Gesichtchen, langweilig und temperamentlos. Dabei die ganze Erscheinung so unbedeutend und prosaisch in dem schlichten blauen Kleid und der kleinen Schürze mit der Stickereikante. Sie kam ihm auch heute ganz anders vor als gestern. Da hatte sie so etwas Hilfloses, Scheues gehabt, das ihn anzog und ihm Lust machte, ein bißchen den Gönner und Helfer zu spielen. Das war heute wie weggeblasen. Sie war ganz ruhig und unbefangen, war auch gar nicht so überschwenglich dankbar, wie er erwartet hatte.

„Im ganzen liegt in Ihrer Schreibweise so etwas — ich weiß nicht recht, wie ich es ausdrücken soll — so etwas Weltfremdes, als ob Sie noch sehr wenig vom Leben gesehen hätten und wüßten," sagte er, als sie das Papier wieder auf den Tisch legte. „Ich würde Sie nie für eine Großstädterin halten nach diesen Sachen, eher für ein Pastorentöchterchen, das noch nie aus seinem Dorf herausgekommen ist."

Sie sah vor sich hin. „Viel anders ist es mir ja auch nicht gegangen. Vater starb, als ich klein war, seitdem leben Mutter und ich ganz still für uns. Wir müssen auch beide ordentlich arbeiten, wenn wir genug verdienen wollen. Morgens gehe ich zu einem alten Herrn, dem ich vorlese und abschreibe, und zu Haus mache ich Nachmittags und Abends Stickarbeiten für ein Geschäft. Da geht so ein Tag wie der andere hin."

Er machte ein ganz entsetztes Gesicht. „Ja, aber Sonntags, da kommen Sie doch wohl mal heraus?

Und ein Tag mitten zwischen den Menschen in einer großen Stadt zeigt einem mehr vom Leben als ein ganzes Jahr in irgend einem Nest."

„Sonntags bleiben wir zu Haus," sagte das Mädchen, ohne aufzusehen, „Mutter ist kränklich, sie kann das Gehen und den vielen Lärm nicht aushalten, und Bekannte haben wir auch nicht, wenigstens keine näheren."

„Du lieber Himmel, und das halten Sie aus?" Er sah sie ganz erregt und mitleidig an. „Das ist ja gar kein Leben, das ist ja ein langsames Vertrocknen! Sie sind doch nur einmal jung! Eine Schande, die schönen Jahre so zu vergeuden. Denken Sie doch mal, wie schön die Welt ist! Das ist doch alles für Sie auch da, Sie haben ein Recht darauf."

Sie schüttelte den Kopf, es war ein unruhiger Ausdruck in ihrem Gesicht. „Ich glaube, wir müssen doch immer erst Pflichten erfüllen, ehe wir an Rechte denken können," sagte sie hastig. „Ich habe es nie anders gekannt, auch nie anders gewünscht. Ich bin ja schon dankbar, daß wir so ruhig leben können und keine Sorgen haben. Und unsere Freuden haben wir doch auch, sogar ein Stückchen Frühling mitten in der großen Stadt. Sehen Sie nur da unten!" Sie ging zum Fenster und machte es auf.

Als er neben ihr stand und sich hinausbeugte, sah er tief unten in der Mitte des engen Hinterhofes auf einem Stückchen Rasen einen blühenden Apfelbaum. Die weißen duftigen Blütenzweige sahen ganz fremd und nicht hierher gehörig aus, sie hatten auch keinen Hauch zarter rosa Farbe wie sonst Apfelblüten, sondern nur ein kränkliches Weiß, schon etwas schmutzig vom Kohlendunst und Staub.

Als er zurücktrat, wunderte er sich über den träumerisch-glücklichen Ausdruck, mit dem das Mädchen auf

„ihr Stückchen Frühling“ hinuntersah. Ihm fiel auf einmal ein, daß sie selbst gerade wie der Baum da unten war: zwischen hohen Mauern eingeklemmt, in der Blüte verkümmert, ohne eine Ahnung von freier Luft und Sonnenschein.

Er wußte selbst nicht, warum er auf einmal so verstimmt war, als er wieder an den Tisch ging. Er suchte zwischen den Papieren herum und nahm dann etwas heraus.

„Wollen Sie mir diese Skizze noch eine Zeitlang lassen, Fräulein Biller? Sie ist entschieden gut, und wenn Sie mir erlauben, ein paar kleine Änderungen zu machen, könnte ich sie vielleicht für Sie unterbringen. Ich habe ja viele Verbindungen, und so ein erstes Gedrucktsein macht doch immer Mut.“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich weiß nicht, ob es richtig ist. Ich dachte eigentlich, die Abweisung sollte mir ein Fingerzeig sein, daß —“

„Dummes Zeug!“ Er lachte auf. „Wenn Sie überhaupt an Fingerzeige glauben, dann bin ich doch auch einer. Geben Sie her, Sie sollen sehen, es macht Ihnen Spaß, wenn Sie gedruckt sind! Und arbeiten Sie nur tapfer weiter. Ich will Ihnen gerne helfen und Ihnen sagen, was Ihnen noch fehlt.“

Sie sah ihn nachdenklich an. „Ich möchte wohl einmal etwas kennen, was Sie geschrieben haben.“

„Warum? Weil ich so weise reden kann, meinen Sie folgerichtig, meine Produktionen müßten tadellos sein? Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! Aber wenn es Ihnen Spaß macht, mal was zu sehen — meinethalben. Dann bringe ich Ihnen was mit, wenn ich das nächste Mal komme. — Donnerwetter — ich habe ja noch nicht einmal gefragt, ob ich überhaupt wiederkommen darf!“

Jetzt lachte sie auch, aber gleich darauf war sie wieder ernsthaft. „Gewiß, wenn Sie mögen. Aber ich weiß gar nicht — Sie kennen mich ja kaum und sind doch so gut gegen mich."

Sie stockte und sah ihn fragend an. Gar nicht befangen, nur wie ein Kind, das etwas erklärt haben möchte, das es nicht versteht.

Er lachte und streckte ihr die Hand hin. „Das ist unter Kollegen ganz selbstverständlich, daß man sich hilft, wo man kann. Auf Wiedersehen, Fräulein Biller!"

Er war schon draußen und lief die Treppe herunter. Eigentlich wunderte er sich über sich selbst und ärgerte sich zugleich. Warum hatte er das von dem Wiederkommen gesagt? Das kleine Ding ging ihn doch nichts an, war ihm nicht einmal interessant. Wieder einmal so ein Streich, den ihm seine Gutmütigkeit spielte. Na, er brauchte sich ja nicht weiter mit ihr einzulassen, wenn er nicht wollte. — — —

Er vergaß sie auch ganz in der nächsten Zeit. Der Großstädter ist Augenblicksmensch, schnelllebig; ein Eindruck löst den anderen ab und verwischt ihn.

Erst so nach vierzehn Tagen fiel sie ihm wieder ein. Er hatte nach einem fidelen Abend fast bis Mittag im Bett gelegen und saß nun mit schwerem Kopf verdrossen am Schreibtisch, als ihm das Manuskript mit der klaren, feinen Mädchenhandschrift wieder in die Hände kam. Er besah es von allen Seiten und besann sich — was hatte er doch damit wollen?

Ach so, er hatte der Kleinen ja versprochen, das Ding an irgend einem Blatt unterzubringen. Es war ja auch gar nicht so übel, wenn auch noch sehr anfängerhaft. Er korrigierte mit seiner großen, hakigen Schrift ein paar stilistische Fehler, wie er das Blatt noch einmal überlas, und schob es dann in die Tasche.

Er konnte die Sache auch gleich besorgen, er hatte doch nichts anderes zu tun.

Sein guter Freund, der lange Schmittberger, der die Redaktion eines Blattes dritten Ranges leitete, hatte gestern auch die Kneiperei mitgemacht und saß ziemlich mißmutig an seinem Redaktionstisch.

Norbert legte das Manuskript vor ihn hin. „Da, das sollst du drucken. Höchstens eine halbe Spalte. Ein ganz nettes Ding."

Schmittberger sah gähnend auf das Blatt herunter. „Was ist es denn? Von dir? Nein, das ist ja eine Damenhand."

Norbert nickte lachend. „Stimmt. So 'ne kleine Anfängerin, der ich den Spaß gönnen möchte, sich gedruckt zu sehen. Du kannst es wirklich auf meine Verantwortung tun, denn schlecht ist es nicht."

Der andere lachte jetzt laut heraus. „Na, hör mal, das ist so die richtige Kateridee! Fritz Norbert als literarischer Mäcen! Diesmal will ich's tun, ich brauche gerade noch eine Spalte. Aber bitte, gewöhne dir das nicht dauernd an! — Wer ist denn diese neue Größe? Hübsch?"

„Ach, nichts Besonderes, eine zufällige Bekanntschaft. Marie Biller heißt sie."

Er warf sich auf das Sofa und streckte sich bequem aus.

„Hast du nicht ein vernünftiges Kraut zu rauchen? Ich habe meine Zigaretten vergessen. So — danke!" —

Ungefähr eine Stunde später bummelte er durch die Straßen ihrer Wohnung zu. Der Weg war ja weit, aber die frische Luft tat seinen Nerven heute ganz gut. Auf der Redaktion hatte er noch ein paar alte Zeitungsnummern in die Tasche gesteckt, in denen ein paar Skizzen und Plaudereien von ihm standen; es war ihm

eingefallen, daß sie gesagt hatte, sie möchte auch etwas von ihm kennen.

Marie empfing ihn heute schon wie einen alten Bekannten, er merkte, daß sie sich freute über sein Kommen.

Ihre Mutter war diesmal auch da. Ein kleines, kümmerliches Frauchen in vertragenem, aber sehr ordentlichem schwarzen Kleid, mit sorgenvollem Gesicht und einer verschüchterten Ängstlichkeit im Wesen. Marie mußte schon von ihm erzählt haben, sie wußte gleich Bescheid.

Als er mit seiner Neuigkeit von der Annahme der kleinen Skizze herauskam, war Marie ganz still.

Die alte Frau schlug mit glänzenden Augen die Hände zusammen. „Siehst du, Marie, ich habe es dir ja immer gesagt! — Nicht wahr, meine Tochter hat Talent, das sagen Sie doch auch, Herr Norbert? Und sie kann noch ihr Glück damit machen. Wir wußten nur bis jetzt nicht, wie man das anfangen muß. Aber wo Sie ihr nun geholfen haben, wird sie mit ihrem Talent schon weiterkommen."

„Mutter, laß doch," Marie war ganz verlegen geworden, sie strich der Mutter leise über die Hand — „so viel ist doch nicht daran."

Norbert sah sie fragend an. „Freuen Sie sich denn nicht auch ein bißchen, Fräulein Biller? Ich dachte, Sie würden Luftsprünge machen vor Vergnügen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nur Mutters wegen freut es mich. Mir kommt es eigentlich vor, als ob es nicht recht wäre. Was man so für sich gedacht und geschrieben hat, daß das nun alle die fremden Leute lesen — es ist, als ob ich mich schämen müßte."

Er lachte gutmütig. „Das gibt sich, es ist nur so eine Art Lampenfieber. Passen Sie auf, wenn Sie es erst gedruckt lesen, sind Sie ganz stolz."

Die alte Frau hatte in dem kleinen altmodischen Glasschrank zwischen den Tassen gekramt, jetzt kam sie zu Norbert.

„Mir fällt auf einmal ein, ob Sie nicht bei uns Kaffee trinken wollen," sagte sie wichtig, „es ist doch gerade die Zeit. Und wenn wir es auch nur einfach geben können —"

„Sehr liebenswürdig, wenn Sie mich behalten wollen!" Norbert sah lachend zu Marie herüber. „Wenn es Ihnen auch recht ist?"

Marie war rot geworden, sie nickte ihm zu und stand auf. „Das ist hübsch, wenn Sie noch ein bißchen Zeit haben. Mutter, dann mußt du unseren Gast so lange unterhalten, ich will eben den Kaffee machen."

Sie war draußen, aber Norbert war schon neben ihr. „Wenn ich Ihnen solche Mühe mache, will ich wenigstens helfen," meinte er lustig, „man will sein Brot doch verdient haben!"

Marie war erst etwas verdutzt, aber dann ließ sie es sich lachend gefallen. In der winzigen Küche saß er auf der Tischkante und drehte pfeifend die Kaffeemühle, während sie das Wasser ansetzte, und das Mädchen wurde selbst so vergnügt dabei, daß ihr blasses Gesicht ordentlich Farbe bekam. Norbert fand sie wirklich hübsch so.

„Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, werde ich Ihnen jetzt etwas vorlesen," erklärte er, während sie den Kaffee aufgoß. „Wissen Sie noch, daß Sie neulich etwas von mir lesen wollten? Oder hat Sie der voreilige Wunsch schon gereut? Ich habe hier so ein paar Dinger mitgebracht."

„O ja, bitte, ich möchte es so gern." Marie sah eifrig zu ihm herüber. „Wie schön, daß Sie daran gedacht haben!"

„Na, dann bereiten Sie sich auf einen riesigen Genuß vor, Fräulein Kollegin!“

Es waren nur ein paar Kleinigkeiten, die er vorlas, Gesellschaftsskizzen, keck hingeworfen in scharf sarkastischer Manier.

Er konnte das Gesicht des Mädchens nicht sehen, während er las. Als er fertig war, blieb sie auch noch einen Augenblick still.

„Es ist gewiß sehr gut,“ sagte sie dann langsam. „Sie kennen die Welt ja auch wohl besser als ich. Ich würde das alles auch nie so durchschauen können. Aber wir sind ja gewiß auch sehr verschieden.“

Ihn amüsierte ihr Urteil. Für das sanfte Seelchen waren seine Sachen auch zu scharfe Kost, sie fühlte sich abgestoßen und wußte nicht, wie sie das schonend ausdrücken sollte.

Ein übermütiger Gedanke durchfuhr ihn, er beugte sich vor und sah ihr mit einem lachenden Blick in die Augen.

„Meinen Sie nicht, daß wir uns trotzdem ganz gut verstehen könnten?“ fragte er halblaut.

„Ich weiß noch nicht,“ sagte sie nachdenklich, „Sie sind so viel klüger als ich.“

Er antwortete nicht und sah fast verlegen an ihr vorbei. Dieses wunderliche kleine Ding mit ihrer ruhigen Unbefangenheit ärgerte ihn beinahe. Es hätte ihm Spaß gemacht, sie einmal herauszureißen, und doch fühlte er, daß das ein häßlicher Wunsch war.

Sie hatte jetzt ihren Kaffee fertig, er nahm ihr die Kanne weg und trug sie triumphierend in die Stube herüber.

„Er ist besonders gut geworden, weil ich geholfen habe,“ versicherte er Frau Biller, die den Kaffeetisch inzwischen mit drei altmodischen goldgeränderten Tassen gedeckt hatte.

„Kuchen gibt es freilich nicht," entschuldigte sie sich fast ängstlich, „ich konnte so schnell keinen besorgen, der Bäcker wohnt so weit."

Er lachte nur. „Meinen Sie denn, daß ich täglich so schlemmte? Du lieber Himmel — ein armer Literat! Für den ist eine Tasse Kaffee in Gemütlichkeit ein Luxus."

Das kleine Sofa krachte ordentlich, als Fritz Norbert sich darauf setzte, er sah überhaupt mit seiner Länge und dem hochgetragenen blonden Kopf fast zu groß für die kleine Stube aus; aber er fühlte sich wohl und war ausgelassen lustig.

Marie war erst noch still, als ob sie sich scheute, sich einmal so recht der sorglosen Freude hinzugeben, aber bald lachte sie mit. Es kam Norbert vor, als ob sie heute einmal wirklich jung wäre, nicht das frühalte, verkümmerte Schattenpflänzchen, das sie ihm sonst schien.

Als sie fertig waren, räumte Frau Biller die Tassen zusammen, um sie zu spülen. Marie wollte ihr helfen, aber das litt sie nicht, die sollte bei dem Gast bleiben und ihn unterhalten. So holte Marie denn ein paar kleine Sachen, die sie geschrieben hatte, und las sie ihm vor; er kritisierte sie und gab ihr ein paar gute Ratschläge für die Zukunft. Zuletzt kam sie sogar schüchtern mit ein paar Versen und Gedichten heraus.

„Passen Sie nur auf, wenn Sie so weitermachen, werden Sie bald ganz berühmt sein," neckte er, „und dann bitte ich um Ihre Protektion, Fräulein Kollegin!"

Sie war dunkelrot geworden und sah ihn einen Augenblick zögernd an. „Ich wollte, Sie sagten das nicht immer."

„Was soll ich nicht sagen? Fräulein Kollegin?"

Sie nickte verlegen. „Ich mag es nicht hören.

Ich bin doch noch lange nicht so weit, und es klingt so — so geschäftsmäßig!"

Er lachte. „Ja, das hilft aber nichts, wir sind nun einmal Kollegen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Lieber Kameraden," sagte sie ernsthaft. „Sie helfen mir doch wirklich wie ein guter Kamerad."

Kameraden! Fritz Norbert mußte lachen. Was wußte das kleine Ding von Kameradschaft? Kameradschaft, wie sie unter Männern in ernster Arbeit Schulter an Schulter oder auch in tollen Nächten beim Wein sich schließt? Eine Kameradschaft, über lyrischen Gedichten geschlossen, mit solch einem Kind, das nichts vom Leben wußte! Aber sie sah ihn so erwartungsvoll treuherzig an, daß er die Neckerei, die er auf der Zunge hatte, nicht herausbrachte. Er streckte ihr nur die Hand hin.

„Einverstanden, mein kleiner Kamerad!"

Sie ließ ihre Hand unbefangen einen Augenblick in seiner und sah vor sich hin. Er schloß unwillkürlich die Finger fester um die kühle Mädchenhand, die so ruhig in der seinen lag; sie merkte es gar nicht, auf ihrem Gesicht war ein Ausdruck von träumerischer Zufriedenheit. So wie jemand, der schläft und noch nie geweckt worden ist, mußte er denken.

Verstimmt ließ er ihre Hand los und rückte heftig den Stuhl.

Aber im nächsten Augenblick mußte er über sich lachen. Dieses kleine Mädchen ging ihn ja nichts an. Er wollte auch nichts von ihr. Und zu einem Experiment war sie nicht einmal interessant genug. Nein, die kühle Kameradschaft war hier das beste. — —

Von da an kam Fritz Norbert aber doch öfter. Es ging so ganz allmählich, daß er sich daran gewöhnte,

alle paar Tage die steilen Treppen heraufzusteigen und den Knopf der Klingel bei Villers zu drücken. Er war bald ganz zu Hause in der kleinen Stube mit den altmodischen Möbeln und den weißen Gardinen, trotzdem es da ganz anders war, als er es sonst kannte. Das ganze Leben sah sich aus dieser weltfremden Enge anders an, aber vielleicht gefiel es ihm gerade deshalb so gut. Es war immer so ein Ausruhen und Aufatmen zwischen dem wirren Stundenwirbel des Großstadtlebens und des Literatentums.

Marie und er waren ganz gute Freunde jetzt. Er verstand das Mädchen ja eigentlich nicht; es war eine so sonderbare Mischung von fast backfischmäßigem Idealismus und nachdenklicher Klugheit in ihrem Wesen, und in dem winzigen Ausschnitt vom Leben, den sie wirklich kannte, machte sie sich ganz ihre eigenen Gedanken und Urteile.

Aber trotzdem ihre Art ihm fremd war, hatte sie doch einen wohltätigen Einfluß auf ihn. Ihre gleichmäßige Ruhe legte sich beschwichtigend auf seine Nerven.

Manchmal freilich verstimmte sie ihn auch. Der Verkehr mit Frauen war sonst für ihn unzertrennlich von einem gewissen prickelnden Reiz. Der fehlte hier, und er fühlte auch, daß er machtlos war, aus dem Geheimnis dieser Natur den Funken herauszuschlagen. Das war er nicht gewohnt, und augenblicksweise konnte es ihn ärgern, aber das waren immer nur flüchtige Regungen, und Marie merkte sie gar nicht, sie blieb immer gleich unbefangen gegen den Kameraden. —

Es war Ende April, die Luft war schon ganz warm, vor den Villen der Tiergartenstraße blühten die Tulpen und Hyazinthen, und an den Straßenecken standen Kinder mit großen Büscheln sperriger Weidenzweige voll silberflammiger Kätzchen. So ein Tag, der es einem

zwischen den hohen Häusern unbehaglich macht und an allerhand sentimentales Zeug aus der Jugendzeit erinnert.

Fritz Norbert bummelte mit der Zigarette die Friedrichstraße entlang und überlegte eben, ob er nicht heute einmal Zeit hätte, hinauszuradeln, als er auf einmal Marie Biller vor sich gehen sah mit ihrem gleichmäßig eiligen Schritt, den Arm voll Pakete. Sie sah immer geradeaus, gar nicht nach den glänzenden Auslagen der Schaufenster oder den Menschen um sie herum.

Norbert ging etwas schneller und war gleich darauf neben ihr. Sie fuhr zusammen, als er sie anredete, sie mußte ganz in Gedanken gewesen sein, aber dann nickte sie ihm freundlich zu.

„Ich habe Besorgungen gemacht, ich muß Mutters und meine Sommersachen in Ordnung bringen," sagte sie auf seine Frage, „jetzt wollte ich nach Haus."

„Jetzt nach Haus!" Norbert schüttelte den Kopf. „Natürlich, sich gleich wieder krumm hinsetzen und sticheln. Nein, Fräulein Marie, daraus wird heute nichts! Sie haben Zeit und ich auch, und Sie kehren jetzt um und machen mit mir einen kleinen Bummel durch den Tiergarten. Sehen Sie nur, wie schön es ist!"

Sie blieb unschlüssig stehen und sah zu dem blauen Himmel über den Häusern hinauf, in dem ein paar kleine weiße Wolken schwammen.

„Ich weiß nicht recht —" sagte sie zögernd.

„Aber ich weiß es. Eine Schande, solch schönen Tag in der Stube zu hocken! Kommen Sie — kehrt marsch!"

So gingen sie denn zusammen erst die Friedrichstraße, dann die Linden entlang und durch das Brandenburger Tor in den Tiergarten hinaus.

Über den Bäumen und Büschen hing das junge

Laub wie ein dünner grüner Flor, irgendwo antworteten sich ein paar Buchfinken, der eine nah, der andere ferner, in zwitscherndem Geschmetter. Dazu war es wundervoll weiche, müde Luft.

Marie war anfangs ganz still, aber Norbert freute sich an den großen, glücklichen Augen, mit denen sie um sich sah.

Ihm fiel auf einmal ein, daß ihre Pakete doch gewiß unbequem zu tragen waren; ohne zu fragen, nahm er sie ihr aus der Hand und schob sie in die Taschen.

„Geben Sie her, mir macht das nichts aus, ob sie da in der Tasche stecken. Sie sollen heute mal ganz vergnügt und frei sein und nichts zu schleppen haben, weder körperlich noch geistig."

Sie sah ihn ernsthaft an. „Ich glaube, das ist ganz unmöglich. Geistig, meine ich. Was man da zu schleppen hat, wird doch mit der Zeit ein Stück von einem selbst, das man gar nicht missen möchte."

Er schüttelte unzufrieden den Kopf. „Wenn Sie doch einmal all diese ernsthaften Grübeleien zu Haus lassen wollten! Wissen Sie, daß das ganz was Verfrühtes, Unjugendliches an Ihnen ist? Und Sie sind doch wirklich noch so jung."

„Dreiundzwanzig schon — wenigstens fast," schob sie eilig ein.

Er mußte lachen. Das war echt wie sie; so gar nichts von der weiblichen Ziererei mit dem Alter, eher noch sich ein bißchen älter machen!

„Fast?" fragte er neckend. „Wann denn? Darf ich das nicht auch wissen?"

„Warum nicht? Am vierten Mai."

„Am vierten Mai? Famos, das ist ja in acht Tagen! Das müssen wir aber zusammen feiern, Fräulein Marie!"

Sie schien gar nicht auf ihn zu hören, sie sah nachdenklich geradeaus. Dann hob sie den Kopf.

„Eigentlich beneide ich Sie um Ihre leichte Lebensauffassung," sagte sie. „Ich wollte, ich könnte das auch. Es muß viel netter und bequemer sein. Wie fangen Sie das nur an?"

Er lachte. „Das ist ganz einfach. Es kommt wohl, weil ich das Leben so genau kenne. Von klein auf habe ich mich allein durchbeißen müssen und habe einen Tag Glück und den nächsten Pech gehabt. Da lernt man, das einzelne nicht so schwer zu nehmen. Sonst könnte man auch gar nicht den Kopf über Wasser halten. Und es lebt sich wirklich ganz bequem und fidel so!"

Er pfiff eine lustige Gassenhauermelodie vor sich hin, dann brach er wieder ab.

„Sie würden das auch lernen, wenn Sie mehr herauskämen. Aber so wie Sie hinvegetieren, immer allein mit der alten Dame, die für die Jugend kein Verständnis hat, in diesem winzig engen Kreis, da muß es von selbst kommen, daß Ihnen die kleinsten Kleinigkeiten wichtig werden. Es ist wirklich ein Jammer um Sie."

In Maries Gesicht war ein Ausdruck von Unruhe, es war, als ob sie etwas suchte, um von diesem Thema abzukommen.

„Wo sind Sie eigentlich zu Haus, Herr Norbert?" fragte sie hastig. „Sie haben mir nie davon erzählt, auch von Ihren Eltern nicht."

Er zuckte die Schultern. „Was ist denn da groß zu erzählen? Meine Eltern habe ich kaum gekannt, sie starben, als ich klein war. Damals wohnten wir in Thüringen. Ich kam dann zu Verwandten hierher. Aber ein Heim habe ich nicht mehr gehabt seitdem.

Ist mir aber auch ganz recht, mir paßt die Ungebundenheit besser."

Marie sah ihn an, mit einem großen, ehrlichen Mitleid in den hellen Augen. „Aber das ist doch schrecklich! Ganz allein kann doch kein Mensch leben! Sie haben doch gewiß viele Freunde."

„Freunde? Wie man's nimmt." Norbert ärgerte sich fast über das Mitleid des Mädchens, er hieb zerstreut im Vorbeigehen ein paar hellgrüne Blattknospen mit dem Stock ab. „Wissen Sie, ich habe viele gute Bekannte, auch Freundschaften, aber keinen Freund. Ein Mensch kann einem ja doch nie genügen, man hat mit jedem nur irgend eine Seite gemeinsam. Ebenso geht mir's auch in anderer Weise. Liebschaften habe ich genug gehabt, aber die Liebe, die eine, große, kenne ich darum auch nicht. Aber das ist ja auch viel besser. Wozu sich mit den Menschen so fest verbinden? Vielleicht werden sie einem später mal hinderlich und lästig, und dann kann man sich nicht losmachen."

Marie war dunkelrot geworden, aber sie sah ihm doch mit großen Augen voll ins Gesicht.

„Nein," sagte sie schroff, „so darf man gar nicht denken, das ist häßlich. Das ist doch eben die rechte Liebe, daß man sich ganz gegenseitig versteht. Wenigstens, was ich mir darunter denke. Und ich glaube, das gibt es für jeden nur einmal auf der Welt. Und wenn man das nicht hat, ist alles andere nur schlechter Ersatz. Man soll sein Höchstes nicht in kleiner Münze verzetteln, das ist unwürdig! Dadurch verliert man das Anrecht auf das wirkliche große Glück."

Sie hatte ganz aufgeregt gesprochen, aber fast als ob sie mit sich selbst spräche; an ihm sah sie vorbei, als ob er gar nicht da wäre, in ihren Augen war ein sonderbar tiefer Ausdruck.

„Ein schrecklich unpraktischer Idealismus, den Sie da entwickeln!“ Norbert war stehen geblieben und sah lachend auf sie herunter. „Kind, damit bringen Sie Ihre Jugendjahre hin, daß Sie auf diese ideale Liebe warten? Und wenn der Märchenprinz nicht kommt, werden Sie alt und grau und haben überhaupt nie gewußt, was leben heißt! Fräulein Marie, Sie sind doch nur einmal jung.“

Sie antwortete nicht, sie sah nur mit ängstlichen Augen zu ihm auf.

„Wir müssen weiter,“ sagte sie dann hastig.

Er achtete nicht darauf, er beugte sich vor und sah ihr ins Gesicht. „Wissen Sie, daß Sie ein Unrecht an sich selbst begehen? Den Augenblick verlieren Sie über allerhand unmöglichen Träumereien, und Ihre Seele, Ihr Ich verkümmert und vertrocknet unterdes in der Entwicklung!“

Er war still und atmete tief; er wußte selbst nicht, warum er sich so aufregte, aber es machte ihn ungeduldig, dieses junge Geschöpf in ihren eigensinnigen selbstgemachten Vorurteilen befangen zu sehen. Und dabei kam sie ihm heute auf einmal so besonders reizend vor, als ob sie wieder etwas von dem Scheuen, Hilflosen hätte, das ihn zuerst angezogen hatte.

Marie hatte erst nicht geantwortet, jetzt wandte sie sich auf einmal schroff weg und fing an weiterzugehen.

„Sie sollen nicht so sprechen,“ sagte sie hastig, „Sie gerade nicht! Sie wissen doch, wie ich lebe, und daß ich nicht anders kann. Ich muß mich ja hereinfinden, ob ich will oder nicht, und Sie machen es mir nur schwerer. Sie wissen doch selbst, daß keine Möglichkeit ist — für mich —“

„Keine Möglichkeit?“ Norbert war dicht neben ihr, er sah mit lachenden Augen zu ihr herunter. „Mög-

lichkeit, das Leben zu genießen, gibt es immer. Sie brauchten nur zu wollen, Fräulein Marie!"

„Ich?" Sie sah fragend zu ihm auf. „Wieso?"

Er lachte wieder. „Das wollte ich Ihnen schon lehren. Sie müssen nur nicht übertriebene Ansprüche stellen. Wenn man das Beste nicht haben kann, gibt man sich eben mit dem Geringeren zufrieden. Ich bin wirklich ein ganz guter Kerl, Fräulein Marie, Sie sollten nur versuchen, mich ein bißchen gern zu haben."

„Sie?" Marie lachte, aber es war kein ganz unbefangenes Lachen, sie war rot dabei geworden. „Solche Witze sollten Sie nicht machen. Das ist nicht hübsch."

Norbert wollte hastig antworten, aber er war still, als er ihr Gesicht sah. Es war, als ob sie ihn schon wieder ganz vergessen hatte. Sie sah mit einem träumerischen Ausdruck in das helle Grün der Bäume hinauf.

Sie hatte ihn wohl gar nicht verstanden. Vielleicht war das auch ganz gut. Er war gerade drauf und dran gewesen, sich wie ein verliebter Primaner zu betragen. Das war aber nur die Aufwallung eines Augenblicks gewesen, im Grunde ließ sie ihn ja doch kalt.

Marie blieb auch einmal stehen und sah mit einem tiefen Atemzug um sich. „Es war wirklich gut von Ihnen, daß Sie mich da herausbrachten. Wie wunderschön das alles ist! Das Wasser hinter den Büschen, und die Sonne und die Vögel! Wir haben so viel gesprochen, da genießt man es gar nicht recht. Das kann man nur, wenn man still ist."

So gingen sie denn still nebeneinander her die letzte Strecke des Weges. Ganz bis nach Haus brachte er sie nicht, er bog ein paar Straßen vorher ab, wo er seiner Wohnung näher kam.

Sie gab ihm beim Weggehen freundlich die Hand. „Lassen Sie sich bald wieder bei uns sehen. Sie wissen, wir freuen uns immer."

— — — — — — — — — — — —

Fritz Norbert hatte sich an dem Tage eigentlich vorgenommen, nicht so oft mehr hinzugehen. Aber wenn es auch sonst öfter vorkam, daß er acht Tage nicht hinging, diesmal, wo sein Vorsatz ihn gewissermaßen band, war es ihm unbequem, es fehlte ihm ordentlich.

Eigentlich war es auch übertriebene Vorsicht. Seiner selbst wegen hatte er sie wahrhaftig nicht nötig, und Marie — na, er hatte doch deutlich gesehen, daß ihr der Verkehr ungefährlich war. Sie würde sich auch wundern, wenn er jetzt auf einmal wegblieb, sie wußte ja gar nicht weshalb. Und dann — hatte sie nicht gesagt, daß am vierten Mai ihr Geburtstag war? Es wäre doch unfreundlich von ihm, wenn er sich an dem Tage gar nicht sehen ließ.

Vielleicht konnte er ihr auch eine kleine Geburtstagsfreude machen. Irgend etwas Besonderes. Er besann sich, und endlich fiel es ihm ein, er wollte sie mit in die Oper nehmen. Das war etwas ganz Neues für sie. Und ihm würde es Spaß machen, ihr Entzücken zu sehen.

Am Nachmittag, als er wußte, daß ihr Sekretärdienst bei ihrem alten Geheimrat vorüber war, ging er hin.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie kommen!" sagte sie, als er ihr gratulierte. „Ich dachte schon, Sie hätten uns ganz vergessen. Sie sind so lange nicht hier gewesen."

„Haben Sie mich wirklich für so schlecht gehalten, Fräulein Marie?" Er stand vor ihr und sah freundlich auf sie herunter. „Nein, im Gegenteil, ich habe sehr viel an Sie gedacht. Ich habe mich immer be-

sonnen, was für eine Freude ich mir zu Ihrem Geburtstag machen wollte. Und sehen Sie" — er zog seine beiden Billette aus der Tasche und hielt sie ihr hin — „hier ist mein Geburtstagsspaß. Ich will Sie heute abend mit ins Opernhaus haben — zu Tristan und Isolde."

„Mich?" Marie sah ihn ungläubig an. „Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst! Ich — ich bin da ja nie gewesen! Ich kenne das ja gar nicht!"

„Eben deswegen! Für Ihre Bildung sehr vorteilhaft! Du lieber Himmel, dreiundzwanzig Jahre — Sie sehen, ich habe ein gutes Gedächtnis — und noch nie im Theater gewesen!"

Frau Biller kam jetzt auch herein und machte ihr sorgenvollstes Gesicht, als sie von dem Plan hörte.

„Kind, Mimi, du ins Theater! Aber dann kommst du ja so spät nach Haus! Und es ist doch auch so teuer! Das geht doch nicht, Herr Norbert, das kann meine Tochter doch nicht annehmen!"

„Warum nicht? Das ist übrigens auch nicht so gefährlich, denn ich bekomme als Kritiker immer Freibillette."

Norbert log diesmal, aber er tat es Marie zu Gefallen. Sie war dunkelrot geworden, als die Mutter davon sprach.

„Also, Fräulein Marie, Sie machen sich heute abend so hübsch Sie können, und um sechs hole ich Sie ab. Nach Hause werde ich Sie nachher auch bringen, damit sich Ihre Mutter nicht sorgt." —

Als er pünktlich kam, um sie abzuholen, war sie schon ganz fertig. Sie hatte ihr bestes Kleid an, ihr braunes Haar war heute etwas lockerer gemacht, und ihr Gesicht hatte mehr Farbe als sonst, das kleidete sie gut.

Frau Biller strich noch mit wichtigem Eifer an ihrem Kleid herum, zuletzt brachte sie noch ein kleines Kästchen und gab es Marie. „Da, Mimi, das ist mein Geburtstagsgeschenk. Heute sollst du ein bißchen hübsch aussehen, Kind.“

Eine kleine rosa Schleife lag in dem Kästchen.

Marie sah mit glücklichen Augen auf das Ding herunter. „Du bist so gut, Mutter, das ist viel zu schön für mich!“

„Nein, nein, Kind, komm nur, wir wollen sie anstecken, daß Herr Norbert nicht warten muß.“

Marie war still, als sie dann zusammen durch die Straßen gingen. Norbert sah manchmal in ihr Gesicht, das hatte einen erwartungsvollen Ausdruck wie ein Kind vor Weihnachten.

„Freuen Sie sich?“ fragte er einmal unterwegs.

Sie nickte. „O, so sehr. Aber ich habe fast auch Angst. Ich weiß so gar nicht, wie es ist.“

Er lachte. „Dumm, daß ich vergessen habe, Ihnen das Textbuch vorher zu geben. Warten Sie, ich will Ihnen etwas davon erzählen, damit Sie doch Bescheid wissen.“

Sie hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, während er ihr den Gang der Handlung erzählte. Unterdes waren sie am Opernhaus angekommen; es war schon höchste Zeit, sie hatten kaum in der Garderobe die Sachen abgegeben und saßen auf ihren Plätzen vorn an der Brüstung im dritten Rang, als der Zuschauerraum dunkel wurde und die Ouvertüre anfing.

Ein paarmal sah er Marie an; sie saß ganz regungslos vorgebeugt, ihr Gesicht konnte er in der undeutlichen Dämmerung nicht recht erkennen.

Dann vergaß er sie auch eine Zeitlang. Die gewaltige Tonfülle und Schönheit des Wagnerschen Meister-

werkes riß ihn mit fort, erfüllte sein ganzes Ich bis in jeden Nerv hinein.

Erst als am Schluß des ersten Aufzuges der Vorhang fiel und die elektrischen Lampen im Zuschauerraum mit ihrem grellweißen Licht die sonderbar erhobene Traumstimmung zerstörten, fiel ihm Marie wieder ein.

Er beugte sich zu ihr hin. „Wie gefällt es Ihnen?"

Sie wandte langsam den Kopf und sah ihm mit weit offenen abwesenden Augen ins Gesicht. Sie hatte seine Frage gar nicht verstanden, er mußte sie wiederholen.

Da nickte sie. „Es ist wie ein Wunder!" sagte sie halblaut.

Er sah auf einmal, daß sie bis in die Lippen blaß war. Er erschrak ordentlich. Wenn es ihr nur nicht zu viel wurde! Sie war so etwas ja gar nicht gewohnt!

Um ihre Aufregung etwas zu beruhigen, fing er an, ihr ein paar auffallende oder komische Erscheinungen im Publikum zu zeigen und seine Bemerkungen darüber zu machen. Das Mädchen hörte zu, aber es war, als ob sie ihn gar nicht verstände; sie nickte nur hin und wieder, antwortete auch, wenn er sie etwas fragte, aber es kam ihm vor, als ob sie im Schlaf spräche. Fast bereute er seine Idee. Sie hätte gewiß nicht gleich als erstes so etwas Großartiges, Überwältigendes sehen dürfen, dem waren ihre seelischen Kräfte nicht gewachsen. —

Weiter. Die Liebesszene zwischen Tristan und Isolde. Grünliche Gartendämmerung auf der Bühne, sinnbestrickende Musik, alle Nerven aufregend und zugleich süß einschläfernd. Durch die atemlose Stille des Hauses Isoldes sehnsüchtiger und doch selig jauchzender Ruf: „So laß mich sterben!" —

Norbert hatte sich vorgenommen, auf Marie zu achten; er hatte sich jetzt genug an die Dämmerung gewöhnt, um ihr Gesicht zu erkennen. Sie saß über die Brüstung vorgebeugt, die Lippen geöffnet, als ob sie jeden Ton trinken wollte. Die Hände lagen im Schoß, fest ineinander geklemmt.

Er faßte sie leise mit seiner Rechten und löste sie auseinander. Sie fuhr erst zusammen, aber dann ließ sie es ruhig geschehen, litt es auch, daß er ihre Hand fest in seiner behielt. Ihre Finger waren glühend heiß, es war ihm bisweilen, als ob es wie ein Zittern durch sie hin lief.

Sie sprach kaum zwei Worte mehr während des ganzen Abends. Als nach dem letzten Aufzug der Vorhang fiel und ein donnerndes Klatschen und Rufen durch das Haus ging, stand sie hastig auf und drängte hinaus. Sie waren fast die ersten draußen. Wie im Traum ließ sie es geschehen, daß er ihr den Mantel umhing und ihr das mitgebrachte Tuch um den Kopf band. Ihr Gesicht war jetzt heiß, ihre Augen hatten einen sonderbaren Glanz. Norbert hatte das Mädchen noch nie so hübsch gesehen.

Er selbst war in gehobener Stimmung. Dazu war so eine unbestimmte Unruhe und Unternehmungslust in ihm — wenn er allein gewesen wäre, hätte er irgend einen tollen Studentenstreich machen mögen!

Draußen auf der Straße zog er ihren Arm fest in seinen, sie gingen ohne zu sprechen, er sang und pfiff abgerissene Melodien vor sich hin, die ihm haften geblieben waren.

Als sie aus dem Bereich der belebteren Straßen heraus waren, fing er an, langsamer zu gehen. Es bummelte sich so köstlich durch diese fast schwüle Nachtluft hin — die elektrischen Lampen standen wie weiße

Monde in dem tiefen Blau des Himmels, ein weißlicher Lichtdunst lag über der Stadt, und ganz hoch oben waren die Sterne wie Funken in die blauschwarze Dunkelheit gesät. Das Summen des nächtlichen Großstadtlebens klang gedämpft in diese stilleren Straßen herüber. Nur hin und wieder begegneten sie einem Menschen. Norbert wurde es langweilig, daß das Mädchen gar nicht sprach. Er blieb auf einmal stehen.

„Denken Sie sich das sehr interessant für mich, so stumm dahinzutrotten, Fräulein Marie? Sie haben doch sicher eine Menge Gedanken, und ich finde es schlecht von Ihnen, wenn Sie mich gar nicht ein bißchen davon profitieren lassen."

Marie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht — es ist alles so sonderbar" — sagte sie wie träumend, „die Welt ist so anders heute. Und es kommt mir vor, als ob ich gar nicht mehr ich selbst bin."

Er lachte nur, ohne zu antworten. Es war nichts mit ihr anzufangen jetzt, sie mußte sich erst besinnen.

Da waren sie endlich in ihrer Straße. Frau Biller hatte Norbert den Hausschlüssel gegeben, er schloß auf und sie tappten sich hintereinander die dunklen Treppen hinauf. Oben zündete er ein Streichholz an, damit sie das Schlüsselloch der Korridortür finden konnte.

Marie blieb einen Augenblick zögernd stehen und wollte ihm die Hand geben. Er schüttelte den Kopf und schob sie sacht vor sich her in die Tür.

„Wie einen Dienstmann wegschicken lasse ich mich nicht gleich, Fräulein Marie. So vier Stunden Kunstgenuß wirken schrecklich auf den Magen, meiner knurrt schon wie ein Wolf. Ein Stückchen Butterbrot müssen Sie mir schon geben."

„Wenn Mutter nur nicht aufwacht," sagte Marie flüsternd.

„Keine Angst, wir sind ganz leise, die alte Dame merkt es gar nicht.“

Nun standen sie in der Stube. Die kleine Lampe mit dem grünen Schirm war niedrig geschraubt, es war ganz dämmerig. Das Fenster war offen, die roten Blüten des Geranienstocks stachen sonderbar grell von der Dunkelheit draußen ab und bewegten sich leise in der schwülen Nachtluft, die hereinwehte. Auf dem Tisch stand Brot und Butter und eine altmodische gehäkelte Kaffeemütze, mit der die kleine Kaffeekanne zugedeckt war.

Marie war mitten in der Stube stehen geblieben, die Arme schlaff herunterhängend, und sah mit abwesendem Blick über all die bekannten Gegenstände weg. Das rote Kopftuch war ihr auf die Schultern zurückgefallen, das dunkle Haar lag unordentlich bauschig um die Stirn. Ihr Gesicht war noch glühend heiß und hatte einen Ausdruck glücklicher Versunkenheit.

Es durchfuhr Norbert auf einmal sonderbar heiß, als er sie ansah. Ein reizendes Bild! Wie eine ganz andere — er hätte nie gedacht, daß das in dem Mädchen steckte!

Leise nahm er ihr das Tuch ab und legte dabei seinen Arm um ihre Schulter.

„Marie, besinnen Sie sich! Sie sind nicht mehr im Opernhaus. Kommen Sie doch endlich mal wieder auf die Erde!“

Sie war zusammengefahren und sah ihn auf einmal mit einem ängstlichen Blick an. „Nein — bitte nicht“ — mit hastiger Bewegung wollte sie sich von seinem Arm losmachen.

Norbert lachte, ihre Angst machte ihm Spaß, er zog sie etwas fester zu sich. „Kind, ich tue Ihnen ja nichts! Seien Sie nicht albern. Von einem Kameraden kann

man sich das schon mal gefallen lassen. Da ist doch nichts dran!"

Sie versuchte ihn zurückzuschieben. „Nein, nein — das nicht — nicht die Kameradschaft mißbrauchen" — sagte sie stockend.

„Mißbrauchen? Wer sagt denn das? Das klingt gleich so schlimm! Es ist doch nichts dabei. Wer weiß, was morgen ist! Und Sie haben doch selbst gesagt, daß die Welt heute ganz anders ist — und Sie selbst auch, Marie —"

„Ich will nicht — ich will nicht" — sagte sie halblaut, atemlos.

Aber sie wehrte sich nicht mehr. Sie litt es wie willenlos, als er sie jetzt dicht an sich zog, ihr Kopf lag an seiner Schulter.

Sie rührte sich auch nicht, als er sie küßte. Sie schloß nur die Augen, und er fühlte, daß sie über und über zitterte.

Hastig schob er ihren Kopf herum, daß er ihr ins Gesicht sehen konnte. „Sieh mich an! Mir in die Augen!"

Da sah sie ihn an. Mit großen bangen Augen, wie ein Tier, das sich vor der Peitsche fürchtet. In seinem Blick war eine heiße Unruhe.

Als sich ihre Augen trafen, warf sie auf einmal die Arme leidenschaftlich um seinen Hals.

„Ich weiß nicht, was das ist," sagte sie hastig flüsternd, „mir ist so bange. Und ich kann doch nicht anders. Als ob ich keinen Willen mehr hätte. Und es ist doch Unrecht —"

„Unrecht? Warum? Laß doch die ewige altkluge Reflexion. Wer das Leben genießen will, muß Mut haben. Nicht immer an das „Es schickt sich nicht" denken. Das ist für Schwächlinge. Wer Mut hat und frei ist, schert sich nicht drum."

Er hatte abgebrochen und rasch gesprochen, dazwischen küßte er sie wieder, mitten in das bauschige dunkle Haar, das losgegangen war und über seine Hand hing. Sie wehrte sich nicht, sie bog ihm den Kopf entgegen. Ihr Atem ging tief und zitternd. Es war wie ein Rausch über das junge Ding gekommen. All die zurückgestaute verkümmerte Lebenslust ihrer dreiundzwanzig Jahre —

Ein schwüler Windstoß fuhr auf einmal ins Fenster, die Lampe flackerte, und von der einen Geranienblüte flatterten ein paar grellrote Blätter herunter. Norbert nahm sie auf und streute sie dem Mädchen ins Haar.

„Du — du —"

Er hob sie auf mit beiden Armen und hielt sie einen Augenblick so; er fühlte dabei ihren stoßweisen Herzschlag.

„Kind, was du zitterst! Was hast du denn? Angst? Vor was?" Mit einem heißen, unsteten Blick sah er ihr in die Augen, dann lachte er auf. „Ja, ja, ich weiß — so machen es die kleinen Mädchen alle, ich kenne das — das gibt sich von selbst. Es will eben alles gelernt sein, Schatz! Beim nächsten kleinen Roman geht es schon besser!"

Er lachte noch einmal, mit einem häßlichen scharfen Klang in der Stimme.

Das Mädchen schauerte auf einmal wie fröstelnd zusammen, sie hob rasch den Kopf und sah ihn ein paar Sekunden lang wie fragend an. Seine Augen antworteten ihr, es lag eine haltlose, brutale Leidenschaft darin.

Marie sah hastig weg, in die Dunkelheit hinein. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich plötzlich verändert.

Draußen hatte sich der Himmel bezogen, kein Stern war mehr zu sehen. Es war ganz still, nur von fern

klang ein rollendes summendes Getön über die Dächer.

Auf einmal schlug draußen irgendwo eine Kirchenuhr. Schwere einzelne Schläge, erst viermal, den vollen Stundenschlag, dann setzte sie noch einmal ein, noch tiefer und dröhnender. Es klang sonderbar unheimlich, wie eine nahe drohende Stimme aus der ungewissen Dunkelheit heraus.

Marie strich sich langsam ein paar dunkle Haarsträhnen aus der Stirn. „Zwölf Uhr!“ sagte sie laut, wie aufwachend. „So spät schon! Das ist ja mitten in der Nacht. Wenn ich Mutter nur nicht aufwecke!“

Er sah sie ganz verwundert an, ihre Stimme klang auf einmal so anders. Sie bog den Kopf weg, als er sie küssen wollte.

Lachend legte er den Arm fester um ihre Taille und wollte sie nah an sich ziehen. „Was geht uns das an? Für uns gibt es keine Zeit. Und es ist niemand auf der Welt als du und ich! Wir haben uns zu lieb —“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihm auf einmal fremd und groß ins Gesicht. Fast mit einem Ausdruck von Widerwillen. „Lieb? Nein, das nicht. Das ist anders. Das weiß ich, daß ich dich nicht lieb habe.“

Sie hatte sich plötzlich von ihm losgemacht, ehe er es recht gemerkt hatte. Ein paar Schritte von ihm weg stand sie und sah ihn an, angstvoll, fast feindselig.

„Nein, das war es nicht,“ sagte sie noch einmal laut und hastig, „ich weiß nicht, was es war. Schlecht sind wir gewesen — schlecht —“

Der Mann sagte einen Augenblick kein Wort und sah ihr nur ins Gesicht. Dann kam es auf einmal wie ein Zorn über ihn, er trat einen Schritt auf sie zu.

„Dummheiten! Schlecht? Wenn jeder Kuß gleich

eine Schlechtigkeit wäre, du lieber Himmel!" Er lachte auf. „Sei doch nicht kindisch, Mädel! Komm!"

Mit unwillkürlicher Bewegung hob sie den Schirm von der Lampe, daß statt der grünlichen Dämmerung das grelle weiße Licht auf sie beide fiel. Er sah, daß ihr Gesicht wieder ganz blaß war.

„Es war doch schlecht," sagte sie hastig, „wir haben uns nicht lieb. Und wir wissen es beide. Wir haben mit dem Höchsten gespielt. Mit dem, was man nur einmal im Leben zu vergeben hat."

Fritz Norbert stand regungslos. Er verschlang das Mädchen mit den Augen. Sie stand gerade aufgerichtet, es kam ihm vor, als ob sie gewachsen wäre.

Einen Augenblick waren sie beide still. Marie hob, wie sie da hinter dem Tisch im Licht stand, die Arme, faßte ihr loses braunes Haar und drehte es hastig in einen festen Knoten zusammen. Eine plastisch schöne Stellung.

„Marie," sagte der Mann auf einmal leidenschaftlich, „laß die vielen Worte. Das ist Unsinn. Warum sollten wir nur gespielt haben? Es kann ja doch Ernst sein. Jeden Augenblick, wenn wir wollen. Und wir gehören doch zusammen, du und ich —"

Er wollte ihr näher kommen, aber er blieb doch wieder stehen. Sie sah ihm voll ins Gesicht, ganz ernsthaft. Es war ihm fast, als ob er sich vor ihren Augen fürchten müßte.

„Nein," sagte sie langsam, „wir gehören nicht zusammen. Wir verstehen uns gar nicht. Das weiß ich. Und Sie auch. Wir sind uns ganz fremd. Bis in die Seele herein fremd."

Es war, als ob der kühle Ton ihrer Stimme ihn auf einmal ernüchtert hätte.

Er nahm seinen Hut vom Tisch und ging zur Tür.

In einer ganz alltäglich praktischen Überlegung nahm er auch den Hausschlüssel, der auf dem Tischtuch lag. „Ich schicke den Schlüssel morgen zurück. Gute Nacht!“ sagte er.

Sekundenlang stand er noch an der Tür und sah zu ihr zurück. Sie rührte sich nicht. Da ging er.

Das Mädchen blieb vorgebeugt stehen, solange sie seine Schritte hören konnte. Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und schluchzte auf.

— — — — — — — — — — — — —

Anfang Juni, ein rauschender Regentag. Eintönig grauer Himmel, und eintönig trommelnde Tropfen auf den Blättern der Bäume und den spiegelnden Straßentrottoirs.

Das Mädchen, das die Straße entlang geht, hält mit der einen Hand vorsichtig das Kleid, mit der anderen den Schirm, der hin und wieder vom Wind zur Seite gerissen wird. Sie geht mit gleichmäßig eiligen Schritten und sieht gar nicht auf.

Sie merkt auch nicht, daß der junge Mann, der ihr entgegenkommt, sie scharf fixiert; wie er näher kommt, geht er langsamer und streicht sich mit nervöser Bewegung den blonden Schnurrbart. Schließlich, als er dicht vor ihr ist, bleibt er doch wie unwillkürlich stehen.

„Fräulein Marie!“

Da fährt sie auf, einen Augenblick erschrocken; aber gleich darauf sieht sie ihm mit einem müden, gleichgültigen Blick ins Gesicht. „Ach, Sie —“ sagt sie gedehnt. Es klingt fast etwas bitter.

„Ja, ich, in Lebensgröße! Er lacht auf, aber gezwungen. „Wie nett, daß ich Sie mal treffe! Wie geht es Ihnen, Fräulein Marie? Und Ihrer Mutter?“

Er ist umgekehrt und geht, als ob das selbstverständlich wäre, neben ihr her.

„Es geht nicht gut," antwortet sie, „Mutter ist sehr elend. Ich weiß nicht, was es ist, ich mache mir Sorge, aber sie will nichts vom Doktor wissen. Am ersten Juli gebe ich meine Stelle bei Geheimrat Mertens auf, ich kann Mutter nicht so viel allein lassen. Nur schlimm, daß der Verdienst wegfällt. Ich muß dann mehr für das Stickgeschäft arbeiten."

„Also noch mehr zu Hause sitzen als sonst! Der Weg zu Mertens war immer Ihr einziger Gang in die frische Luft. Sie werden selbst auch noch krank werden."

Sie zuckt die Schultern, ohne aufzusehen. „Was soll ich machen? Es geht ja doch nicht anders."

„Haben Sie denn nichts anderes? Keinen besseren Verdienst? Was macht denn die Schriftstellerei?"

„Ach, die!" sagt sie wegwerfend, „das war ja Unsinn. Sie sagten ja selbst, daß ich kein großes Talent habe. Und ich würde doch nie etwas leisten."

Sie hält den Schirm zurück über die Schultern. Er hat sie die ganze Zeit von der Seite angesehen, während sie sprachen. Ein sonderbares Gefühl von Enttäuschung und zugleich von Erleichterung kommt über ihn.

Er begreift sich selbst nicht. Wie hat ihm das damals nur passieren können? Eine Geschmacksverirrung! Nicht die Spur von Reiz in dem kleinen Ding! Die ganze Erscheinung hat so etwas Alltägliches, Spießbürgerliches — das graue Kleid, der kleine schwarze Kragen um die Schultern, das Haar unter dem Hut so fest zusammengeknebelt, und so etwas Verkümmertes, Frühaltes im Gesicht!

Er hätte gar nicht nötig gehabt, sich so ängstlich fernzuhalten. Es war wohl nur so eine Art Schönheitsrausch gewesen, Musik regte seine Nerven immer

so auf. Er wäre ihr sicher nicht wieder zu nahe getreten, ihre Entrüstung war ganz überflüssig gewesen. Die ganze Sache war eine Lächerlichkeit!

Vielleicht konnte noch alles wieder in Ordnung gebracht werden. Anfangs hatten ihm die Besuche bei Billers ordentlich gefehlt, er hatte sich schon so daran gewöhnt gehabt. Und eigentlich war doch kein Grund, warum der Verkehr nun nicht weitergehen sollte.

„Gar nicht mehr schreiben wollen Sie?“ fragt er jetzt auf ihre letzten Worte hin, „das ist schade. Ich glaube, Sie hätten doch etwas leisten können, es fehlte Ihnen nur die Anleitung. Und ich würde Ihnen gern helfen, das wissen Sie ja. Wir sind doch immer ganz gute Kameraden gewesen. Mir haben Sie schon oft gefehlt.“

Fast neckend hat er das gesagt.

Sie hebt nur etwas den Kopf und runzelt die Stirn. „Nein. Das ist vorbei. Das war nur ein Irrtum.“

Wie schroff das klingt! Sie sieht ihn dabei gerade an mit ihren durchsichtigen Augen. Es macht ihn auf einmal wieder ganz verlegen. Sie gehen ein paar Augenblicke nebeneinander her, ohne zu sprechen.

„Tragen Sie mir das also doch noch nach, Fräulein Marie?“ platzt er dann heraus. „Es war doch wirklich nicht so schlimm. Du lieber Gott, man ist doch jung! Wenn ich Sie beleidigt habe, tut mir das ehrlich leid. Es soll auch nie wieder vorkommen! Mehr kann ich doch nicht tun, als Ihnen das sagen! Aber dann lassen Sie es auch sein wie früher!“

Sie hält jetzt den Schirm so, daß er ihr Gesicht nicht sehen kann, er hört nur ihre Stimme, und die klingt sonderbar hart.

„Nein, das geht nicht. Für Sie ist das ja anders.

Ihnen war das nur ein dummer Streich, den Sie am anderen Tag vergessen haben. Aber für mich —"

Er wird jetzt auch ungeduldig. „Aber das ist überspannt und töricht, Fräulein Marie. Sie müssen die Sache ansehen, wie sie ist. Es ist ja schrecklich, alles gleich so schwer zu nehmen! Wirklich jung sind Sie nie gewesen, und die eine Stunde, wo Sie mal fühlten, daß Sie's sein könnten, die sehen Sie wie ein Verbrechen an! Ja, wenn Sie noch jemand damit geschädigt hätten, einem anderen die Treue gebrochen —"

Sie sieht starr geradeaus in den grauen Regennebel, der über der Straße liegt.

„Das ist es ja gerade," sagt sie dann langsam, „ein Treubruch. Nicht gegen einen anderen, gegen mich selbst. Meine Selbstachtung habe ich verloren."

Sie sind beide still.

„Ja, das ist wahr," sagt sie dann noch einmal, als ob sie mit sich selbst spräche, „wirklich jung bin ich nie gewesen. Und jetzt komme ich mir auch schon ganz alt vor."

„Verrücktheit!" Er lacht gereizt auf und stößt den Stock hart auf das nasse Pflaster. „Und natürlich, ich habe die Schuld an dem ganzen Unglück! Nicht wahr?"

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, Ihnen mache ich keinen Vorwurf; Sie denken darüber anders, das weiß ich ja. Sie können auch gar nicht wissen, was das für mich ist. Ich richte nur mich selbst."

Es kommt so gedrückt heraus und so traurig. Norbert sieht sie an, ihr Gesicht hat einen müden, hoffnungslosen Zug.

Ein heimliches Schuldgefühl steigt auf einmal in ihm auf, und zugleich ein großes Mitleid mit diesem jungen Ding, das sich da so resigniert unter seiner Last von Gewissenszweifeln und Lebenssorgen hinschleppt.

Er bleibt auf einmal stehen. „Fräulein Marie, wenn ich Sie nun noch einmal ehrlich bitte, mir zu verzeihen und die Dummheit zu vergessen — hilft denn das auch nichts? Sie tun mir so leid, wenn ich denke, daß Sie so trübselig weiterleben wollen. Ich bilde mir ein, ich könnte Sie vielleicht manchmal etwas vergnügt machen. Darf ich nicht wiederkommen?"

Sie bleibt auch stehen und sieht ihm in die Augen. Es ist, als ob sie fast lächeln muß über seinen treuherzig bittenden Ton. Aber ihr Gesicht behält den müden Ausdruck. „Nein," sagt sie ruhig, „es ist besser, Sie kommen nicht wieder. Es wird doch nie, wie es früher war. Jener Abend würde immer zwischen uns stehen. Aber" — sie zögert einen Augenblick, dann gibt sie ihm die Hand — „ich will versuchen, das letzte zu vergessen und nur an — an den guten Kameraden von früher zu denken."

Ein paar Sekunden hält er ihre Hand in seiner, es fällt ihm nichts ein, das er antworten könnte; eine banale Redensart mag er nicht sagen. Ehe er ein Wort gefunden, hat sie ihre Hand zurückgezogen und geht.

Mit einem sonderbaren, halb unbehaglichen Ausdruck im Gesicht sieht er ihr nach, wie sie die Straße hinuntergeht — wie eine kleine graue Motte, unter ihrem Schirm gegen den Wind kämpfend. Dann ist sie in dem bläulichen Regendunst verschwunden.

„Armes Ding!" sagt Fritz Norbert laut vor sich hin, daß ein Vorübergehender ihn verwundert ansieht. „Das wäre vorbei. Strich drunter."

Er wendet sich fröstelnd um und geht rasch die Straße entlang.

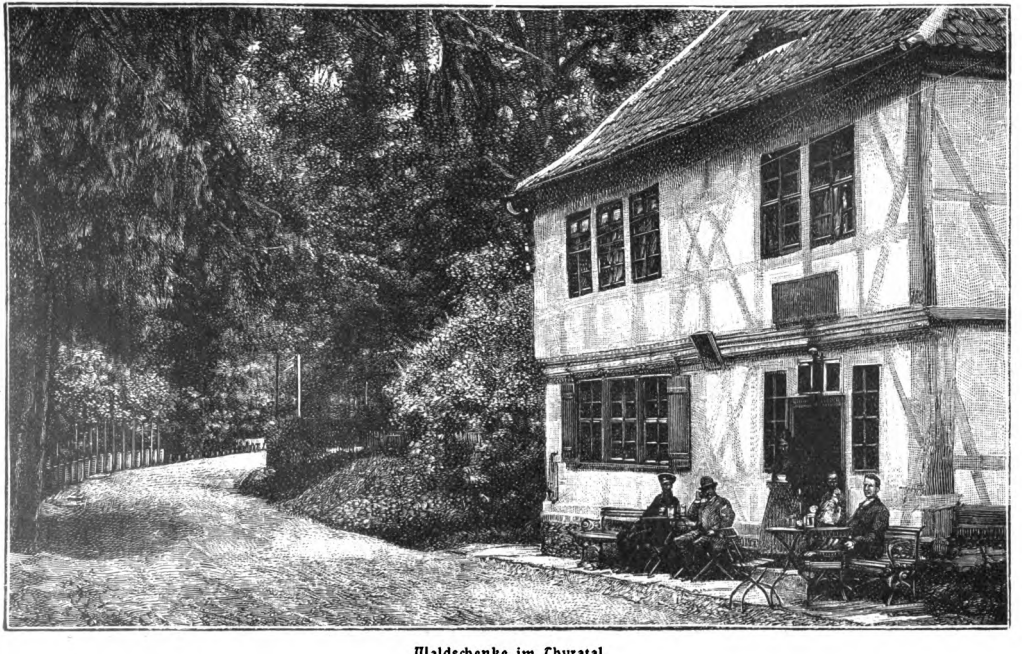
Aus dem Thyratal.

Eine Harzwanderung von Th. Seelmann.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Während einerseits der Nordostharz mit der Roßtrappe, dem Hexentanzplatz und dem Bodetal, andererseits der Nordwestharz mit der alten Kaiserstadt Goslar und Bad Harzburg von Besuchern überflutet wird, wird der Südharz von Naturfreunden und Touristen immer noch nur spärlich aufgesucht und durchwandert. Und doch hat auch der Südharz hohe landschaftliche Reize. Namentlich ist hier das Thyratal, das die Grafschaft Stolberg durchsetzt, mit seiner stillen Waldeinsamkeit, seinen es begrenzenden kuppenreichen Bergzügen und seinen taufrischen Wiesengründen eine wahre Perle, die jeden Vergleich mit den gerühmtesten Partieen der anderen Teile des Harzgebirges auszuhalten vermag.

Wer sich auf der Bahnstrecke Halle-Kassel dem Südharz oder Unterharz nähert, biegt bei der Station Berga auf die Zweigbahn, die nach Stolberg führt, ab. Schon hier bietet sich eine lohnende Aussicht dar. Nach Süden breitet sich die fruchtbare „Goldene Aue" aus, die in schnellem Lauf die Helme durchströmt. Dahinter steigt der Rücken des Kyffhäusers auf, dessen Abhänge von



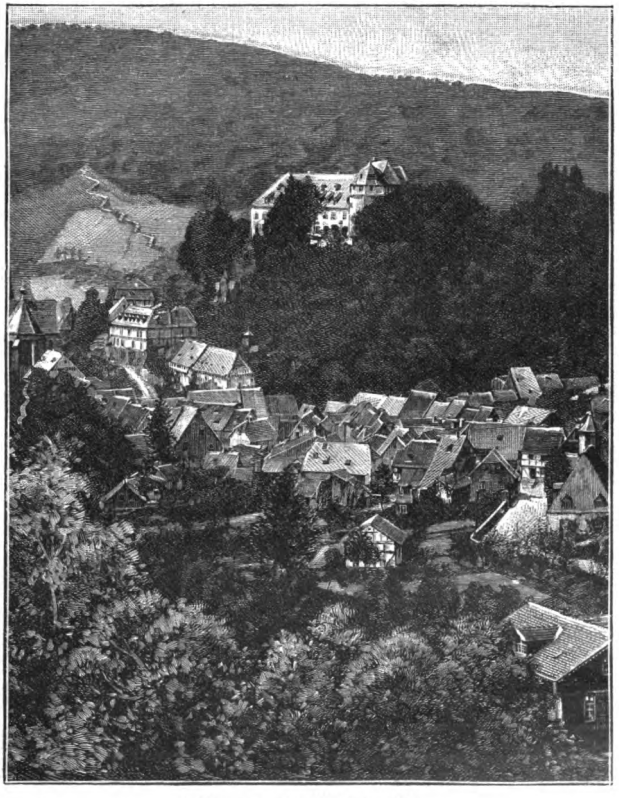
Waldschenke im Thyratal.

frischem Laubwald bedeckt sind und von dessen Höhe das von den deutschen Kriegervereinen errichtete Kaiser Wilhelm-Denkmal und der trotzige Wartturm der alten Kyffhäuserburg im Sonnenglanz herabgrüßen. Aber unsere Fahrt geht nach Norden, das Tal der rauschenden Thyra entlang, die es nicht erwarten zu können scheint, ihre Wasser mit der größeren Helme zu vereinen.

Nach etwa halbstündiger Fahrt hält unser Zug in Ustrungen, wo die letzten waldigen Ausläufer des Harzes schon ganz nahe an uns herantreten. Unser Blick schweift weit hinein in das hier ausmündende Krummschlachttal, in dem mehrere Bergwerke und Hüttenwerke angelegt sind. Den besten Überblick würden wir gewinnen, wenn wir den nahen „Vogelherd" besteigen würden. Von dort aus würde die ganze Talsenkung vor uns liegen bis zum fast 1900 Fuß hohen Auerberg, der den wirksamen Abschluß des lieblichen Krummschlachttals bildet. Aber wir setzen unsere Fahrt noch bis zur Station Rottleberode fort. Rottleberode ist von einer kleinen, sorgsam angebauten Ebene umgeben, die auf der einen Seite von den vielgipfeligen Stolberger Bergzügen, auf der anderen von dem sogenannten „Alten Stolberg" eingefaßt wird. Der „Alte Stolberg" ist ein wildzerklüfteter Gebirgsflöz aus Kalkgestein, auf dem einst die seit langem in Trümmer gesunkene Stammburg der Fürsten von Stolberg aufragte, deren eine Linie hier ihren ausgedehnten Grundbesitz hat. Ein schloßartiger Bau, den ein stattlicher Park mit seinen Bäumen und Wiesen umkränzt, spiegelt sich in dem klaren Wasser eines kleinen, blinkenden Sees.

Wir verlassen jetzt die Bahn und wenden uns als fröhliche Wanderer unserem Ziel, dem Städtchen Stolberg und dem oberen Thyratal, zu. Unser Weg führt

uns auf glattem Kiespfad am Ufer der Thyra hin, die übermütig die lichten Wiesengründe durcheilt, welche



Stolberg von der Wolfgangshöhe.

die Nadelwälder der aufsteigenden Berglehnen wie ein dunkler Rahmen umschließen. An anmutiger Abwechslung fehlt es uns auf unserer Wanderung nicht. Da liegt, in einer Senkung der rechtsseitigen Bergwand ver-

steckt, die romantische „Pulvermühle“, dann folgt, von alten Lindenbäumen umschattet, eine Waldschenke; nach ihr gelangen wir zur „Karlshütte“, die ihre Schönheit mitsamt dem waldigen Hintergrund in dem Spiegelbild, das ihr ein schilfumsäumter Weiher entgegenhält, selbst bewundern kann, und von weither kündet sich uns schon klappernd eine Wassermühle an, die auf dem jenseitigen Ufer von einem eigenartig geformten Bergkegel überragt wird.

Wir sind unserem nächsten Ziel, Stolberg, bereits ziemlich nahe gerückt. Das Tal erscheint uns jetzt ausgedehnter, denn man hat die Baumbestände auf den Bergflanken niedergeschlagen und dafür den Pflug über die Abhänge geführt. Große Erträgnisse liefert dieser landwirtschaftliche Betrieb nicht, aber hier auf diesem steinigen Boden ist man schon mit wenigem zufrieden. Nur oben auf dem Kamm der Bergzüge haben noch die Wälder ihre Herrschaft aufrecht erhalten.

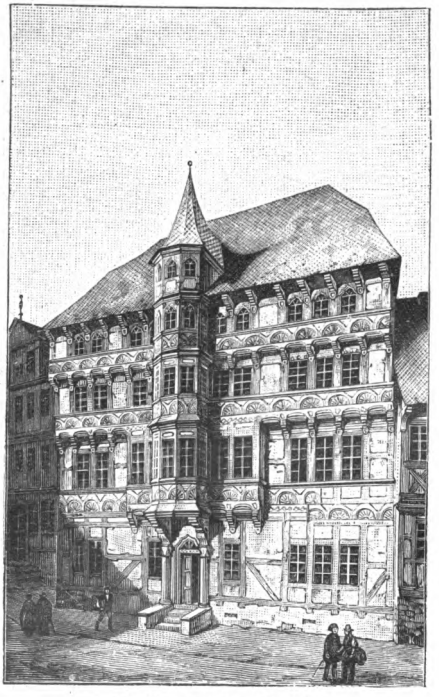
Eine schmale, längliche Insel von Dächern taucht jetzt im Tal auf: Stolberg mit seinen buntfarbigen Häuserchen, über denen stolz das gebäudereiche Schloß der Fürsten von Stolberg thront, liegt vor uns. Mit wenigen Schritten haben wir das Städtchen erreicht.

Die Stadt Stolberg hat sich auf dem Schnittpunkt von vier Tälern, dem unteren und dem oberen Thyratal, zu denen noch von den Seiten das Kaltetal und das Ludetal treten, entwickelt, aber trotzdem ist das bebaubare Gelände nur sehr beschränkt. Die Häuser sind daher zum Teil so eng an den Berg gebaut, daß die Bewohner, um in den Garten oder auch in den im Felsen ausgehöhlten Keller zu gelangen, erst auf den Dachboden steigen müssen. Zwar sind auch neue, schmucke Gebäude entstanden, aber es finden sich doch überwiegend alte Häuser vor. An einem derselben er-

Ein Strassenbild aus der Niedergasse in Stolberg.

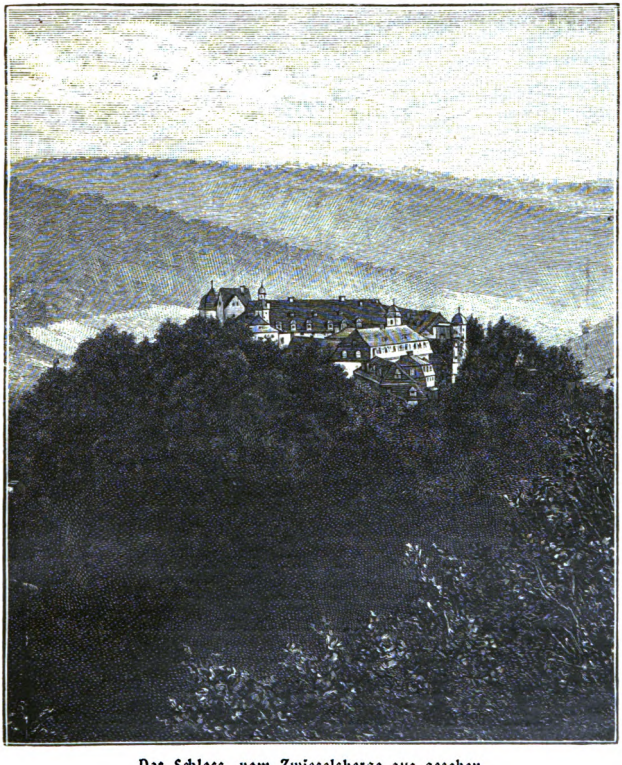
blicken wir die Jahreszahl 1535, in anderen umspannen die Fensterrahmen noch die mittelalterlichen, bleigefaßten Butzenscheiben.

Eines der bemerkenswertesten Häuser Stolbergs ist freilich verschwunden. Es war das Geburtshaus des Bauernführers Thomas Münzer am Marktturm, das durch einen Brand zerstört wurde. Im Stadtarchiv kann man noch heute die Eintragungen über die Kosten vermerkt sehen, die der Stadt dadurch entstanden, daß sie ihren gefürchteten Sohn mit einem Ehrentrunk willkommen zu heißen gezwungen war. Ein merkwürdiger Bau ist ferner das sich an den Schloßberg anlehnende Rathaus mit hohem Spitzdach und überhängendem Obergeschoß, das 1451 erbaut wurde. Seine Front zieren eine stattliche Sonnenuhr, das Stadtwappen und klassische Bilder mit lateinischen Inschriften. Im Unterstock ist ein Ratskeller mit altdeutscher Stube eingerichtet. Das sonderbarste an dem Rathaus aber ist, daß



Das fürstliche Konsistorialgebäude.

es im Innern keine Treppen besitzt. Dafür führt aber seitwärts eine Freitreppe empor, von der aus man in die drei Stockwerke hineingelangen kann. Auf der



Das Schloss, vom Zwieselsberge aus gesehen.

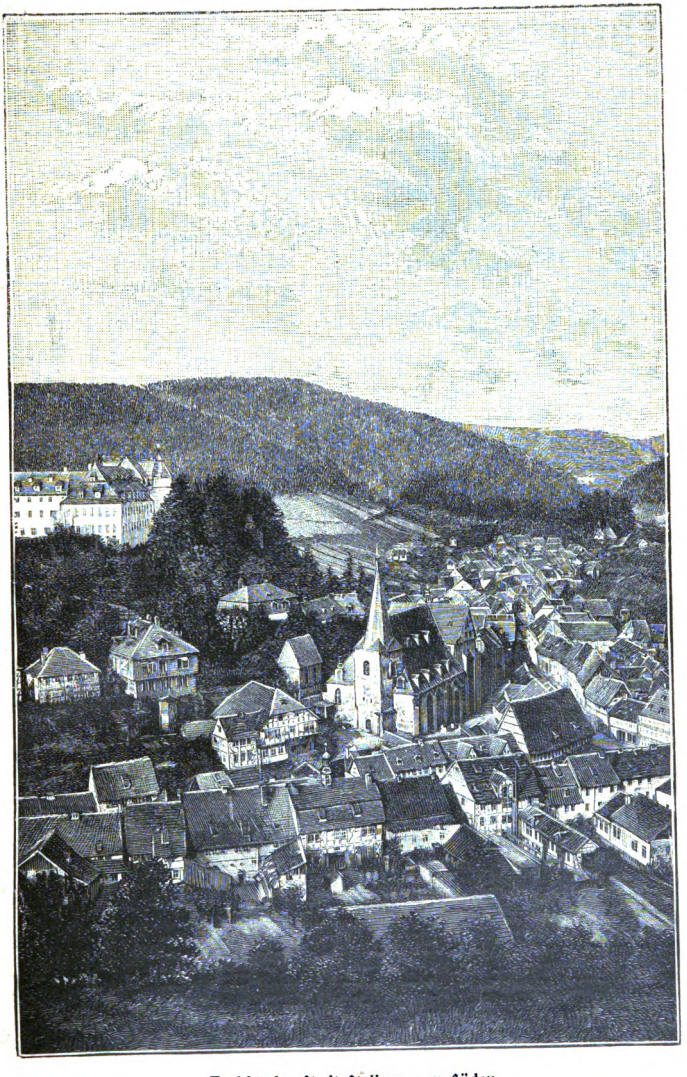
Terrasse hinter dem Rathaus erhebt sich die altehrwürdige St. Martinikirche, die schon im 12. Jahrhundert im frühgotischen Stil erbaut wurde. Sie ist geschmackvoll renoviert worden und mit farbigen Chorfenstern und einem Altarbild, das die Auferweckung des

Lazarus darstellt, geschmückt. Die Kirche zeichnet sich durch ein prachtvolles Geläute aus, dessen machtvolle Töne in den Bergen einen vielstimmigen Widerhall wecken.

Wir besuchen nun noch die 1535 erbaute Kanzlei oder die frühere stolbergische Münze, in der sich jetzt das fürstliche Konsistorium befindet. Zwar ist die Landeshoheit seit 1815 an Preußen übergegangen, aber die vormaligen Grafen und jetzigen Fürsten zu Stolberg haben sich die Regelung der geistlichen Fürsorge vorbehalten. Das Konsistorialgebäude ist ein vier Stock hoher Prachtbau mit malerischem, dunklem Holzschnitzwerk und vorspringendem zierlichen Erker.

Jetzt steigen wir auf terrassenförmig angelegten Steintreppen zu dem Bergvorsprung, auf dem Schloß Stolberg aufragt, empor. Das Geschlecht der Stolberge läßt sich bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen. Sie hängen mit den Grafen von Honstein zusammen. Der Stammvater der Stolberge ist Heinrich, ein Nachkomme des Grafen Friedrich von Honstein. Heinrich war zuerst Herr von Voigtstedt und erbaute dann um 1210 die Burg Stolberg, die ursprünglich Stalberg hieß, und nannte sich selbst nach ihr. Im 14. und 15. Jahrhundert erwarben dann seine Nachkommen die Burgen und Ämter Roßla, Kelbra, Honstein, Königstein, Ebersburg, Heinrichsburg, erbten Wernigerode und siedelten sich auch am Rhein an.

Schon 1412 wurde die Familie in den Reichsgrafenstand erhoben. Sie teilte sich dann in die Rheinlinie und die Harzlinie, die 1634 erlosch. Ihre Nachfolger wurden die Mitglieder der Rheinlinie, die sich 1645 in die Linien Stolberg-Wernigerode, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla spaltete. Da die im Rheinland und Geldern zurückgebliebenen Stolberge von 1742



Ansicht der Stadt Stolberg von Süden.

bis 1804 den Reichsfürstentitel führten, so wurde den Stolberg-Wernigerode 1890 der Fürstentitel von neuem von Preußen verliehen. Im Jahre 1893 erhielten dann auch die Stolberg-Stolberg den Fürstentitel. Die jetzige gefürstete Grafschaft Stolberg-Stolberg umfaßt einen Flächenraum von 200 Quadratkilometern.

Das Schloß ist kein einheitlicher Bau, auch nicht von hervorragendem architektonischen Schmuck, ruft aber doch durch seinen bedeutenden Umfang, die fensterreichen Wandflächen, die Turmkapelle, den altertümlichen Burghof und den lauschigen Park einen nachhaltigen Eindruck hervor. Im Innern kann man eine Gemäldegalerie, eine Wappensammlung, ein Naturalienkabinett und eine Bibliothek von 48,000 Bänden, darunter 20,000 Leichenpredigten, besichtigen.

Vom Schloß aus hat man einen hübschen Blick auf die Stadt, schöner aber ist er noch von der Lutherbuche aus. Wir steigen deshalb auf den Waisenberg zu jenem am Waldrand stehenden Baum hinauf. Er führt seinen Namen mit gutem Recht. Denn, wie die Stadtchronik meldet, erklomm Luther bei seinem Aufenthalt in Stolberg in Begleitung eines ihm verwandten Bürgers den Berg, um von hier aus bei Sonnenuntergang die verschlungenen Talzüge zu überschauen und zu bewundern. Dabei soll er dann Stolberg mit einem fliegenden Vogel verglichen haben, dessen Kopf das Schloß sei, dessen Rumpf und Schwanz von dem unteren Thyratal gebildet werde und dessen Flügel von dem rechts und links einmündenden Kaltetal und Ludetal dargestellt würden. Von der Lutherbuche führen mehrere Pfade in das Tal hinab und den jenseitigen Berg wieder hinauf. Verfolgt man einen dieser Wege, so hat man ein stets wechselndes Bild von dem ganzen Talkessel und den ihn umschließenden Bergen vor sich,

dessen Kern zwar immer derselbe bleibt, das aber durch Verschiedenartigkeit des Standpunktes fortwährend neue, anmutige Reize erhält.

Fr. Rose in Wernigerode phot.

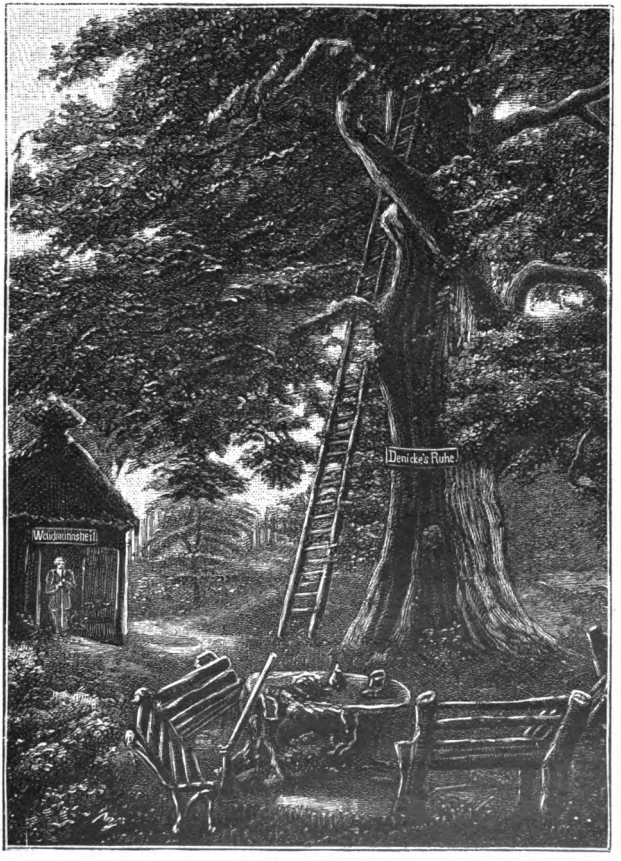
Aussichtsturm auf der Josephshöhe bei Stolberg.

An näheren und entfernteren Ausflugspunkten hat Stolberg keinen Mangel. Man kann sich nach der Ebersburg wenden oder nach der Ruine Hohnstein wandern oder nach dem Zwieselsberg oder der Wolfgangshöhe, die mit 21 stattlichen Buchen bestanden ist. Wir schlagen den Weg nach dem Eichenforst ein, den wir nach einem einstündigen Marsch an der tausendjährigen Hunrodseiche vorbei erreichen. Eichenforst ist zugleich der Name eines ehemaligen Jagdschlößchens des Fürsten von Stolberg. Besteigen wir den Aussichtsturm, so ist zwar der Fernblick auf der einen Seite durch den Brockenrücken beschränkt, aber dafür entschädigt die Lieblichkeit der Landschaft zu unseren

Füßen. Eine kleine Viertelstunde vom Jagdschlößchen entfernt, treffen wir auf eine Naturmerkwürdigkeit, auf einen Buchenstamm von 5 Meter Umfang, aus dem acht starke Buchen hervorgewachsen sind.

Jetzt aber lockt uns der gegenüberliegende Gipfel, dessen hochragender Aussichtsturm schon immer unsere Blicke auf sich gezogen hat, der Auerberg mit der Josephshöhe. Der 575 Meter hohe Porphyrkegel des Auerberges ist eine weithin sichtbare Landmarke und der Wetterprophet für die ganze Umgegend. Vordem krönte das Plateau des Auerberges, das gewaltige Tannen in Reih und Glied umstehen, ein Aussichtsturm in Kreuzform, der nach einem Plan des berühmten Architekten Schinkel vom Grafen Joseph von Stolberg im Jahre 1833 aus Eichenbalken errichtet worden war. Er wurde jedoch durch einen Blitzschlag am 12. Juni 1880 zerstört. Als Ersatz hat 1896 der Harzklub im Verein mit der fürstlichen Verwaltung einen eisernen Aussichtsturm mit zierlichem Gitterwerk in Kreuzform erbaut, der ebenfalls als Josephshöhe oder als Josephskreuz bezeichnet wird. Eine eiserne Schutzhalle bildet sozusagen den Sockel des Turmes, der 38 Meter hoch ist und auf 200 Stufen erklommen wird. In der Schutzhalle ist eine Sommerwirtschaft eingerichtet. Das Panorama von der Josephshöhe ist fast unbegrenzt. Nur im Nordwesten verhindert der Brocken den Fernblick. Rechts vom Brocken zeigen sich die Türme von Wolfenbüttel und Braunschweig. Gegen Nordosten sieht man die Domtürme von Magdeburg, den Turm von Bernburg, Schloß Falkenstein und Rammelburg. Im Osten taucht der Petersberg bei Halle auf. Im Südosten erscheinen der Kyffhäuser und die Rothenburg, im Hintergrund der Thüringer Wald mit dem Inselsberg, Schloß Friedenstein bei

Goslar, die Wachsenburg bei Arnstadt und die Türme von Erfurt. Gegen Westen endlich erblickt man die



Waldeinsiedelei.

Eichsfelder Pforte und hinter dem Eichsfeld den Hohen Meißner bei Kassel, die Kolossalfigur des Herkules, die

Gleichen bei Göttingen, die Weserberge und das Sollinggebirge.

Der Auerberg bildet auch die Wasserscheide zwischen der Thyra und der Selke. Am Fuße des Berges führt die Straße nach dem Selketal, in dem Alexisbad und weiterhin Mägdesprung bekannte Ziele der Touristen sind. Wir aber wandern in einer anderen Richtung. Wir steigen von der Josephshöhe östlich hinab, überschreiten die „Holzchaussee", gehen bis zum „Güldenen Altar", einem Felsen über dem Krummschlachttale, nehmen dann unseren Weg über das Gasthaus zum Auerberg und gelangen nun auf einem Wiesenpfad in den Schindelbruch und von dort nach „Denickes Ruhe" am Frankenteiche. Unter einer sechshundertjährigen Rieseneiche empfängt uns ein entzückendes Waldidyll. Aus Rasenstücken und Baumstämmen ist eine niedrige Jagdhütte zusammengefügt, und Tisch und Bänke aus Astwerk harren unser unter dem breiten Laubdach. Aber noch eine kleine Überraschung steht uns bevor. An der Eiche lehnt eine Leiter. Wer sie hinaufsteigt, wird im Geäst noch eine zweite Hütte finden, in der es sich, umgeben von dem frischen Blättergrün, prächtig sinnen und träumen läßt. —

Wer den Harz durchwandert, sollte es nicht versäumen, auch einen Abstecher nach dem Unterharz und nach Stolberg zu machen. Er wird diese Abweichung von der großen Touristenstraße nicht als einen Zeitverlust zu betrachten haben, sondern vieles finden, das ihn fesselt und erfreut, und er wird aus der Waldeinsamkeit volle Befriedigung mit sich heimnehmen.

Ihr Erstes.

Skizze aus dem Frauenleben. Von Else Krafft.

(Nachdruck verboten.)

Sie ging umher, als sei ein Wunder geschehen. Ihre Augen schauten ganz weltfremd, und es war gerade am Silvesterabend, als sie plötzlich ihres Mannes Hand nahm, scheu, fromm und geheimnisvoll.

„Heinz!“ sagte sie nur, leise erzitternd.

Er hielt sie im Arme und lächelte. „Ja — — bist froh, so das erste Jahr im eigenen Nest? — Aber du hast ja Tränen in den Augen? Du, das ist eigentlich eine Beleidigung für mich.“

Sie strich über sein Gesicht, über seine braunen Haare und war ganz und gar verwirrt. Heinz war doch eigentlich gräßlich schwerfällig. Er mußte es ihr doch von den Augen ablesen, was in ihr vorging!

„Heinz!“ sagte sie noch einmal, über und über rot werdend. Und nun lief sie von ihm fort, lachte und weinte in einem Atem und holte aus dem untersten Winkel ihres Wäscheschränkchens etwas Kleines, Zerzaustes und Unscheinbares hervor, das sich bei näherer Betrachtung als ein Püppchen mit verblaßtem Wachsgesicht und gläsernen Augen erwies.

Er wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte, und blickte bald seine junge Frau, bald die alte Puppe aus Gretes Kindertagen an.

Da hielt Grete seinen Arm fest. „Heinz, weißt du, was nächstes Jahr noch mit uns — — sein wird?"

Sie schluckte und stotterte bei jedem Wort. Er mußte es jetzt wissen — ihr wunderseliges Geheimnis, machte aber doch schnöderweise ein dummes Gesicht, schüttelte den Kopf und fragte harmlos: „Nein, ich weiß wirklich nicht, Grete."

Sie reichte ihm mit beiden Händen die alte Puppe hin und drückte gleich darauf den Kopf so fest an des Mannes Schulter, daß er auch nicht das kleinste Stückchen ihres blutübergossenen Antlitzes zu sehen bekam. „Nächstes — — nächstes Jahr werden — — werden wir so ein lebendiges Püppchen haben, Heinz!"

Als es heraus war, wollte sie wieder von ihm fortlaufen. Sie konnte aber nicht. Ihr dicker, brauner, tapsiger Heinz hielt sie vor lauter Rührung so fest umklammert, daß sie sich nicht rühren konnte.

Aber nun wußte er es doch wenigstens!

— — — — — — — — — — — — —

Dann kam der Frühling, und die junge Frau konnte an keiner Blüte vorübergehen, ohne mit leisem Finger an der jungen Pracht zu rühren. „Kleines — — Kleines," sagte sie fast ehrfurchtsvoll dabei.

Und an den vielen Kinderwagen in den sonnendurchfluteten Stadtparkwegen blieb sie erst recht stehen und konnte sich nicht satt sehen an dicken, geballten Fäustchen, an runden, rosigen Gesichtchen, die da aus den Kissen schauten.

„Ist's ein Bub?" fragte sie manchmal das begleitende Kindermädchen oder die Mutter, die den Wagen schob.

Auf ein Nicken lächelte die junge Frau und dachte bei gesunden, schönen Kindern: „So soll meins mal aussehen!“ Bei einem Kopfschütteln auf ihre Frage dachte sie aber: „Ja, jedes kann natürlich nicht solch einen Jungen haben wie unseren!“ — — —

Es stand nämlich bei ihnen beiden fest, daß es ein Knabe sein würde.

Heinz sprach täglich von ihm, als sei er schon da. „Wenn unsere Stadt kein Gymnasium bekommt, laß ich mich nach einem größeren Ort versetzen, Grete.“ Oder: „Ich werde den Jungen in die Einjährigenversicherung aufnehmen lassen, es kostet uns sonst nachher ein Heidengeld, das Militärjahr.“

Und sie nickte zu allem und lief die Woche ein paarmal zum Tor hinaus über die Wiesen zu den Eltern, und fragte die Mutter so viel törichtes Zeug, daß die alte Frau in ihrer praktischen Art sie oft mit einem Wort aus allen Himmeln riß.

„Du, Mutterle, ob es wohl blonde Locken und blaue Augen kriegt, das Kleine, wenn ich mir immer den Engel auf unserem Haussegen anschaue? Und so wunderzarte Haut und ein Grübchen im Kinn wie auf dem Bilde?“

„Nee, Grete, wo soll denn das herkommen? Ihr seid alle beide dunkel, auch nicht besonders hübsch, und braun wie die Zigeuner. Sei froh, wenn's gesund ist, euer Kleines.“

„Ja, aber — — aber ich hab' doch gelesen, man soll immer ein schönes Bild anschauen, wenn man schöne Kinder haben will,“ beharrte Grete.

„So 'n Schnack,“ meinte die Frau Inspektor mitleidig, und besorgt hielt sie die jungen, kalten Hände fest. „Hast du auch woll'ne Strümpfe an, Greteken? Immer warm halten jetzt, wenn auch die Sonne scheint!

Und tüchtig herumwirtschaften in deiner Wohnung, nicht immer so still und versonnen in der Stube sitzen. Das taugt jetzt nicht für dich."

Die junge Frau wurde rot. „Ich sticke doch die Wagendecke, Mutterle. Vergißmeinnicht in lichtblauer Seide auf weißem Tuch. Ist so eine mühsame Arbeit, da muß —"

Die Mutter unterbrach sie klagend. „Die schöne Zeit! Und so was Unpraktisches! Ich hab' doch noch die Strickdecken liegen von der Großmutter, du wußtest es doch! Die tun's auch und sehen sehr hübsch aus auf dem Wagen. Was du für unnützes Geld ausgibst! Ihr habt's doch wahrlich noch nicht so dick!"

Da schwieg Grete und ging langsam und mit gesenktem Kopf durch die Felder heim in das alte Haus am Markt, in dem sie das erste Stockwerk bewohnten. Da träumte sie weiter in sich hinein, von ihrem kleinen, süßen Kindchen, das von allen kleinen Erdenbürgern gewiß das wonnigste sein würde. — —

In der Hauptstraße war ein großes Wäschegeschäft, das in seinem Schaufenster nur das Allerfeinste und Teuerste barg. Die Frau Bürgermeister kaufte dort, die reichen Guts- und Fabrikantenfrauen aus der Umgegend, auch die elegante Frau Doktor Hegemann, die kürzlich erst aus Berlin hierher nach der Kleinstadt verzogen war.

Grete stand oft mit heißen Wangen davor, liebäugelte mit den wunderzarten Spitzenfächelchen einer Babyaussteuer, mit weißen und roten Lederschühchen, und als Krone des Ganzen einem Bettchen, das mit feinen Mullvorhängen drapiert und mit lichtblauen Schleifen ausgeschmückt war.

Und dann rechnete die junge Frau ihr Wirtschaftsgeld zusammen, zählte und zog ab, und als Heinz eines

Tages bei Tisch verwundert fragte, warum seine wunderliche Grete nie Appetit auf Fleisch oder sonstige Leckerbissen habe, und er immer allein das Beste aufessen müßte, wurde das blasse Gesichtchen ganz dunkelrot und verlegen, und Grete stotterte irgend etwas von Sattsein und Unlust zum Essen.

Aber sie sparte, sparte für die Spitzenjäckchen, Hemdchen, Lätzchen und Schühchen, die im großen Schaufenster der Hauptstraße lagen.

Als zum Geburtstag die Mutter ihr ein paar Goldstücke brachte, damit sie sich das neue Sommerkleid selber aussuchen könne, fiel sie der alten Frau so stürmisch um den Hals, daß diese ganz erschrocken meinte: „Aber nein — — nicht so wild sein, du kannst dir ja Schaden tun, Greteken!“

Sie kaufte sich natürlich kein neues Kleid.

Als Heinz eines Tages vom Amtsgericht heimkehrte, stand vor dem Lager seiner Frau im Schlafzimmer ein Bettchen mit weißen Mullgardinen und lichtblauen Schleifen geschmückt, und seine Grete mit gefalteten Händen dabei, unfähig auch nur ein Wort in aller Seligkeit zu sagen.

Der Gerichtssekretär wurde ganz verlegen, als er die Pracht sah. „Aber du — — das hatte doch noch Zeit, bis der Junge da ist! Wohl mächtig teuer, was? Und Mutter wollte doch die alte Korbwiege schicken, in der du selber gelegen, Gretchen!“

Sie verzog den Mund. „Das alte Ding! Das wär' doch lange nicht schön genug für unseren Jungen! Da, sieh bloß mal her, Heinz!“

Sie hob die Bettchen, strich über die Spitzen und Schleifen und war ganz aufgeregt vor Entzücken.

Da gefiel's ihm auch, als er ihre Seligkeit sah. Er neigte sich sogar und steckte einen der großen Finger

durch das Gitter des Bettchens, als läge schon etwas Lebendiges, Zappelndes darin. Und dann lachten sie alle beide und lagen sich in den Armen und waren selber wie die Kinder in ihrem Reichtum.

Als Heinz wieder aufs Amt gegangen war am Nachmittage, holte sich Grete ein paar Nachbarinnen ins Haus und führte sie in feierlichem Schweigen zu dem neuen Stück ihrer Wirtschaft.

Die Frau Obersteuerkontrolleur schlug die Hände zusammen. „Is nich die Möglichkeit, Frau Sekretär! Aber wie konnten Sie bloß! Schon vorher das Kinderbett im Hause! Passen Sie auf, da haben Sie Unglück mit dem Kleinen!"

Und die andere Nachbarin, die kinderlose Kaufmannsfrau, nickte dazu in düsterem Ernst. „Ich hab's Ihnen schon damals gesagt, als Sie zwischen Weihnachten und Neujahr gewaschen haben. Das gibt ein Unglück, Frau Sekretär!"

Grete stand da mit herabgesunkenen Armen. „Aber — aber, die Tante in Berlin, wo ich doch so oft zu Besuch war, hält solchen Aberglauben für Unsinn," verteidigte sie sich. „Alles Ammenmärchen!" schrieb sie noch neulich.

Die Nachbarinnen zuckten die Achseln, und die Frau Obersteuerkontrolleur hob, nachdem sie neidisch die feine Wäsche untersucht hatte, kopfschüttelnd eines der Kissen empor. „Auch so was Unpraktisches! Diese vielen Spitzen drücken nur so ein Kind, meine liebe Frau Sekretär. Und lange halten tut doch solche dünne Geschichte auch nicht!"

Grete standen plötzlich die Augen voll Tränen. Ihr war mit einem Male so weh und schwach zu Mute, daß sie sich niedersetzen mußte.

Beide Nachbarinnen gaben ihr gute Ratschläge.

„Sehen Sie, das kommt vom vielen Stillsitzen, Frau Sekretär. Man sieht Sie ja fast den ganzen Tag am Fenster mit Ihrer Wagendecke sitzen. Meine Nichte hat's gerade so gemacht, immer stillgesessen, vor sich hin geträumt und Kinkerlitzkens genäht. Nachher hat sie so jung sterben müssen, als ihr erstes —"

Grete erhob sich jäh und ging straff aufgerichtet in das Nebenzimmer. Sie hatte eigentlich die Absicht gehabt, die Nachbarinnen zum Kaffee aufzufordern und ihnen dabei noch so verschiedene neue, winzige Sächelchen zu zeigen, die sie wie ein Heiligtum im tiefsten Schrein behütete.

Aber nun konnte sie es nicht mehr. Sie ging noch einmal an das Kinderbettchen, als sich die beiden Frauen verabschiedet hatten. In ihre Tränen hinein stahl sich ein Lächeln, und eine ganz sonderbare Empfindung kam über sie.

Sie dachte plötzlich an ihren Tod bei des Kindes Geburt und konnte nicht einmal entsetzt über diesen Gedanken sein. Im Gegenteil, sie kam sich als so eine Art Märtyrerin vor, die die Erfüllung ihres höchsten Wunsches opferwillig mit dem Tode bezahlt. Nachher würde sie im Gedächtnis der Hinterbliebenen mit einem Glorienschein alles Guten fortleben.

Die kleine, phantastische Frau malte sich dieses Bild mit einer Hartnäckigkeit aus, daß sie schon ihren Buben groß und selbständig vor sich sah, wie er noch immer in Verehrung und Liebe seiner niegekannten, schönen Mutter dachte. Denn sie war natürlich sehr schön im Andenken der Überlebenden. Die einzige Photographie, die von ihr aus den letzten Jahren existierte, zeigte sie in so vorteilhafter Stellung und Beleuchtung, daß der Photograph das Bild sogar am Markt in seinem Glasfenster ausgestellt hatte. Heinz war sehr stolz darauf,

die Mutter meinte, es sei zu sehr geschmeichelt, und die Freundinnen zuckten die Achseln und sagten nichts.

Aber das schadete nicht. Ihr Junge würde das dermaleinst nicht mehr unterscheiden können und von der nie gekannten Mutter wie von einer Heiligen sprechen — — —

Grete schreckte aus tiefem Sinnen empor. Unten vor der Tür war das Jagdwägelchen vorgefahren, in dem die Eltern jede Woche einmal zur Stadt hereinkamen.

Der Knecht reichte der Frau Inspektor gerade ein großes Paket vom Kutscherbock, und Vater und Mutter gingen damit ins Haus, um die Tochter zu besuchen.

Oben packte die alte Frau aus. Ganze Bündel Leinenstücke und alte, schon etwas gelbe und vertragene Kinderwäsche.

Der Vater strich mit der braunen Hand gerührt darüber hin. „Ja, ja, da habt ihr alle dreie dringelegen, mein Töchting. Zuerst der Heini, Gott hab' ihn selig, dann der Joseph mit seinen derben Strampelchen und zuletzt du, unser Nesthäkchen. — Na, was segste nu?"

Grete sagte zuerst gar nichts. Sie streichelte nur dankbar der Mutter Hände und meinte dann etwas scheu und verlegen, ob denn diese Art Wäscheschnitt nicht schon etwas veraltet wäre.

Die Frau Inspektor schüttelte gekränkt den Kopf. „Na ja, da haben wir's ja! Sind wohl nicht fein genug, meine Sachen? Das macht der viele Aufenthalt in Berlin bei der verwöhnten Tante, die dir solche Schrullen in den Kopf gesetzt hat. Da — — — alles noch selber von der Großmutter gewebt, gebleicht und genäht. So was hält drei Generationen aus, so gut ist das Leinen."

„Ja, ja, Mutterle, ich glaub's schon," lenkte die junge Frau hastig ein, „und ich danke dir auch schön dafür."

„Übrigens hätten wir auch die Korbwiege heut mitgebracht," meinte die Frau Inspektor schnell versöhnt, „aber da muß Vater erst ein Stück Rohr einflechten, ehe wir sie herschicken."

Der Inspektor nickte lachend in seinen weißen Bart hinein und nahm eine Prise. „Da haben diese Teufelsracker, die Mäuse, gehörig dran 'rumgearbeitet in den zwanzig Jahren, seit sie unbenutzt steht. Aber ich lackiere dann alles mit schöner, brauner Farbe über, dann sieht's wieder fein aus, Greteken."

Die junge Frau wurde rot. „Ich — — ich hab' schon ein Bettchen," stotterte sie. „Wollt ihr's mal sehen?"

Sie lief in das Schlafzimmer, während die beiden Alten langsamer folgten.

„Dunnerkiel noch mal," meinte der Vater in ehrlicher Bewunderung, „das ist ja wie für 'nen Prinzen. Wo hast du denn das her, Töchting?"

Grete forschte ängstlich in der Mutter Gesicht.

Die stand ganz stumm, sah in die Kissen, Deckchen und Schleifen und rührte sich nicht.

Die junge Frau schmiegte sich gegen sie, bittend, weich. „Sei nicht bös, Mutterle, aber ich brauchte doch kein neues Sommerkleid, nachdem ich mir die alten wieder hergerichtet. Und über das schöne Bettchen bin ich so selig, so selig."

Sie war nicht böse, die alte Frau. Es mußte wohl beim Anblick des neuen Kinderbettchens etwas in ihrer Seele erwacht sein, das aus alten Tagen herüberkam, ein lieber, lieber Gruß. So, gerade so hatte sie ja auch als unpraktische, blutjunge Mutter gestanden und

das Beste und Schönste für ihr erstes Kindchen gerade gut genug gehalten.

Sie strich der Tochter mit leisem Finger über den gesenkten Kopf.

„Gott erhalte es dir!“ sagte sie dann. — —

Und eines Tages, die Rosen standen in voller Blüte, und auf den Feldern am Inspektorhause draußen wurde das erste goldene Korn in die Scheuer gebracht, da war es wirklich da, das kleine, so viel umträumte Wesen.

Heinz stand ganz betroffen, als man ihm das Bündel in den Arm legte.

Ein Mädchen war aus seinem Jungen geworden. Blond, blauäugig, mit einer Haut so wunderzart wie bei einem Elfenkinde. Und ein Grübchen hatte es im Kinn, gerade so wie auf dem Bilde, das sehnende Frauenaugen ein Jahr lang in stiller Andacht angeschaut.

„Sonderbar,“ sagte die Großmutter, das helle Haar kann nur von der Urgroßmutter stammen, die als Kind Zöpfe wie Flachs gehabt haben soll.“

Grete konnte darüber noch nicht nachdenken. Sie lag mit gefalteten Händen wunschlos in süßer Schwäche auf ihrem Lager und wartete auf das Sterben. Es war so köstlich, dieses müde Ruhen nach den vielen, vielen Schmerzen.

Dann aber, als die Nacht verstrich, und der erste Sonnenstrahl durch das Fenster lachte, und Heinz ihre Hände nahm und sie wieder und wieder in seiner Dankbarkeit küßte und streichelte, kam es plötzlich wie eine riesengroße Kraft und Lebensfreude über die junge Frau. Sie wandte den Kopf und sah im Morgenlicht die Großmutter stehen, die lächelnd ihr Enkelkind in den Armen wiegte, in den Augen so viel Stolz, so viel

Liebe für das neue, winzige Geschöpf, daß es in der Kranken jäh wie Eifersucht emporstieg, und nur der eine Wunsch sie beseelte, leben, leben zu bleiben für das Kleine, für ihr Kind, das blonde, rosige Mädchen.

Mit einem halb schluchzenden, halb jauchzenden Laut streckte Grete die Arme aus.

„Mutter, gib's mir, bitte, bitte, gib's mir, das Kleine!"

Die alte Frau trat an das Bett und legte ihr lebendes Bündel vorsichtig vor die Tochter hin.

Heinz kniete stumm, in wortlosem Staunen über sein eigen Fleisch und Blut, vor der jungen Mama.

Sie lag ein Weilchen regungslos und sah immer nur in das weiche, runde Gesichtchen mit den Blauaugen und den goldenen Härchen über der Stirn.

Dann lächelte sie, lächelte, wie nur Mütter lächeln können, küßte ihr Kindchen in stummem Gebet und lebte — — lebte.

Wie man sein Geld verwahrt.

Ein Blick in die Schatzkammern der Neuzeit.

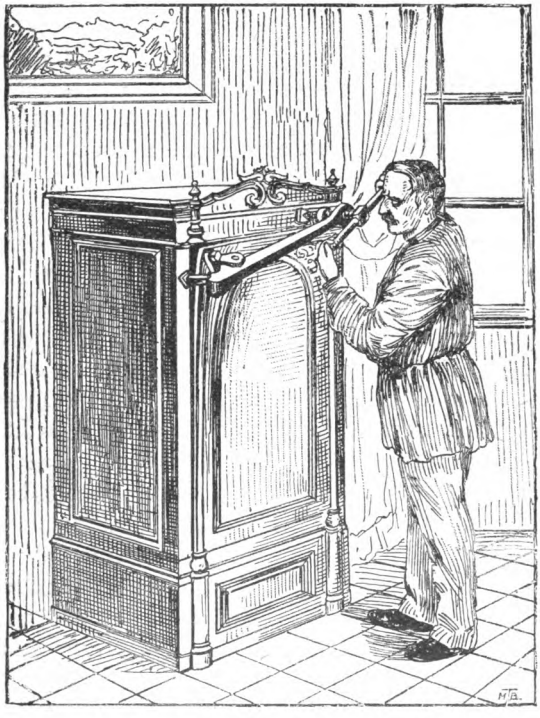
Von Herm. Giersberg.

Mit 18 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Es ist eine alte Wahrheit, daß der Besitz nicht nur Freude, sondern auch Sorge bereitet, und wäre es schließlich keine andere Sorge als die Furcht, seiner durch den gewaltsamen Eingriff anderer oder durch die vernichtende Wut der Elemente wieder verlustig zu gehen. Schon in den ältesten Zeiten bauten sich die Mächtigen der Erde diebes- und feuersichere Schatzkammern für ihre beweglichen Reichtümer. Und die vergrabenen Schätze, die hie und da ein Zufall nach Jahrhunderten wieder ans Licht kommen läßt, erwecken uns ein gewisses Mitleid für die armen Besitzer, die ihr kostbares Eigentum dem Schoß der Erde anvertrauen mußten.

In unserer Zeit pflegen nur noch Spitzbuben ihre Beute zu vergraben, und die mehr als zweifelhafte Praxis, Ersparnisse an abgelegenen oder ganz „unverdächtigen" Orten zu verstecken, wo sie „gewiß niemand suchen wird", ist lediglich bei kleinen Leuten im Schwange, die damit oft die übelsten Erfahrungen

machen müssen. Im allgemeinen ist das Symbol der Wohlhabenheit seit Jahrzehnten der eiserne Geldschrank, dessen bloßes Vorhandensein dem glücklichen Besitzer in



Einbrecher an einem Geldschrank älterer Bauart.

den Augen seiner Mitmenschen einen gewissen Nimbus zu verleihen pflegt, auch wenn in Wahrheit nicht eben die Schätze des Krösus darin aufgespeichert liegen.

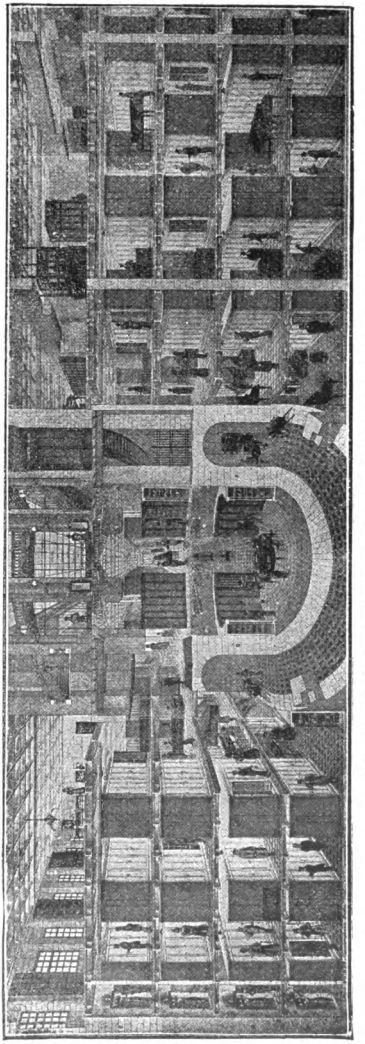
Die Kassenschränke älterer Bauart, in denen man Geld und Geldeswert gegen Einbruchs- und Feuers-

gefahr zu sichern vermeinte, waren nun zumeist recht wenig geeignet, ihren Zweck zu erfüllen. Wohl entsprachen sie in Bezug auf Widerstandsfähigkeit des Materials, Festigkeit der Bauart und sinnreiche Kombination des Verschlusses dem damaligen Stande der Technik, aber die Herren Spitzbuben, die das Aufsprengen von Geldschränken zu ihrer Spezialität gemacht hatten, zeigten sich den Technikern zumeist um ein beträchtliches überlegen. Sie erfanden Werkzeuge von bewunderungswürdigem Raffinement, die ihnen das Aufbiegen der angeblich unangreifbaren Türen, das Durchschneiden der Seitenwände oder das Sprengen der Schlösser ohne allzu große Anstrengung und innerhalb kurzer Zeit gestatteten. Der mit einer sogenannten „Diebeskluppe" operierende Einbrecher auf unserem Bilde mag als Beispiel für die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der „Arbeit" dienen, deren es zur gewaltsamen Eröffnung derartiger, eigentlich nur dekorativen Zwecken dienender Geldschränke bedurfte.

Mit der Feuersicherheit war es um nichts besser bestellt. Mochte auch der Eisenmantel stark genug sein, die Flamme selbst von dem Inhalt des Schrankes abzuhalten, so war damit doch nur wenig gewonnen, denn bei der Untersuchung nach dem Brande mußte man zumeist die niederschmetternde Entdeckung machen, daß Banknoten, Wertpapiere und Geschäftsbücher vollständig verkohlt waren, eine unausbleibliche Wirkung der von den glühenden Eisenwänden ausstrahlenden oder durch den Türfalz, die Schlüssellöcher u. s. w. eindringenden Hitze. Selten auch widerstand ein nach älterem System konstruierter Geldschrank der Wucht des Absturzes, dem er nach dem Durchbrennen des tragenden Fußbodens ausgesetzt war und der ihn, wenn es sich um einen Fall aus beträchtlicher Höhe handelte, oft so weit

auseinander bersten ließ, daß der Inhalt leicht von den Flammen angegriffen werden konnte.

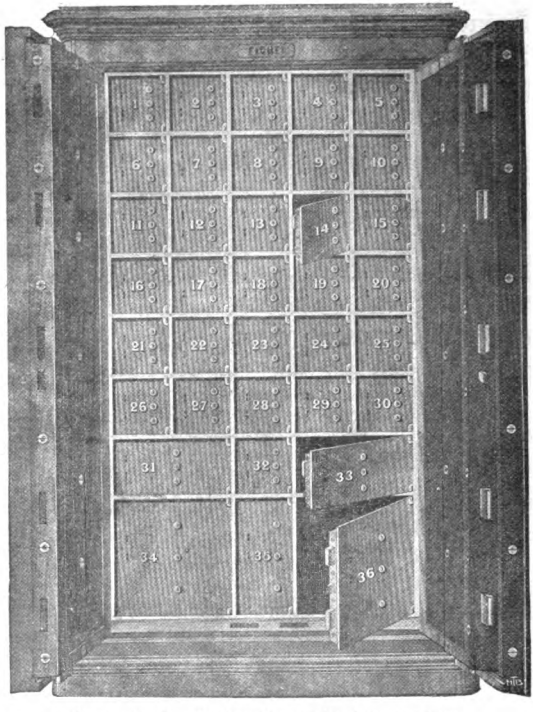
Die gebieterische Notwendigkeit, all diesen Gefahren vorzubeugen, hat nun während der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Geldschrankfabrikation eine so vollständige Umwälzung hervorgebracht, daß den Mitgliedern der ehrenwerten Einbrecherzunft bei dem Wettlauf mit den Fortschritten der Techniker doch schließlich der Atem ausgehen mußte. Wenn auch Engländer und Amerikaner mit gutem Beispiel vorangingen, so ist doch erfreulicherweise die deutsche Industrie nicht hinter ihnen zurückgeblieben, und es kann ohne Überhebung ausgesprochen werden, daß sie ihnen mit ihren



Idealer Durchschnitt durch die Kellerräume des Crédit Lyonnais zu Paris.

neuesten Erfindungen und Verbesserungen sogar vielfach den Rang abgelaufen hat.

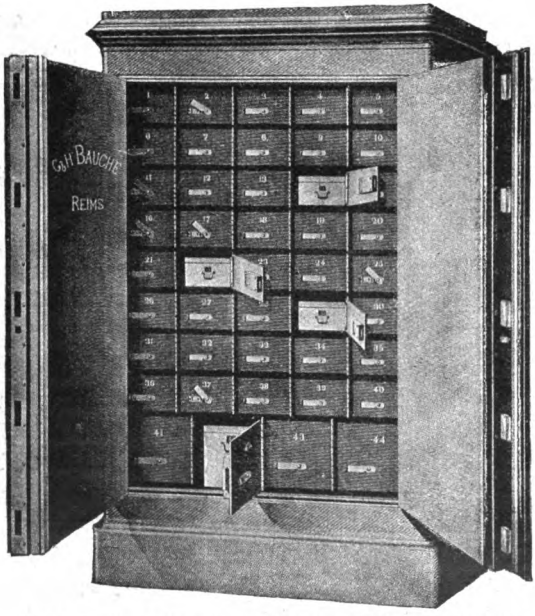
Leicht und mühelos war das Ziel allerdings nicht



Panzerschrank mit doppelt verschliessbaren Fächern (französisches Fabrikat).

zu erreichen. Denn so wie im Artilleriewesen der glücklich gelungenen Erfindung einer widerstandsfähigeren Panzerplatte die Konstruktion eines Geschützes oder Geschosses von entsprechend vermehrter Durchschlagskraft auf dem Fuße zu folgen pflegt, so wußten ge-

raume Zeit hindurch die berufsmäßigen Einbrecher, die ja durchweg erfahrene und tüchtige „Fachleute“ sind, jeder Verbesserung der Abwehrmittel eine gleich bedeut-



Panzerschrank mit doppelt verschliessbaren Fächern und Kassetten (französisches Fabrikat).

same Vervollkommnung ihrer Angriffswaffen entgegenzusetzen.

Als die Panzer der Kassenschränke so demanthart wurden, daß es nicht länger möglich schien, ihnen selbst mit den besten Diebswerkzeugen beizukommen, machten sich die Herren von der Zunft eine für ganz andere Zwecke berechnete Erfindung zu nutze, indem sie mittels des Sauerstoffgebläses kleine Löcher in den Panzer

schmolzen und sich damit die „schwache Stelle“ schufen, von der aus mit zweckentsprechenden Instrumenten weitergearbeitet werden konnte; und als geeignete Vorkehrungen auch dieser viel und erfolgreich geübten Einbruchstechnik einen Riegel vorschoben, stellte sich just zur rechten Zeit in Gestalt des Thermit wieder ein neues Hilfsmittel ein.

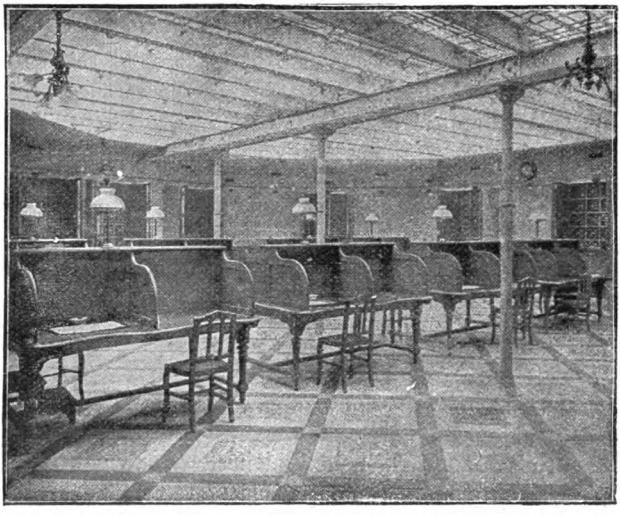
Unter diesem Namen hatte nämlich Dr. Hans Goldschmidt in Essen ein Pulver erfunden, das, an und für sich durchaus nicht feuergefährlich, bequem in jedem beliebigen Gefäß transportiert, ja selbst in der Tasche mitgeführt werden kann, und das, auf die einfachste Weise durch Überstreuen mit Magnesium zur Entzündung gebracht, in wenigen Sekunden eine Temperatur von 3000 Grad Celsius und darüber erzeugt. Solchen Hitzegraden aber vermag so leicht keine Eisen- und Panzerplatte zu widerstehen, und es erschien keineswegs als eine sensationelle Übertreibung, als die Zeitungen aus Anlaß der neuen Erfindung schrieben, daß hinfort kein Geldschrank mehr sicher sei.

Wir werden indessen weiter unten sehen, daß es der Tüchtigkeit deutscher Techniker gelungen ist, auch dieser nicht gering anzuschlagenden Gefahr zu begegnen, und daß von der namhaftesten deutschen Geldschrankfabrik heute bereits völlig thermitsichere Tresors und Stahlkammertüren hergestellt werden.

Das höchste Interesse an einer größtmöglichen Vervollkommnung der einschlägigen Sicherheitsvorkehrungen hatten naturgemäß von jeher die großen und kleinen Bankinstitute, die nicht nur eigenes, sondern auch fremdes Gut in oft geradezu riesenhaften Beträgen zu bewahren haben und die darum stets einen bevorzugten Gegenstand sehnsüchtiger Diebesgelüste bilden.

Es gibt nun zwar viele Kapitalisten, die es vor-

ziehen, ihre zinstragenden Wertpapiere in eigene Verwaltung zu nehmen. Das hat entschieden seine Vorteile, aber es vermehrt auch die Sorge um eine hinlänglich sichere Verwahrung der kostbaren Effekten, und da nur wenige in der Lage sind, sich die bei dem heutigen Stande der Diebestechnik erforderlichen, immerhin kost-



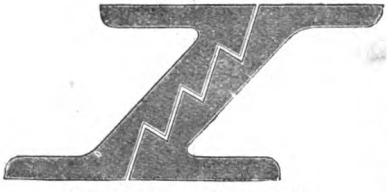
Das Gewölbe für die Panzerschränke im Comptoir National d'Escompte zu Paris.

spieligen Sicherheitsvorrichtungen im eigenen Hause zu schaffen, müssen die Bankinstitute in den meisten Fällen die Rolle des treuen Hüters übernehmen.

Die Einrichtung der verschlossenen, dem aufbewahrenden Bankier selbst nicht zugänglichen Depots ist neuerdings zu einer ganz allgemeinen geworden, und sie legte den Bankhäusern die Verpflichtung auf, für den Schutz des ihnen anvertrauten Gutes auf die denkbar beste Weise zu sorgen.

Zwei verschiedene Systeme nun sind es, die dabei von den großen Geldinstituten angenommen worden sind: das Geldschrank- und das Stahlkammersystem.

Das erstere, das vorwiegend in Frankreich, bei kleineren Banken aber auch in Deutschland Brauch ist, kennzeichnet sich, wie schon die von uns gewählte Benennung kundtut, durch die Aufstellung möglichst solider Panzerschränke, die im Innern eine Anzahl besonders verschließbarer, größerer und kleinerer Abteilungen oder Fächer aufweisen. Jedes dieser Fächer wird gegen bestimmte Jahresmiete einem Kunden für die Aufbewahrung seiner Effekten oder beliebiger anderer Wertsachen zur Verfügung gestellt. Es enthält zuweilen noch eine besondere, selbstverständlich ebenfalls verschließbare Kassette aus Stahlblech und befindet sich unter jenem doppelten Verschluß, von dem weiter unten bei Beschreibung der Stahlkammern die Rede sein wird.

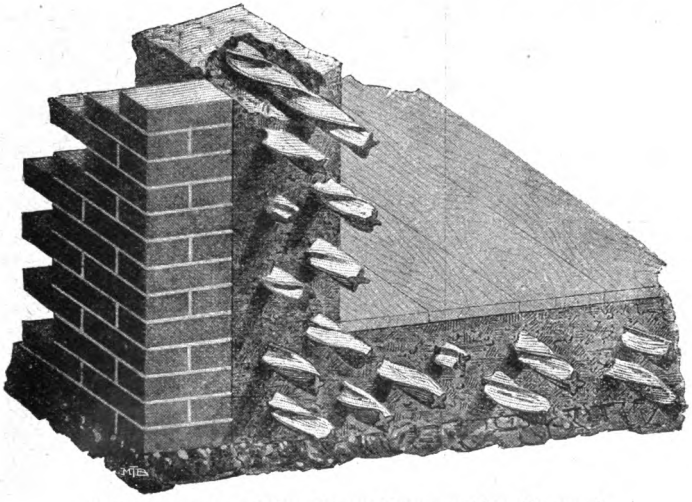


Arnheims Klauenstufenfalzprofil.

Das Schranksystem, das die denkbar größte Raumausnutzung gestattet, empfiehlt sich namentlich für solche Banken, deren Geschäftslokale ihrer baulichen Beschaffenheit nach für die Anlage eigentlicher Stahlkammern nicht die nötigen Voraussetzungen bieten. Es ist unter anderem beim Crédit Lyonnais in Paris (mit 63,000 Schrankfächern), bei der Bank von Frankreich, der Banque Parisienne, dem Comptoir National d'Escompte und anderen großen französischen Geldinstituten im Gebrauch.

Nebenher mag erwähnt werden, daß die von uns

abgebildeten französischen Schränke namentlich wegen ihrer ohne wesentliche Profilierung glatt aufeinander schlagenden Türkanten nicht ganz auf der Höhe der modernen deutschen Technik stehen. Eine durch ineinander greifende Profile geschaffene Verankerung der Tür mit ihrem Rahmen ist nämlich eine der wesentlichsten Voraussetzungen sowohl für die Diebes- wie

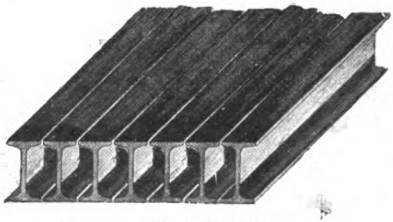


Durch Einlage von gedrehten Panzerschienen verstärktes Mauerwerk einer Stahlkammer.

namentlich für die Feuersicherheit eines Geldschrankes. Ein gewaltsames Aufsprengen mit Hilfe von Werkzeugen wird dadurch ungemein erschwert und das Eindringen von Feuergasen wirksam verhindert.

Eine der bekanntesten und angesehensten unter den deutschen Geldschrankfabriken, die Firma S. J. Arnheim in Berlin, hat denn auch von jeher auf die zweckmäßige Gestaltung der Türzargenprofile ein ganz be-

sonderes Gewicht gelegt, und das dieser Firma neuerdings patentierte sogenannte Klauenstufenfalzprofil (der Leser möge wegen des von uns nicht verschuldeten barbarischen Wortes freundlichst nicht mit uns ins Gericht gehen) stellt sowohl das Sinnreichste und Vollkommenste dar, was in dieser Hinsicht erreicht werden kann. Die mit dem Schließen des Schrankes oder Tresors selbsttätig bewirkte Verankerung zwischen Tür und Rahmen gestattet kein noch so geringfügiges Ausweichen der Tür nach irgend einer Richtung hin, weder bei Anwendung von Werkzeugen noch etwa durch Hitze. Letztere würde im Gegenteil durch Ausdehnung des Metalls nur ein um so festeres Ineinandergreifen und Zusammenpressen bewirken, so daß ein Eindringen von Gasen absolut undenkbar ist.

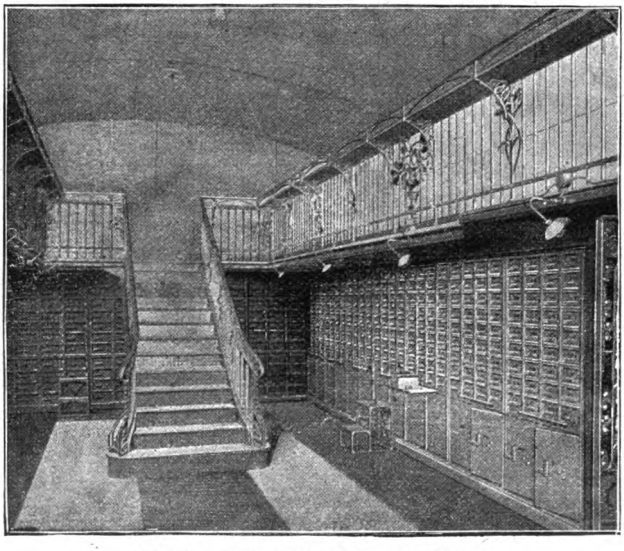


Panzer aus Eisenbahnschienen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß bei Bränden eine Vernichtungsgefahr für leicht verkohlende Gegenstände, wie es Banknoten, Wertpapiere und Geschäftsbücher nun einmal sind, auch durch die von den glühheißen Eisenwänden des Schrankes nach innen strahlende Wärme geschaffen wird. Das einzige Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, besteht in der Einschaltung einer die Wärme nicht leitenden Isolierschicht zwischen der äußeren und der inneren Panzerung der Wände und Türen. Die in früheren Zeiten für diesen Zweck verwendeten Füllungen aus Asche, Schutt und dergleichen sind absolut unzulänglich, und ein Schrank mit

derartigem Isoliermaterial wird seinem Inhalt bei Entwicklung hoher Temperaturen, wie sie Feuersbrünste oder die Anwendung von Sauerstoffgebläse mit sich bringen, kaum noch irgendwelchen Schutz gewähren.

Die beste bisher bekannte Füllmasse ist eine besonders

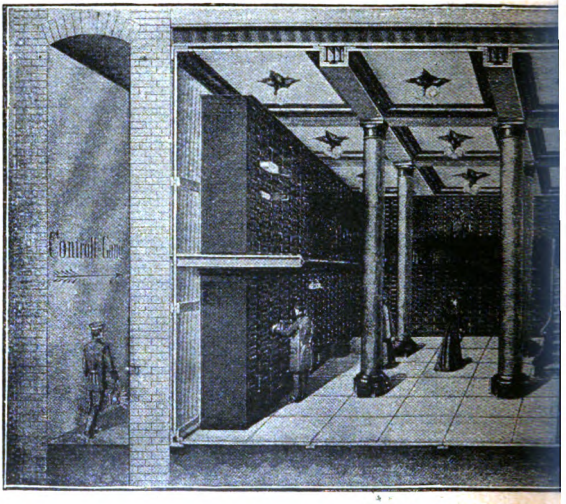


Stahlkammer des Credito Italiano in Mailand.

präparierte, dreimal geglühte Infusorienerde, wie sie sich bei Schränken und Stahlfächern, die von der Firma Arnheim geliefert wurden, schon in zahlreichen Ernstfällen vorzüglich bewährt hat. Gegen die märchenhaft hohen Temperaturen, die sich durch Thermit erzeugen lassen, bietet allerdings auch diese Erde keine ausreichende Sicherheit mehr, und es ist deshalb erfreulich, daß die Techniker der mehrfach genannten deutschen Firma neuerdings eine — in ihrer Zusammensetzung selbstverständ-

lich als Geschäftsgeheimnis gehütete — Mischung herzustellen vermochten, die sich als widerstandsfähiges Isoliermaterial auch dem gefürchteten Thermit gegenüber erwiesen hat.

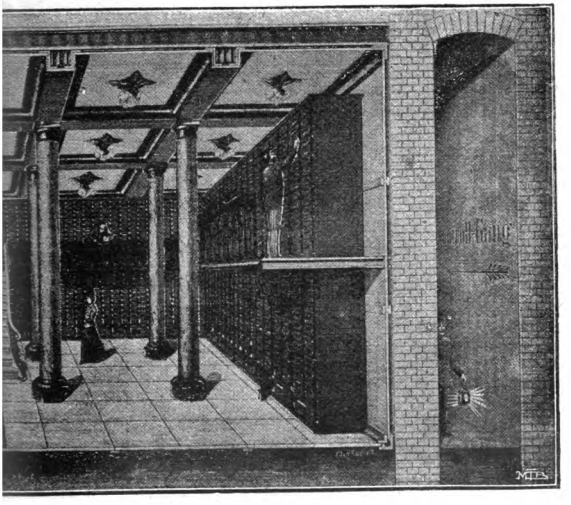
Das zweite System zur diebes- und feuersicheren Aufbewahrung verschlossener Depots ist das der Stahlkammern, dem man sowohl in England und Amerika wie neuerdings auch in Deutschland wenigstens bei den größeren Bankinstituten durchweg den Vorzug gibt. Auch hier erhält jeder Mieter ein besonderes, unter doppeltem Verschluß stehendes Fach, aber diese Fächer befinden sich nicht in einzelnen Schränken, sondern in den Wänden eines eigens für diesen Zweck konstruierten Raumes.



Stahlkammer der D

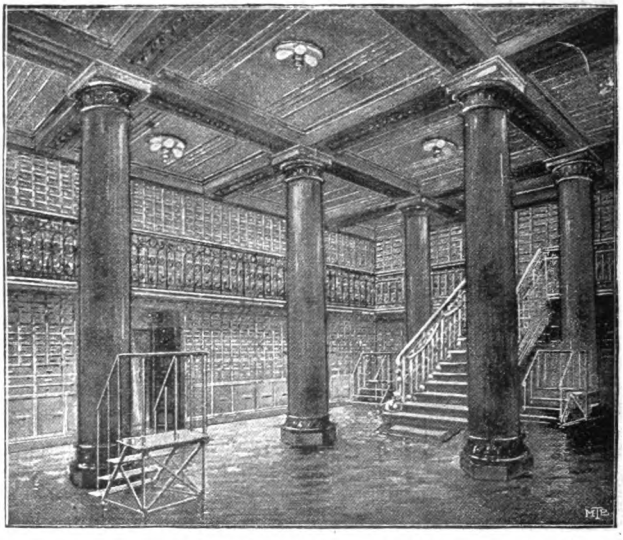
Die Sicherheitsvorkehrungen gegen Einbruchs- und Brandgefahr müssen, wenn sie eine volle Gewähr für unbedingte Zuverlässigkeit bieten sollen, hier eigentlich schon bei der baulichen Anlage der betreffenden Lokalität beginnen.

Alle aus ungebrannten Materialien wie Zement, Granit, Sandstein u. s. w. hergestellten Wände können fast ganz geräuschlos durchbrochen werden und bieten daher keine genügende Sicherheit. Ein aus hartgebranntem Material gefügtes Mauerwerk widersteht wohl dem Feuer, aber nicht unbedingt jedem Einbruchsversuche. Man gibt ihm deshalb eine größere Widerstandsfähigkeit durch Einfügung von gehärteten und gedrehten Schienen mit seitlich nicht verschiebbaren Muffenverbindungen, wie sie unsere Abbildung auf Seite 181 zeigt. Die Hindernisse, die der Einbrecher beim Durchbohren einer solchen Wand zu überwinden hat, sind gewiß nicht gering, aber sie lassen sich, wenn die Diebe mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüstet sind, dennoch beseitigen. Ein vollkommener Schutz der Stahlkammer wird erst durch das Belegen der Wände mit starken Panzerplatten erreicht. Ohne solche würde ein Banktresor in der Tat niemals



ner Bank zu Berlin.

als absolut sicher gelten können. Statt der Platten wendet man zuweilen auch eine Panzerung durch nebeneinander gelegte schwere Eisenbahnschienen an. Natürlich muß die Sicherung sich auch auf den Fußboden und die Decke der Stahlkammer erstrecken, und von be-



Stahlkammer der Banca Commerciale in Turin.

sonderer Wichtigkeit ist die Anlage eines um die Außenseite der Mauer laufenden Kontrollganges, der jederzeit die Untersuchung derselben auf ihre Unversehrtheit gestattet.

Die von der Firma Arnheim hergestellte Stahlkammer der Dresdener Bank zu Berlin, die wir neben einigen anderen derartigen Gewölben im Bilde vorführen, gewährt eine besonders anschauliche Vorstellung von der Konstruktion solcher Räume.

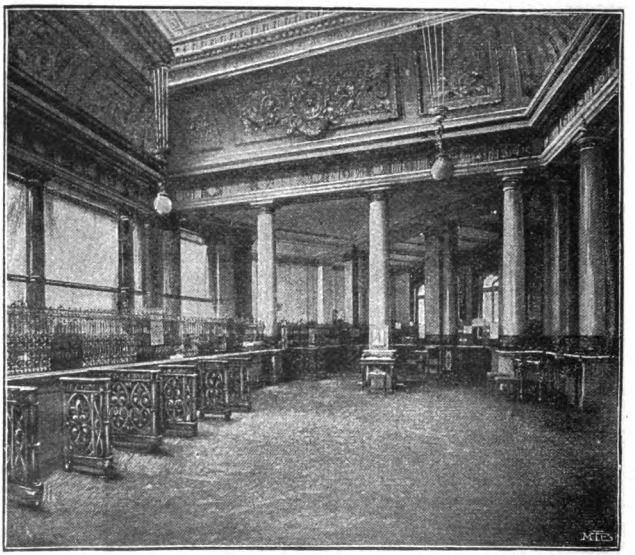
Durch besonderen Reichtum der Ausstattung zeichnet sich neben ihrer vorzüglichen Sicherheit die Stahlkammer der Banca Commerciale in Turin aus. Ihre Größe und ihr dekorativer Schmuck entsprechen vollkommen der Pracht, mit der das Gebäude und die

Gebäude der Banca Commerciale in Turin.

übrigen Geschäftsräume dieses großen italienischen Bankinstituts ausgestattet sind.

Besonderes Gewicht muß bei der Anlage einer Stahlkammer naturgemäß auf die Unangreifbarkeit der Tür- und Fensteröffnungen gelegt werden. Unsere Abbildung auf Seite 189 zeigt uns eine solche von der Firma S. J. Arnheim hergestellte Tür, die zur Stahlkammer des Credito Italiano in Mailand führt. Es ist gewiß

ein ehrendes Zeugnis für den vortrefflichen Ruf unserer Industrie, daß nicht nur beinahe alle großen deutschen Banken, sondern auch die hervorragendsten Geldinstitute Österreich-Ungarns, Italiens, Rußlands, Norwegens und Schwedens den Fabrikaten der Firma Arnheim



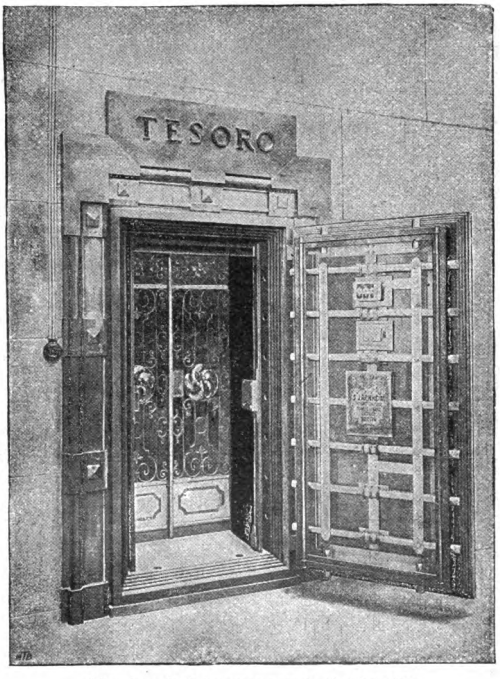
Schalterraum der Banca Commerciale in Turin.

vor den englischen den Vorzug gegeben haben und daß diese Firma im Laufe weniger Jahre gegen 1500 Bank- und Tresoranlagen ausführen konnte.

Unangreifbar für unberufene Menschenhände wie für die Wut der Elemente müssen gleich den Türen auch die Fensterladen der Stahlkammern sein. Sie erhalten außer der Sicherheit, die ihre eigene Stärke gewährt, noch besonderen Schutz durch Gitter aus gedrehten Stahlstangen von zirka 40 Millimeter Durch-

messer, dessen Beseitigung die Einbrecher allein schon mehr als die ihnen zur Verfügung stehende Zeit kosten würde.

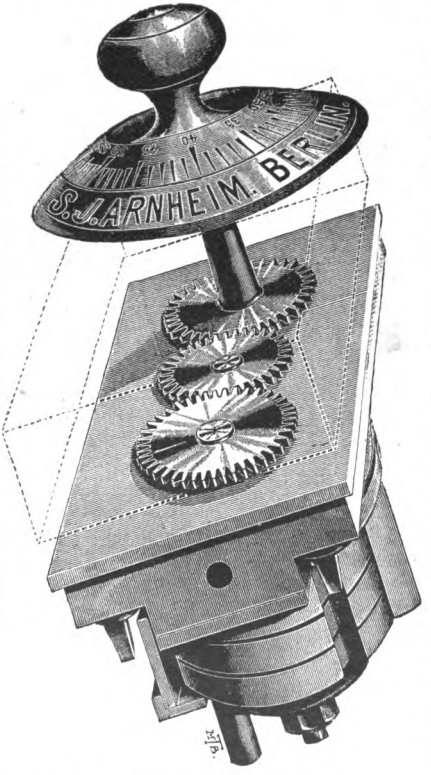
Es mag manchen unserer Leser wundernehmen,



Tür einer Stahlkammer von S. J. Arnheim.

daß wir bisher nur von einer Einbruchsgefahr durch gewaltsames Zerschneiden, Durchbohren oder Zerschmelzen der Panzerplatten gesprochen haben. Viel näher muß ja dem Laien der Gedanke an die Möglichkeit liegen, die Öffnung des Schrankes durch Anwendung von Nachschlüsseln oder von Instrumenten zu

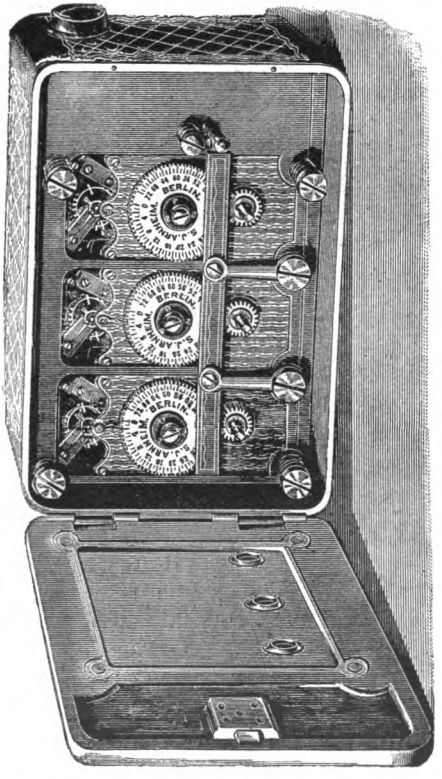
bewirken, die geeignet sind, die Funktionen der richtigen Schlüssel zu verrichten. Aber von solchen Möglichkeiten ist heutzutage in der Tat nicht mehr die Rede. Die Konstruktion der Schlösser ist eine so kunstvolle geworden, daß kein erfahrener Spitzbube mehr versuchen wird, sein Ziel auf diesem Wege zu erreichen.



Auf Zahlen oder Buchstaben einzustellendes Kombinationsschloss.

Das gleichzeitige Zurückschieben der zahlreichen, oft beinahe armdicken Riegel, die in die entsprechenden Vertiefungen der Türzarge greifen, geschieht durch eine einfache Drehung der an der Außenseite der Tür angebrachten Olive. Aber dieser Mechanismus kann erst in Tätigkeit treten, wenn durch Anwendung des richtigen Schlüssels die Hemmung ausgelöst worden ist. Wie wenig dabei von der Anwendung eines Diebswerkzeuges nach Art der sogenannten Dietriche zu fürchten

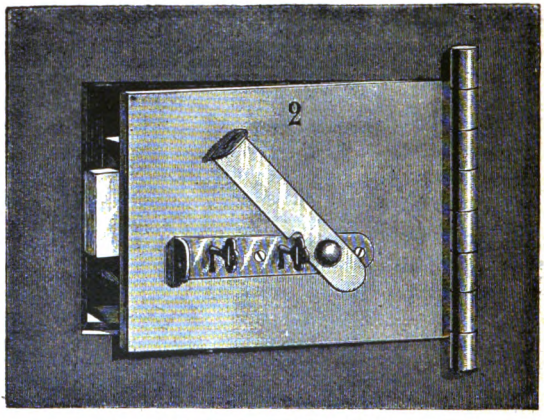
ist, mag daraus hervorgehen, daß an den sogenannten federlosen Schlössern bei den neun im Schlosse befindlichen Zuhaltungen im ganzen tausend Millionen verschiedene Stellungen der Zuhaltungen möglich sind, bei denen die Rippen und Kerben ineinander eindringen können. Und nur eine einzige davon ist die richtige, bei der das Schloß geöffnet wird. Der Dieb würde also mindestens ein Menschenalter aufwenden müssen, um all diese Stellungen hervorzubringen.



Zeitschloss.

Aber nicht immer begnügt man sich mit der Gewißheit, daß niemand ohne die richtigen Schlüssel etwas auszurichten vermöge. Denn häufig sind durch die Umstände noch weitergehende Vorsichtsmaßregeln geboten. Dieser Notwendigkeit verdanken die Kombinations- und die Zeitschlösser ihre Entstehung. Bei ersteren ist der Hem-

mungsmechanismus so konstruiert, daß ein Öffnen der Tür erst erfolgen kann, nachdem die in den außen befindlichen Knopf eingeschnittene Kerbe nacheinander die Ziffern einer dreistelligen Zahl oder die Buchstaben eines aus drei Zeichen bestehenden Wortes berührt hat, die nur dem Eingeweihten bekannt sind. Ein anderer mag an dem Knopfe drehen, so viel er



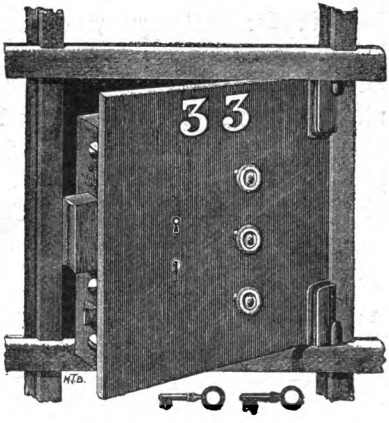
Tür eines Sicherheitsfaches.

will, er wird doch niemals den beabsichtigten Zweck erreichen.

Bei dem Zeitschloß erfolgt die Freigabe des Hemmungshebels ohne menschliches Zutun durch einen automatischen Mechanismus zu einer auf die Minute genau vorher zu bestimmenden Zeit. Drei nebeneinander angeordnete vorzügliche Glashütter Uhren regeln diese Prozedur. Jede von ihnen arbeitet dabei selbständig, so daß, selbst wenn zwei von ihnen stehen bleiben sollten, ein Versagen des Mechanismus nicht zu fürchten ist. Eine durch ein Zeitschloß gesicherte Schrank-

oder Tresortür ist vor der bestimmten Zeit von niemand zu öffnen, er möge auch im Besitz der richtigen Schlüssel sein. Überall da, wo ein Mißbrauch dieser Schlüssel zu befürchten steht, erweist sich deshalb diese Vorrichtung als besonders zweckmäßig und empfehlenswert.

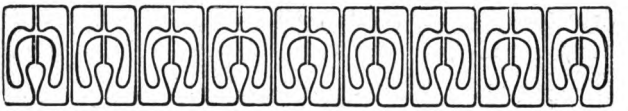
Wir haben oben gesagt, daß die Türen der einzelnen, an die Kunden des Bankhauses vermieteten Sicherheitsfächer stets unter doppeltem Verschluß, das heißt unter dem gleichzeitigen Verschluß der Bank und des Mieters gehalten werden. Weder der mit der Verwaltung der Stahlkammer betraute Beamte noch der Mieter würde im stande sein, die Öffnung allein mit einem Schlüssel zu bewirken. Erst wenn der Angestellte der Bank den seinigen in Anwendung gebracht hat, hat der Besitzer des Faches die Möglichkeit, es nun seinerseits aufzuschließen. Ein Mißbrauch durch Unberufene ist dadurch so gut wie unmöglich gemacht. Hie und da geht man in der Vorsicht sogar noch weiter, indem man durch einen eigenen Geheimverschluß, dessen Besonderheit nur dem Mieter des betreffenden Faches bekannt ist, das Schlüsselloch für jeden anderen unauffindbar macht. Ihrer Kompliziertheit wegen aber



Stahlfach mit Geheimverschluss.

ist diese an und für sich auch ziemlich überflüssige Vorrichtung in Deutschland wenig beliebt.

Wie aus vorstehender Schilderung wohl zur Genüge erhellt, ist heute also niemand mehr genötigt, seine Ersparnisse zu vergraben oder sonstwie zu verstecken, um sie vor Diebes- und Feuersgefahr zu sichern. Er kann vielmehr für den verhältnismäßig sehr geringfügigen Betrag, auf den sich die Jahresmiete für ein Fach in der Stahlkammer eines großen Bankinstituts beläuft, für die Sicherheit seines Eigentums alle die Bürgschaften erhalten, die eine hoch entwickelte Technik zu gewähren vermag. Es ist darum nur natürlich, daß von der zweckmäßigen Einrichtung heute bereits nicht nur reicher begüterte Kapitalisten, sondern auch viele sogenannte kleine Leute Gebrauch machen, die an solcher Verwahrung ihrer Ersparnisse jedenfalls besser tun als daran, daß sie sie irgend einem Bankhause zu Spekulationszwecken anvertrauen.



Beim neuen Papst.

Römische Skizze von Woldemar Urban.

Mit 3 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In dem kleinen Örtchen Riëse bei Treviso wurde dem städtischen Boten Johann Baptista Sarto am 2. Juni 1835 ein Sohn geboren, der den Namen Giuseppe erhielt. Es ist der jetzige Papst Pius X. Der hübsche und fromme Knabe konnte durch die Unterstützung des Pfarrers das Gymnasium besuchen und kam dann in das Priesterseminar zu Padua. 1858 erhielt er den Doktorhut und die Priesterweihe. In Riëse las er seine erste Messe vor seinen einfachen Verwandten und den dortigen Bauern; es war für den kleinen Ort ein Ereignis. Er wurde darauf zuerst Pfarrer in Tombola, 1867 in Salzano. Der Bischof von Treviso, der seine bedeutende Begabung erkannte, ernannte ihn zum Kanonikus der dortigen Kathedrale, später wurde er Sekretär des Bischofs und Generalvikar.

Als 1884 der Bischofssitz von Mantua frei wurde, fiel die Wahl auf Sarto. Er blieb in dieser Stellung bis 1893, wo seine Ernennung zum Kardinal-Erzbischof und zum Patriarchen von Venedig erfolgte. Zehn Jahre später, am 4. August 1903, wurde ihm die höchste Würde übertragen, welche die katholische Kirche zu ver-

geben hat. Das Konklave der Kardinäle in Rom wählte den Bauernsohn Giuseppe Sarto zum Papst, und als Pius X. erteilte er, angetan mit dem päpstlichen Ornat, dem Volk erstmals den Segen.

Il papa del popolo — der Volkspapst, wie man ihn sowohl seiner Abkunft, als auch seines schlichten Auftretens wegen vielfach nennen hört, hat unter anderen bedeutsamen Änderungen im vatikanischen Leben auch die seit Jahrhunderten nicht mehr gepflegten Volkspredigten wieder aufgenommen. Pius X. spricht seit einiger Zeit jeden Donnerstag oder Sonntag zu seiner römischen Gemeinde, wie — man möchte fast so sagen — jeder Dorfpfarrer zu seiner Gemeinde spricht. Nach einzelnen Parochien werden die Mitglieder der römischen Kirchengemeinde hierzu eingeladen vermittels eines gedruckten Zettels, auf dem Ort und Zeit genau angegeben ist und den sie von ihrem Seelsorger oder von irgend einem der päpstlichen Ämter erhalten. Mit diesem Zettel begeben sich alte und junge Männer, Frauen und Mädchen, Kinder, Arme und Reiche, Kranke und Lahme in den Vatikan, wo sich der Vorgang nun folgendermaßen abspielt.

Nachdem man um die Peterskirche herumgegangen — das ist eine kleine Reise — und die verschiedenen Tore passiert hat, wo die Schweizer Hellebardiere und päpstlichen Gendarmen die Kontrolle ausüben, betritt man den großen inneren Hof des Vatikans — den Corte di San Damaso —, einen geschichtlich denkwürdigen Platz, auf dem gut zehn- bis zwölftausend Menschen stehen können. Hier, unter freiem Himmel, hält der Papst seine Ansprachen.

An der Stirnseite des Hofes ist ein einfaches Podium errichtet, auf dem ein roter Sessel steht. Hellebardiere mit der neuen Pickelhaube — die alten Barette paßten

Papst Pius X.

übrigens zu den bunten Landsknechtstrachten besser — halten rechts und links von dem Podium Wacht, ab und zu sieht man einen Monsignore im dunkeln Talar oder eine Guardia dei nobili, aber nichts verrät einen ungewöhnlichen, feierlichen Vorgang. Ein paar Fahnen von einzelnen Kongregationen hängen herum, die hübschen, zierlichen figlie di Maria mit ihren weißen Schleiern und blauen Brustbändern nehmen rechts vom Podium Aufstellung, wo auch der Platz für die päpstliche Kapelle ist.

Der Hof füllt sich allmählich immer mehr und mehr, bis er schließlich vollständig vollgepfropft erscheint, auf den Galerien und Balkonen des Vatikans sammeln sich Leute. Jeder Platz ist besetzt, alles im bunten Gewühl, ohne jede Etikette. Das scheint des neuen Papstes stärkste Seite zu sein. Von Etikette bemerkt man nichts.

Punkt 3 Uhr Nachmittags ertönt im Hofe ein starker Trommelwirbel. Die Musik zieht auf, nimmt ihren Platz ein und spielt eine lustige Weise. Ich hörte zum Beispiel die Ouvertüre zu „Zampa oder die Marmorbraut".

Mit dem Glockenschlag halb 4 Uhr — der Papst ist von großer Pünktlichkeit — ertönt wieder ein Trommelwirbel, links vom Podium wird eine Tür geöffnet, durch die hindurch man eben einen Aufzug niedergehen sieht. Aus dieser Tür schreitet — ganz weiß gekleidet und umgeben von einer Anzahl geistlicher und anderer Würdenträger der päpstlichen Hofhaltung — Papst Pius X. hervor.

Ein brausendes Rufen und Schreien erfüllt die Luft. „Evviva Papa Pio decimo! — Evviva il Papa del popolo!" gellt es von allen Seiten, Tücher werden geschwenkt, Kinder auf die Schultern gehoben, eine ungeheure Bewegung bemächtigt sich des Volkes.

Ruhig schreitet der Papst zum Podium vor, lächelnd grüßt er das Volk und segnet es — ein Vorgang von herzlicher Einfachheit und schlichter Größe.

Der Papst hat eine etwas matte Gesichtsfarbe, sieht aber sonst gut und verhältnismäßig jugendlich aus. Wenn er spricht, belebt sich sein Gesicht, seine Bewegungen werden frei und leicht. Er ist nicht das, was man einen großen Redner nennt, aber seine Rede ist von wunderbarer Klarheit, sein Vortrag warm und deshalb von Überzeugungskraft. Man gibt sich ihm gern hin, wenn er spricht, es ist, als ob man wieder jung würde, wieder in seiner Kirche säße und den väterlichen Ermahnungen und Tröstungen seines Geistlichen lauschte. Man vergißt ganz, daß es der Papst ist, der spricht, und daß man sich im Vatikan befindet — so väterlich, so herzlich spricht Papst Pius X.

Sein Vortrag ist ebenso einfach wie kurz, kaum zehn Minuten. Dann spielt die päpstliche Kapelle eine Hymne, in welche die frischen Kinderstimmen der hübschen figlie di Maria einfallen, und nach etwa einer halben Stunde ist der Vorgang zu Ende. Ein Kaplan reicht dem Papst einen rotseidenen Hut und einen ebensolchen Mantel, und langsam, den Hut in der Hand, freundlich nach allen Seiten grüßend, geht er wieder mit seinem Gefolge ab.

Nur langsam entleert sich der große Hof. Nach einigen Minuten ertönt plötzlich noch einmal das laute, gellende Rufen: „Evviva Papa Pio decimo! — Evviva il Papa del popolo!“ und oben im obersten Stock des Vatikans erscheint noch einmal für wenige Sekunden die Gestalt des Papstes hinter den Glasscheiben, auf dem Wege nach seinen Privatgemächern.

Auch einen Staatssekretär nach seinem Sinne hat sich an Stelle des bisherigen, des Kardinals Rampolla,

Ansprache des Papstes

n Corte di San Damaso.

Pius X. erwählt. Es ist der Kardinal Raffaele Merry del Val, der am 10. Oktober 1865 in London, wo sein Vater damals spanischer Botschaftsrat war, geboren wurde, also erst 38 Jahre zählt. Die Erklärung für sein überraschend schnelles Emporsteigen auf der Stufenleiter geistlicher Ämter und Würden liefert der Umstand, daß er durch seinen Vater, den späteren spanischen Botschafter in Wien und beim Vatikan, bereits in früher Jugend in enge Berührung mit verschiedenen Fürstenhöfen und den maßgebenden Persönlichkeiten der Kurie kam. Er bereitete sich in der Academia dei Nobili Ecclesiastici für den diplomatischen Dienst der Kirche vor, wurde 1888 zum Priester geweiht, bereits vier Jahre darauf päpstlicher Geheimkämmerer, 1897 päpstlicher Hausprälat und kurz nacheinander apostolischer Delegat in Kanada und Titularbischof von Nicäa. Im Jahre 1888 begleitete er den Nuntius Galimberti zur Beisetzung des Kaisers Wilhelm I. nach Berlin, und 1902 war er Vertreter des Papstes bei der Krönung des Königs Eduard VII. von England.

Raffaele Merry del Val, der neue päpstliche Staatssekretär.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Augenblick, gelebt im Paradiese. — Im Juli des Jahres 1875 waren in Britisch-Kolumbien reiche Goldfunde gemacht worden, und viele Tausende von goldhungrigen Menschen strömten am Stickeen River zusammen, wo sie sich weder Tag noch Nacht Ruhe gönnten, sondern unermüdlich den goldstaubhaltigen Sand am Ufer des Flusses auswuschen.

Ein junger Mann namens James Day, seiner ursprünglichen Profession nach ein schlichter Schuster, fand den Ertrag dieser mühsamen Arbeit allzu mager. Er beschloß, auf eigene Faust dem Ausgangspunkt der Goldquelle nachzuforschen, und verließ den Hauptfluß, um an einem seiner oberen Nebenflüsse, dem Yellow Creek, die Arbeit wieder aufzunehmen.

Seine Erwartungen wurden enttäuscht. Er fand noch weniger Gold als vorher. Dazu befand er sich in einer unbewohnten Gegend, die keine Möglichkeit bot, Nahrungsmittel und andere Lebensbedürfnisse zu kaufen. Wenn er sich auch mit Vorräten wohl versehen hatte, so sah er doch nach drei fruchtlos durcharbeiteten Wochen mit Schrecken, daß sie sich ihrem Ende näherten. Da half ihm alles nichts, er mußte umkehren.

Um den Rückweg abzukürzen, folgte er nicht wieder den Windungen des Yellow Creek, sondern marschierte quer über Land. Plötzlich sah er seinen Weg versperrt durch eine tiefe,

langgestreckte Schlucht mit hohen steilen Wänden, die jeden Übergang unmöglich machten. Sechs Meilen weit mußte er an diesem unwillkommenen Abgrunde entlang gehen, ehe sich etwas wie ein Übergang entdecken ließ, wenn er auch so unwegsam war, wie man ihn sich nur denken konnte. Als er aber mit Mühe und Not die zerklüfteten, durch Geröll noch unsicherer gemachten Felspartien hinabstieg, fiel ihm plötzlich eine Schicht zu Tage liegenden rötlichen Quarzes in die Augen, welcher Gold zu enthalten pflegt.

Mit zitternden Händen schlug er ein Stück von dem Quarz ab — und siehe da: er hatte eine reiche Ader goldhaltigen Gesteins entdeckt!

Seine glückselige Benommenheit war so groß, daß er neben seinem Reichtum niederkauerte und den Rest des Tages damit zubrachte, sich auszumalen, was für ein herrliches Leben er führen werde, wenn er die Millionen eingeheimst habe, die ihm hier so unvermutet entgegenlachten. Dann suchte er sich am Rande der Schlucht eine bequeme Schlafstätte in der Nachbarschaft seiner Goldmine aus und legte sich zum Schlafe nieder, um am folgenden Morgen schon bei Tagesgrauen mit frischen Kräften an die Arbeit zu gehen und seinen Schatz zu heben. In den Träumen dieser denkwürdigen Nacht aber genoß er das ganze Hochgefühl des Millionärs in vollen Zügen.

Unglücklicherweise jedoch war es die Nacht des 24. Juli 1875. In dieser Nacht trat in Britisch-Kolumbien ein Erdbeben ein, und James Day entging nur wie durch ein Wunder dem Schicksale, von den Gesteinmassen mit verschlungen zu werden, die den Abgrund ausfüllten, neben dem er an jenem Tage dahingewandert war.

Seine reiche Goldader aber war in der Tiefe verschwunden. Er war ein armer Schuhflicker wie vorher und zog sich von der Goldgräberei gänzlich zurück. Es mußte ihm genügen, daß er einen „Augenblick im Paradiese" gelebt hatte. —

An Bord der „Juno", die von Kalkutta nach Singapore dampfte, vertrieben sich die Passagiere im Rauchsalon die Zeit mit Kartenspielen. Ein englischer Offizier gewann einem Hindu eine nicht unbedeutende Summe ab und meinte

wohlgefällig lächelnd: „Ich habe offenbar heute eine glückliche Hand."

„Ich wette, daß ich Sie in dem Punkte doch noch übertreffe," behauptete der dunkelgefärbte Hindu.

Der andere nahm die Wette an. Er war kein vermögender Mann. Was er soeben dem Partner abgenommen hatte, setzte er aber auf die nächste Karte und gewann den Einsatz verdoppelt zurück. Kameraden von ihm, die hauptsächlich die Reisegesellschaft bildeten, fingen an, sich für die beiden Spieler zu interessieren, erhoben sich von ihren Tischen und gruppierten sich um die beiden, die vom Erfolg einerseits, vom Mißerfolg anderseits zu immer kühnerem Wagen angespornt wurden. Die Einsätze wurden immer höher und gingen aus den Hunderten bereits in die Tausende über. Bald nach der einen, bald nach der anderen Seite lächelte Fortunas Laune.

Endlich sagte der dunkeläugige Sohn Indiens: „Ich setze mein Rubinenbergwerk zu Kotree gegen zehntausend Pfund, wenn es Ihnen recht ist."

Der bis dahin vom Glücke begünstigte Engländer sah sich verlegen im Kreise der um den Spieltisch Herumstehenden um. Seine „glückliche Hand" hatte ihm vertrauende Gönner erworben. „Unbedingt gehen Sie darauf ein! Wir übernehmen die Garantie, falls Sie verlieren sollten," schallte es ihm von fünf, sechs Seiten entgegen.

Die dargebotene Garantie genügte dem Hindu, der Einsatz wurde angenommen. Und nun wurden die Karten gegeben. Der Hindu verlor.

Gleichmütig, als handle es sich um den Verlust eines Schillings, erhob sich der Indier vom Spieltische. „Ich hole Ihnen die Besitzurkunde," sagte er und ging.

Der strahlende Gewinner nahm mit überströmender Freude und Dankbarkeit die Glückwünsche derer in Empfang, die ihm zu dem Siege verholfen und ihn zum reichen Manne gemacht hatten.

Indessen war es nur ein „Augenblick im Paradiese", der ihm gegönnt war. Der Verlierer des Bergwerks nämlich

kehrte nicht in den Rauchsalon zurück. Unbemerkt war er ins Meer gesprungen und verschwand unter dem kochenden Gischt der Wassermassen, welche der Dampfer aufwirbelte.

Durch diesen Akt der Selbstaufopferung rettete er sein Rubinenbergwerk für seinen Sohn; denn Spielschulden dürfen nach indischem Gesetz von den Erben nicht eingetrieben werden, und so ging der Engländer mit der glücklichen Hand trotz allem doch leer aus. —

In dem armseligsten Viertel von Paris fuhr an einem rauhen Wintertage der Rechtsanwalt F. vor einem der höchsten und unansehnlichsten Häuser vor. Bis zum obersten Stockwerk mußte er die jämmerliche Treppe emporklimmen, ehe er an einer niedrigen Tür den Namen entdeckte, welchen er suchte. Auf sein Pochen erschien eine abgezehrte, verkümmert aussehende Frau und erklärte sich für die Persönlichkeit, nach der er fragte. Sie führte ihn in ein nahezu von Möbeln entblößtes Zimmer, dessen Kamin kein Feuer aufwies, in dessen einer Ecke aber auf einem Lager von Lumpen ein magerer, etwa zwölfjähriger Knabe lag und hustete, daß dem Hörer dabei das Herz im Leibe weh tat. Mutter und Sohn zitterten vor Kälte.

„Madame," sagte der Rechtsanwalt teilnahmsvoll, „ich habe Ihnen die traurige Kunde zu bringen, daß Ihr Herr Onkel vorgestern gestorben ist."

Die arme Frau fuhr in heftigem Schreck zusammen, erinnerte sich aber schnell ihrer langandauernden Entfremdung von dem Dahingeschiedenen und sagte traurig: „Mein Oheim hat sich seit dem Tage meiner Verheiratung so hartnäckig von mir losgesagt, daß ich durch seinen Tod kaum noch etwas verliere."

„Im Gegenteil," belehrte er sie, „Sie gewinnen ganz erheblich dadurch."

„Ich?" fragte sie ungläubig. „Mit seinem Wissen und Willen sicher nicht."

„Sein Wissen und Wille kann dabei keinen Einfluß ausüben. Er ist, ohne ein Testament zu hinterlassen, eines

plötzlichen Todes gestorben. Sie sind seine einzige rechtmäßige Erbin."

„Reichtümer wird er nicht zurückgelassen haben," sagte die Frau, „denn er war kein sparsamer Mann. Aber so viel wird's ja wohl sein, daß ich meinem Sohne eine warme Stube machen und ein nahrhaftes Essen vorsetzen kann. Vielleicht reicht es sogar dazu, daß ich einen Arzt zu holen vermag."

„O, es reicht noch ein gut Stück weiter," meinte der Besucher mit einem gerührten Lächeln. „Ihr Oheim hat in letzter Zeit sehr glücklich spekuliert und hat eine ganz bedeutende Erbschaft hinterlassen."

Mit aufleuchtendem Auge blickte die arme Frau zu dem Gaste empor. „Wie viel ist's denn?"

„Das läßt sich noch nicht genau feststellen. Unter einer Million Franken ist's sicher nicht."

Die bleichen Wangen des armen Weibes färbten sich mit lebhaftem Rot. Ihre matten Augen erglänzten in einem überirdischen Licht. Die von Sorgen und Hunger zusammengekrümmte Gestalt richtete sich in die Höhe. „Gott sei Lob und Dank," rief sie, „dann kann für uns beide ein neues Leben angehen! Meinem armen Jungen sind die Wege geebnet, er wird Mangel und Kummer, die seine Kindheit getrübt haben, nicht mehr zu schmecken haben. — Aber," fügte sie gepreßt hinzu, „mir ist gar nicht wohl."

Sie drückte erbleichend die Hand aufs Herz und sank gleich darauf leblos in die Arme des entsetzten Besuchers. Es war ein „Augenblick im Paradiese" gewesen, den er ihr bereitet hatte. Ein Herzschlag hatte sie der Erde entrückt.

Ihr armer Junge aber durfte sich wenigstens der Erbschaft erfreuen. Er genas bald unter der guten Pflege, die man ihm angedeihen lassen konnte, und ist heute eine der Zierden unter den Schülern eines Pariser Lyzeums. Kl. Düsterhoff.

Neue Erfindungen: I. Ein praktischer Gläserträger. — Fast alle Erfindungen auf dem Gebiete der hauswirtschaftlichen Geräte sind Veränderungen bekannter Dinge, und es bedarf meist eingehender Erklärungen, ehe man

deren Zweckmäßigkeit einzusehen vermag. Der Gläserträger „Serviteur", den wir im Bilde vorführen, ist dagegen etwas absolut Neues. „Sonst" hatte man in dieser Richtung sehr viel Unglück, „jetzt" ist solches gänzlich ausgeschlossen.

Es ist tatsächlich nicht leicht, Weingläser zu tragen, ohne

Sonst.

sie zu zerbrechen, gleichviel, ob man sie, übereinander gelegt, in Behältern trägt oder auf Servierplatten stellt. In reicheren Haushaltungen ist daher das Budget für zerbrochene Weingläser kein geringes. Hat die servierende Person bei einer Festlichkeit mit Gläsern Mißgeschick, so ist dem Gastgeber der Schreck oder das Lächeln seiner Gäste meist unangenehmer als die Kostspieligkeit des Vorfalls.

Der Gläserträger „Serviteur" macht solche Unannehmlichkeiten unmöglich. Man setzt das Glas auf, und sofort steht es so fest, daß der Serviteur schief gehalten, auf den Kopf gestellt, ja geschleudert werden kann, ohne daß die Gläser fallen oder aneinander schlagen. Kein Glas kann

Jetzt.

durch Stoß abgebrochen werden, da es elastisch steht. Jedes einzelne läßt sich genau so leicht abnehmen wie vom freien Tisch. Für gewöhnlich wird der Serviteur als Träger beim Servieren und Abräumen benutzt. Wer sehr wertvolle Gläser benutzt und häufig Gesellschaften gibt, bewahrt am besten seine sämtlichen Gläser in Serviteurs auf. Selbst eine ungeübte Person kann mehrere Dutzend der empfindlichsten

Kristallgläser auf einmal zum Tisch bringen, ohne daß die Hausfrau fürchten muß, daß ihre frohe Tischlaune durch Ungeschick oder Mißgeschick der servierenden Person verdorben werde.

Von hervorragendem Nutzen ist der Serviteur auch für Gesellschaftsbüfette. Gerade der gerngesehene fröhliche Gast wirft auf dem dicht gefüllten Speisenaufbau oder im Gedränge leicht ein paar Gläser mit um. Derlei sucht jeder Gastgeber zu vermeiden, und hierzu ist der Serviteur ein sicherer Helfer. Große Etablissements stellen die gefüllten Serviteurs in beliebiger Zahl aufeinander, sie stehen vollkommen fest. C. M.

II. Gabel mit beweglichen Zinken. — Die untenstehend abgebildeten Gabeln mit beweglichen Zinken tragen dem Umstand Rechnung, daß bei den gewöhnlichen Gabeln das Putzen der Zinken eine recht mühevolle Arbeit ist, die vom Küchenpersonal nicht immer zur Zufriedenheit der Hausfrau besorgt wird. Bei den neuen Gabeln sind die mittleren Zinken, a und a_1, beweglich eingefügt, während nur die äußeren, d und d_1, fest sind. Die eine der beweglichen Zinken ist nach vorn, die andere nach hinten um den Rist c drehbar, wie es Fig. 2 punktiert zeigt. In der Gebrauchsstellung werden sie durch die Hülse g an den unteren Enden gehalten, welche durch eine Feder f nach oben gedrückt wird. J. P.

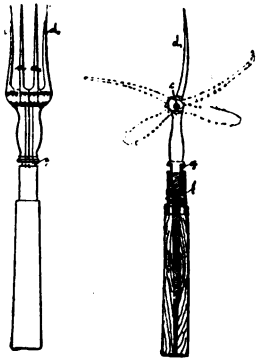


Fig. 1. Fig. 2.
Gabel mit beweglichen Zinken.

Vornehme Gäste. — Ein sehr elegant gekleideter Herr betrat eines der vornehmsten Restaurants in Paris, wählte sich einen bequemen Platz im Speisesaale aus und bestellte ein ausgesucht feines Mahl, das er, sobald es aufgetragen war, mit der Miene eines Kenners verspeiste. Er hatte

soeben seinen Kaffee und ein Gläschen feinsten Likörs genossen und zündete sich gerade die dazu bestellte echte Havanna, zu fünf Franken das Stück, an, als eine geschlossene Droschke vor dem Restaurant vorfuhr. Ein schwarzgekleideter, ernst blickender Herr stieg aus und ließ sich von einem der herbeieilenden Kellner zum Wirte des Lokals führen.

„Meinen Informationen zufolge," begann der Schwarzgekleidete, „befindet sich augenblicklich hier in Ihren Räumen ein von mir schon seit längerer Zeit gesuchter Herr, der mit einer halben Million Franken flüchtig geworden ist. Wollen Sie die Güte haben, mich durch die Räume zu führen, damit ich mich von der Anwesenheit des Verbrechers überzeugen kann. Ich möchte bei der Verhaftung alles unnötige Aufsehen, das ja auch Ihnen nur peinlich sein kann, vermeiden."

Natürlich führte der Wirt den Beamten sofort durch die Säle, und kaum hatten sie den Speisesaal betreten, als der Polizist den Wirt anstieß und, auf den behaglich in seinem Sessel lehnenden Fremden weisend, ihm zuflüsterte: „Dort sitzt mein Mann! Um das Wild nun nicht kopfscheu zu machen und um gleichzeitig alles Aufsehen zu vermeiden, schicken Sie, bitte, einen Kellner hin und lassen Sie ihm melden, sein Freund, der Baron K., bäte ihn, auf einen Augenblick herauszutreten."

Der Wirt schickte einen Kellner mit dem Auftrage zu dem Fremden, der ganz gelassen aufstand, seinen Hut aufsetzte und sich in den Korridor begab, wo der Schwarzgekleidete und der Wirt ihn erwarteten. Als er an den beiden vorübergehen wollte, legte der Polizist die Hand auf seinen Arm und sagte mit ernster Stimme: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie! Folgen Sie mir ruhig, so will ich von einer Fesselung absehen. Andernfalls —" damit zog er ein Paar blitzende Handschellen hervor.

Der Fremde erbleichte, erwiderte kein Wort, sondern folgte dem Beamten ruhig zum Wagen, der, nachdem beide eingestiegen waren, schnell der nächsten Polizeistation zufuhr.

Am nächsten Morgen begab sich der Wirt auf das Polizeibureau, um die Rechnung für das dem Verbrecher gelieferte Mahl zu präsentieren. Aber wie erstaunte er, als weder der Polizeikommissar des Reviers noch irgend ein anderer Beamter von einer Verhaftung eines Millionendiebes etwas wußte. Ebensowenig war auf irgend einem anderen der Reviere, die alle sofort antelephoniert wurden, von einer solchen Verhaftung etwas bekannt.

Man stand vor einem Rätsel, das aber schon gelöst wurde, noch ehe der Wirt seinen Heimweg angetreten hatte.

Es erschien nämlich, gerade als er fortgehen wollte, der Besitzer eines anderen vornehmen Restaurants mit genau demselben Anliegen im Polizeibureau wie er. Auch er wollte einen Betrag von etwa 80 Franken einkassieren für eine Mahlzeit, die er einem Millionendieb, der gestern abend in seinem Lokal verhaftet worden war, geliefert hatte. Bei ihm war genau dieselbe Geschichte aufgeführt worden, nur mit vertauschten Rollen, denn diesmal hatte der Schwarzgekleidete gespeist. Der andere hatte ja schon gegessen. Es braucht wohl nicht erst hinzugesetzt zu werden, daß beide Wirte mit sehr langen Gesichtern abzogen. W. St.

Ameisenbegräbnisse. — In den Schriften der Linnéschen Gesellschaft zu London wurde ein Bericht über ein Ameisenbegräbnis abgedruckt, welchen eine Dame, Mrs. Hatton in Sydney, eingesandt hatte, die diesem Begräbnis als Augenzeugin beigewohnt hat.

Die Dame hatte eines Tages ihren vier Jahre alten Knaben schreien gehört und seinen Körper von roten Ameisen angegriffen gefunden, auf deren Nest er sich, ohne etwas zu ahnen, gesetzt hatte. Unter dem Beistande einer Magd wurden die Angreifer abgeschüttelt und dabei etwa zwanzig Stück getötet und auf die Erde geworfen.

Als die Dame nach einer halben Stunde wieder an die Stelle kam, fand sie die toten Ameisen von einer großen Anzahl lebender umringt. Sie entschloß sich, deren weiteres Tun zu beobachten, und folgte vier oder fünf von ihnen, die sich von den übrigen trennten und nach einem Hügel

aufmachen, auf welchem sich eine große Ameisennestes befand. Sie traten in den Schlehenstrauch und schienen nach einigen für einige Minuten vergnügt darin gespielt, wieder außerhalb. Sie ordneten sich zu einem Zuge und liefen bis zu dem Rute, und die vielen Ameisen kamen in einer Minuten inhalten, welche Ameisen wieder aus und hob den Leichnam eines Heer und reichen Kameraden auf, ohne Pause, darauf wieder zwei mit dem toten Ameisen so weit, bis der Zug aus einer Gefahr [illegible] ging. Die Prozession bewegte sich dann langsam vorwärts, geführt von einer ausgeordneten Schar von ungefähr 200 Ameisen. Gelegentlich hielten die Leichenträger an und legten den toten Körper nieder, worauf alle drei von den beiden hinter ihnen gehenden mit den Ameisen aufgehoben wurde, und so geschah es, daß sie, die sich [illegible] und [illegible] nahmen, zu einem [illegible] Ende des Weges. Das Begräbnis des Verstorbenen begann nun sehr rasch, die Ameisen [illegible] die sie eine [illegible] den toten Ameisen hineinlegen und dann auf sie [illegible] die Ameisengräber wieder [illegible] sie [illegible] Menschen sich [illegible] in einem Falle um einen [illegible] Begräbnis [illegible] der Bestattung des Verstorbenen [illegible] Ameisen [illegible] die Anfänge des [illegible] Begräbnisplatzes [illegible] durch die [illegible] Wohlhabenden [illegible] Sohn [illegible] Schwer [illegible] Besonders die Beerdigung [illegible] Mutter Maria Anna, des Pfarrers Christlich für die Begräbnisse [illegible] Leiden Wesen besonders interessierte, und in dieser Beziehung [illegible] der Ernährer eine [illegible] Teil des Nestes der gemeinen gelben Wiesenameise, in einem großen Glasgefäß [illegible] und [illegible] Gänge und Kammern zu legen. Nach [illegible] infolge der großen Aufregung [illegible] Tiere unter [illegible] Die [illegible] des Nestes [illegible] und [illegible] die [illegible]

unglückten einer Grubenexplosion. Sie mußten daselbst liegen bleiben, da es offenbar unmöglich war, sie über die steilen und glatten Wände ihres gläsernen Gefängnisses hinauszuschaffen.

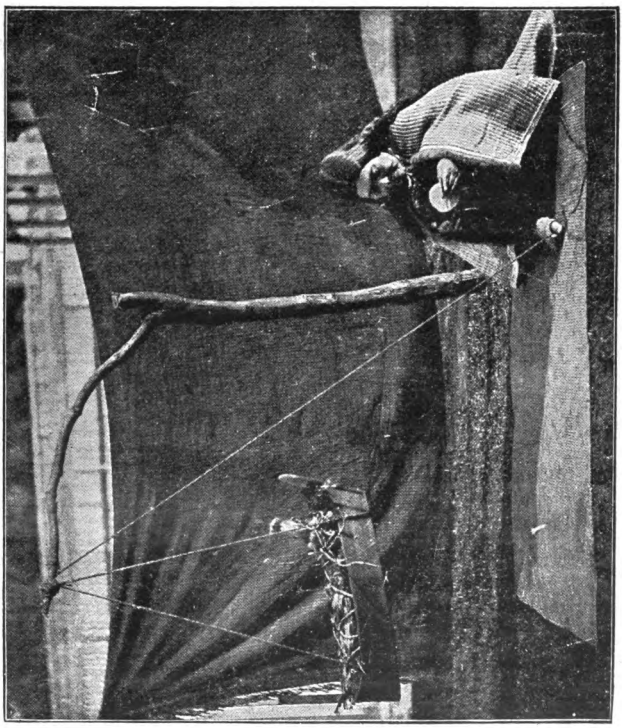
Um die Ameisen bei ihrer Arbeit zu stärken, und weil er glaubte, daß sie Hunger litten, setzte White drei kleine mit Honig gefüllte Tröge aus Kartenpapier auf die Oberfläche des Nestes. Aber anstatt über dieselben, wie sie sonst tun, gierig herzufallen, begannen sie dieselben als Friedhöfe zu benutzen und trugen ihre Toten hinein, so daß nach drei Tagen in dem einen Trog 140 und in jedem der beiden anderen 180 Tote begraben waren. Ebenso benutzten sie leere oder mit Zucker gefüllte Pappkästchen und schienen, solange sie Tote in ihrer Kolonie hatten, nur von dem Gedanken beseelt, sie über das Weichbild ihres Nestes hinauszuschaffen, obwohl die Ersteigung der senkrechten Wände der Kästchen für die Leichenträger nicht ohne Schwierigkeit war.

Offenbar kennen die Ameisen die schädlichen Einflüsse der von den verwesenden Körpern ausgehenden Dünste auf die Gesundheit der Lebenden ganz genau.

Übrigens ist, wie derselbe Beobachter versichert, ihre Fürsorge für die Lebenden doch noch größer als ihr Respekt vor den Toten. Eines Tages traf er eine Arbeiterin, die eine tote Ameise aus dem Neste trug, um sie zu begraben, und ihre Bürde niederlegte, um sich einen Augenblick auszuruhen. Während sie hierbei um sich blickte, bemerkte sie eine hilflos auf dem Boden liegende Larve, die durch irgend einen Zufall vergessen sein mußte, verließ sofort den toten Körper ihres Kameraden und trug das zarte junge Wesen eiligst in den Bau. Der Tote konnte warten, und so heißt es also auch bei den Ameisen, trotz all ihrer Pietät für die Verstorbenen: „Der Lebende hat recht!“ C. T.

Kinderstubenidyll bei den Kwakiutlindianern. — Ein Indianervolk mit originellen Sitten sind die Kwakiutl, die im Norden der Vancouverinsel und an der gegenüberliegenden Küste von Britisch-Kolumbien wohnen. Sie leben von Fischfang und Jagd und halten an ihren alten Gebräuchen

mit großer Zähigkeit fest. Unser Bild zeigt eine Indianerin dieses Stammes in doppelter Tätigkeit. Sie setzt mit der großen Zehe des rechten Fußes die Wiege ihres Jüngsten in schwingende Bewegung und ist zugleich mit Spinnen



Eine Wiege bei den Kwakiutlindianern.

beschäftigt. Die Kombination beider Tätigkeiten und der ganze Apparat, mit dessen Hilfe das fleißige Indianerweib ihr Kind wiegt, zeugt entschieden von ungewöhnlicher Intelligenz. B. H.

Das Fahrgeld nach Brighton. — Von der 1896 zu Berlin gestorbenen berühmten italienischen Sängerin Giulia Grisi

erzählt der englische Impresario der Künstlerin Wilbert Beale in seinen „Erinnerungen“ folgendes heitere Geschichtchen. Die Künstlerin empfing für ihr öffentliches Auftreten bekanntlich geradezu fürstliche Honorare, aber sie hatte vom Wert des Geldes gar keinen Begriff. Handvollweise pflegte sie Gold und Silber, wie es gerade paßte, wegzugeben, ohne jemals zu zählen. Der Impresario machte ihr deshalb ernste Vorstellungen, und sie versprach ihm, sich zu bessern. Das tat sie denn auch, aber auf merkwürdige Weise. Der Impresario hatte mit ihr eine Kunstreise durch Großbritannien für ein Honorar von 10,000 Pfund Sterling abgemacht. Die Reise hatte in London begonnen und endete im Seebade Brighton. Der vorletzte Ort war Portsmouth gewesen, hier hatte die Künstlerin noch in einer Matinee mitgewirkt, war dann Nachmittags nach Brighton gefahren, um gleich nach ihrer Ankunft aufzutreten und noch während derselben Nacht nach Paris weiterzureisen. Sie saß schon zur Abreise bereit im Wagen, als Beale ihr ihren letzten Scheck im Betrage von 2000 Pfund überreichte und sich von der Künstlerin verabschiedete. Schon war der Wagen im Begriff davonzufahren, als die Künstlerin den Impresario daran erinnerte, daß sie noch das Reisegeld für ihre Fahrt von Portsmouth nach Brighton im Betrag von fünf Schilling ersetzt bekommen müsse. Beale antwortete, er würde die Summe dem Diener der Künstlerin, der mit dem Gepäck erst am nächsten Tage reise, übergeben, da er kein kleines Geld bei sich habe.

Einige Stunden darauf begab sich auch Beale zum Bahnhof und fuhr nach Brighton. Der Zug war eben in die Halle eingelaufen, als er von einem Depeschenboten seinen Namen laut ausrufen hörte. Beale meldete sich und empfing ein Telegramm aus Dover von Julia Brian, in dem sie mitteilte, daß sie ihren Diener Martin nach Portsmouth nach Brighton übergeben habe. Lachend steckte Beale das Telegramm in die Tasche, stieg in einen Droschke und fuhr nach Hause. Am andern Morgen hörte er nicht früher auf, als er klingelte

Eine Wirkung nach der Wirklichkeit.

und ein Telegramm, dieses aus Calais, gebracht wurde, worauf Herr von der Kanitzern, die nachsagte, von einer Schilling an Martin abgeliefert habe. Damit aber noch nicht genug, denn gerade als er gerufen hatte und ausgehen wollte, erschien ein Telegramm in der Hand, Martin in eigener Person. Seine Herrin hatte ihm telegraphisch den Auftrag gegeben, sich vom Herrn Baare das Geld für die Fahrt vom Portsmouth im Betrage von fünf Schilling aushändigen zu lassen.

Lachend bezahlte Baare die Summe und hatte nun endlich Ruhe vor den Telegrammen und Mahnungen der Kaufmerin. Die Baare später von Martin erfuhr, hat sie ihm die fünf Schilling, als er sie in Paris abliefern wollte, lachend auf den Kopf geworfen.

Der Markur. — Zu einem Pariser Friseur, der gerade einen alten, vornehm aussehenden Herrn bediente, kam eines bitterkalten Januarmorgens im Jahre 1848 ein sehr schönes, aber ärmlich gekleidetes Mädchen und bot dem Friseur sich erbietend ihr wunderschönes langes Haar zum Kauf an. Sie müsse aber sechzig Franken dafür haben, erklärte sie, und während ihrer Erzählung strömten ihr die Tränen über die blassen Wangen, denn zu Hause lage ihre Mutter schwer krank darnieder, und ihre jüngeren Geschwister hungerten. Prüfend ließ der Friseur das prachtvolle Haar durch die Finger gleiten und bot dann — zwanzig Franken. Mehr könne er nicht geben, sagte er, das Haar sei ja sehr schön, aber leider schwarz, und schwarzes Haar würde ihm täglich zum Kauf angeboten. Mit zitternder Stimme bat das junge Mädchen, ihr wenigstens vierzig Franken zu geben, aber der Friseur blieb bei seinem Angebot. Allein war das Mädchen nicht in Begriff sich zu setzen, und das Haar abschneiden zu lassen, als der alte Herr, der bei dem Handel nur der gebotenen Aufmerksamkeit gefolgt war, sich erhob. Er hatte zwei Banknoten in der Hand, und diese dem Mädchen reichend fragte er freundlich: „Wollen Sie mir Ihr Haar hierfür verkaufen?“ Ohne den Wert der Banknoten nachgesehen, küßte das Mädchen: „Ja, mein Herr!“

Der alte Herr nahm dem Friseur die Schere aus der Hand, wählte sorgfältig ein einziges langes Haar aus und schnitt es ab. Er barg es in seiner Brieftasche, drückte dem vor Überraschung sprachlosen jungen Mädchen freundlich die Hand und verließ den Laden.

Jetzt erst blickte das Mädchen auf die Banknoten. Es waren zwei Noten zu je hundert Franken. Zweihundert Franken für ein einziges Haar! Der Mann müßte entweder verrückt oder ein englischer Lord sein, meinte ärgerlich, daß ihm das gute Geschäft so plötzlich entgangen war, der Friseur.

Das Mädchen eilte hinaus, um dem gütigen alten Herrn zu danken. Sie erspähte ihn noch, als er gerade in ein vornehmes Hotel ganz in der Nähe eintrat. Den Portier des Hotels befragend erfuhr sie, daß der alte Herr weder ein Verrückter noch ein englischer Lord wäre, sondern ein deutscher Gelehrter, Alexander v. Humboldt mit Namen, der in politischer Mission in Paris weile. W. St.

Goldene Hochzeitsfeiern. — Das Fest der goldenen Hochzeit ist an und für sich schon eine Seltenheit, da es in unserer raschlebigen Zeit nicht vielen Ehepaaren beschieden ist, fünfzig Jahre zusammen zu leben. Es gibt aber eine Menge Menschen, welche das Bedürfnis haben, dieses seltene Fest noch in besonderer Weise zu feiern, um ihrer Eitelkeit oder ihrer Sucht nach Absonderlichem Genüge zu tun. So hat im Jahre 1897 in Magdeburg ein Wasenmeister, der gleichzeitig das Amt eines Henkers versieht, seine goldene Hochzeit zugleich mit der silbernen Hochzeit seines Sohnes zusammen gefeiert; um das Fest würdig zu begehen, hatte er alle Wasenmeister aus ganz Deutschland eingeladen, und nicht weniger als 230 waren dieser Einladung gefolgt.

In demselben Jahre, und zwar im August 1897, feierte der Schweizer Fremdenführer Christian Almer in Grindelwald seine goldene Hochzeit in einer höchst absonderlichen Weise. Seine Frau war noch nie auf einen der Gipfel gestiegen, zu deren Höhe Almer so oft die Fremden hinaufgeleitet hatte. Um nun zu zeigen, wie kräftig er noch sei,

trug Almer seine Frau huckepack zu einer Höhe von 3000 Meter empor, wo er von einer großen Anzahl von Bergsteigern erwartet und gebührend gefeiert wurde.

Ein gewisser Johann Dorman lernte als junger Mensch in einem Pariser Gefängnis seine Braut kennen, und nachdem er sie nach der Entlassung geheiratet hatte, zog er mit ihr nach Amerika. Als das Paar beinahe fünfzig Jahre verheiratet war, beschlossen sie, die goldene Hochzeit gemeinsam im Gefängnis zu feiern, und zwar in einem Pariser Gefängnis. Sie reisten also nach Paris, begingen hier eine leichte Gesetzesverletzung und wurden zu einigen Tagen Gefängnis verurteilt. Ihre Absicht aber wäre fast nicht zur Ausführung gelangt, da ja Männer und Frauen in verschiedenen Gefängnissen ihre Strafe abbüßen müssen; Dorman reichte daher schleunigst ein Gesuch bei der Behörde ein, damit er, um seine goldene Hochzeit richtig zu feiern, mit seiner Frau zusammen eingesperrt würde. Mit Rücksicht auf den sonderbaren Fall wurde seinem Wunsche Genüge geleistet.

Ein gewisser Cantle, ein Farmer in Yorkshire, feierte seine goldene Hochzeit durch ein großes Preisringen. Er war selbst noch vorzüglich bei Kräften und in seiner Jugend ein berühmter Preisringer gewesen. Er erklärte sich bereit, an seinem Hochzeitstage mit fünfzig jungen Leuten zu ringen, und zwar würde er für jeden nicht mehr als zwei Minuten brauchen, um ihn zu Boden zu werfen. Jeder, der an dem Preisringen teilnahm, sollte eine Summe von fünf Dollars einzahlen. Neunzehn Gegner hatte Cantle bereits geworfen, als er mit dem zwanzigsten Unglück hatte. Er glitt aus, stürzte und brach sich das Schlüsselbein. Auf diese Weise war das Preisringen zu Ende.

Ein gewisser Richardson, ein alter Seiltänzer, feierte seine goldene Hochzeit in Springfield im amerikanischen Staate Illinois auf folgende Weise. In der Nähe des Ortes Springfield geht eine Eisenbahnbrücke in Höhe von 180 Fuß über einen Fluß. Richardson machte sich anheischig, seine Frau am Tage der goldenen Hochzeit in einem

Schuhsohlen sich vom Gerüster bis zum Eisenbahnwagen über den Graben hinüberzufahren. Das Geländer war von einem oberen Stock bis zum Boden, und der Wagen hatte sich zu vierzigen auf Seine Seite neigen müssen, um dem Turm Raum, der nicht, wie Wanderer, Wanderer und Wanderer, nachdem er sich vorher zu Boden gebeugt hatte, nach er derartig als Wanderer, daß er nur mit einer Hand mit seiner Frau auf die Brücke abspringen konnte. Der Schaffner sei in das Äußere und jenseits des Wagens.

Im Oktober 1902 feierten in dem französischen Departement Finistère drei Brüder Guennec an einem Tage mit ihren Frauen das Fest der goldenen Hochzeit. Der Ehemann waren in dem Alter von 82, 80 und 78 Jahren, während die Frauen 80, 77 und 76 Jahre alt waren. Die drei Paare befanden sich in bester Gesundheit und erschienen bei dem Feste in Spinnen und Gewänden aus zu 23 Söhne, Enkel und Urenkel waren außer den nächsten Verwandten anwesend. Eine interessierte Schwester der drei Goldbräutigame, eine Dame aus 80 Jahren, überraschte die Hochzeitsgäste durch Aufführung einiger Volkstänze.

Vom Meeresgrunde. Der Meeresgrund ist junger Zeit etwas aus der Mode geraten, aber immer wieder tritt er in der Tauchergunst, namentlich bei Bergen, eine große Rolle. Im tunesischen Golfe Sidra, einem weniger bekannten unerforschten Gebiete Afrikas, kann sich jeder, der will, gegen eine ganz geringe Abgabe ein Meeresschwammbergwerk anlegen. Bei dem Dorfe Garian entstand das älteste Unternehmen dieser Art im Jahre 1893, seitdem aber sind dort etwa 8000 in Angriff genommen worden, von denen freilich nur noch 2000 gegenwärtig im Betrieb sind. Diese Bergwerke beschäftigen etwa 4000 Arbeiter. Jeden Freitag ist großer Meeresgrundmarkt. Zur Unterbringung der Arbeiter bestehen einige tausend Hütten, die sämtlich in der Umgebung der Stadt Garian liegen.

Bei dem Dorfe Gepetschi fand man auf einer Fläche von wenigen Quadratkilometern gegen 50,000 Gräber, von

[illegible] freilich bis auf 150 [illegible] bereits erschöpft und hier wurde der Meerschaum angeblich schon vor tausend Jahren abgebaut, und das ist auch nicht unglaublich, da das aus Kiesel und Magnesia bestehende Material früher noch zu vielen anderen Dingen als zur Herstellung von Pfeifenköpfen benutzt wurde. Der Meerschaumbergbau bei Menlon soll sogar schon zweitausend Jahre zurückreichen. Die Arbeiter sind meist Perser und Kurden. Eine Gruppe von drei bis fünfzehn Leuten hackt zunächst ein Loch von etwa einem Meter im Durchmesser in den Boden und gräbt dann weiter einen Schacht, bis sie auf eine rote tonige Schicht stößt, unter und in der gewöhnlich der Meerschaum zu finden ist. Sie wird zuweilen schon in wenigen Metern Tiefe erreicht, meist aber erst in 20 bis 40 oder gar 60 Metern.

Die rote Erde enthält Meerschaum in nierenförmigen oder unregelmäßig gestalteten Knollen von der Größe einer Walnuß oder höchstens eines Apfels. Die eigentlichen Blöcke werden erst aus besonderen Gängen herausgeholt, indem oft unter großen Schwierigkeiten lange Stollen in den roten Ton getrieben werden. In jener Gegend ist an manchen Stellen der Boden schon derart unterwühlt, daß die verschiedenen unterirdischen Gänge ineinander übergehen.

Die Meerschaumblöcke werden von den „Lulidschis" gekauft, von den Pfeifenfabrikanten in Eskischahr, von denen immer an 150 auf dem Markte zu erscheinen pflegen. Vor der Verarbeitung muß der rote Meerschaumblock gereinigt werden, was einfach durch Abkratzen der äußeren Schicht mit einem Messer geschieht; über tausend Menschen sind dauernd damit beschäftigt. Nach der Reinigung werden die Blöcke nach ihrer Größe und Güte in vier Klassen getrennt. Dann werden sie weiter verkauft an die Händler und Agenten in Eskischahr. Diese packen die Blöcke mit großer Vorsicht und Sorgfalt in Baumwolle ein, so daß sich die Stücke nicht gegenseitig stoßen und reiben können. Im Handel haben die vier Klassen des Meerschaums besondere Namen: Tiramali, Biremberlik, Pambukli und Dakme. Der

jährliche Ertrag der Meerschaumbergwerke beläuft sich auf 1200 bis 1500 Doppelzentner. Der Meerschaum von Eskischahr steht in Europa sehr hoch im Preise, so daß die Bergwerke bei sparsamer Ausnutzung dem türkischen Staat viel Geld einbringen können, zumal sie auch heute noch als unerschöpflich gelten. O. v. B.

Verfehltes Inkognito. — Der Komponist Leoncavallo kam eines Tages durch eine süditalienische Stadt und las an den Anschlagsäulen, daß an diesem Tage seine Oper „Bajazzi" gegeben würde. Er beschloß, der Vorstellung inkognito beizuwohnen, und kaufte sich Abends einen Parkettplatz. Neben ihm hatte eine hübsche junge Dame Platz genommen, der es bald auffiel, daß er sich nicht an dem allgemeinen Applaus beteiligte, sondern ruhig sitzen blieb. Nach einiger Zeit wandte sie sich an ihn mit den Worten: „Warum applaudieren Sie nicht? Gefällt Ihnen die Oper nicht?"

Leoncavallo, dem diese Frage viel Spaß machte, erwiderte: „Offen gestanden, nein; ich muß sogar sagen, sie mißfällt mir. Sie ist offenbar das Werk eines Anfängers, um nicht etwas Schlimmeres zu sagen."

„Wenn Sie das behaupten, mein Herr, dann haben Sie keine Ahnung von Musik," erklärte die Dame.

„Sehen Sie," sagte er und summte eine kurze Melodie vor sich hin, „diese Melodie ist aus Mozart gestohlen, das ist aus Bizet und das von Beethoven."

Kurz und gut, er zerriß die ganze Oper in Fetzen.

Seine Nachbarin sah ihn forschend an und fuhr dann fort: „Ist das, was Sie mir gesagt haben, wirklich Ihre aufrichtige Meinung?"

„Gewiß, meine ganz aufrichtige," lautete die Antwort.

„Gut," versetzte die Dame und verließ mit ironischem Lächeln das Theater.

Als der Komponist am nächsten Morgen die Zeitung durchflog, fiel sein Blick auf einen Artikel „Leoncavallo über seine Bajazzi", und zu seinem großen Erstaunen las er alles, was er der Dame am vorigen Abend über sein

eigenes Werk erzählt hatte. Seine Nachbarin, die ihn ganz genau erkannt hatte, war mit der Kritik seiner Oper beauftragt gewesen. L-n.

Ein Romanschluß, der ein Menschenleben rettete. — Ein kürzlich verstorbener Schriftsteller hatte einen längeren Roman geschrieben, der im Feuilleton einer Zeitung Aufnahme fand. Eines Tages erhielt der Verfasser den Besuch eines Predigers, der ihn, sogleich auf den Zweck seines Erscheinens kommend, fragte: „Haben Sie auch schon den Schluß des Romans verfaßt, der jetzt im Tageblatt veröffentlicht wird?"

„Gewiß," antwortete der Schriftsteller.

„Stirbt die Heldin zum Schluß?" fragte der Prediger weiter.

„Ja, sie stirbt an der Schwindsucht. Nach den von mir genau beschriebenen Symptomen kann sie kaum am Leben bleiben."

„Sie müssen sie aber doch leben lassen und den Schluß ändern," bat eindringlich der Prediger. Und auf die Entgegnung des Schriftstellers, daß sich das jetzt nicht mehr tun lassen werde, fügte er hinzu: „Sie müssen es tun! Ich habe eine Tochter, die alle die Schwindsuchtssymptome, die Sie beschreiben, hat und jede neue Fortsetzung des Romans mit Spannung erwartet. Lassen Sie nun das junge Mädchen in der Erzählung sterben, so wird meine Tochter, da die Geschichte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hat, wahrscheinlich ebenfalls sterben. Der Ausgang Ihrer Erzählung entscheidet also über ein Menschenleben."

Als dies der Verfasser hörte, versprach er, die Änderung vorzunehmen, derzufolge das von ihm geschilderte junge Mädchen sich erholte und glücklich wurde.

Und in der Tat — auch die Tochter des Predigers überwand die Krankheit, verheiratete sich und wurde eine gesunde und glückliche Frau. B. C.

Die Anfänge von Monte Carlo. — An keinem anderen Beispiele kann man so augenfällig die Macht eines Lasters zeigen als an dem Fürstentum Monako, das in 30 Jahren aus einem elenden Dorfe von kaum 600 Ein-

wohnern zu einem weltberühmten Platze herangewachsen ist, so reich und schön und anziehend wie wenige Orte der Erde.

Schon im Jahre 1002 ließ sich der erste Grimaldi auf dem Felsen von Monako nieder, und bis zum Jahre 1848 herrschten die Grimaldi als Fürsten über ihr Land, das die drei Städte Monako, Roccabruna und Mentone umfaßte, 3 Meilen lang war und eine mittlere Tiefe von 300 Meter hatte.

Sie regierten unter dem nominellen Schutze der Könige von Sardinien. Da sie sich in ihren Adlernestern tödlich langweilten, siedelten sie aber schließlich nach Paris über. So kam zum Beispiel der Großvater Karls III., der das Spiel einführte, nie in sein Land. Er hatte seine Städte an einen Intendanten namens Chapon verpachtet. Um sein Pachtgeld beizutreiben, zwang dieser die Einwohner, sich ausschließlich aus seinen Getreidelagern mit Weizen oder Mehl zu versehen. Diese indirekte Steuer wurde mit grausamer Strenge beigetrieben. Dabei waren natürlich die Verkaufsprodukte des Intendanten die denkbar schlechtesten.

Nach dem Tode Honorius' V. (1841) wollte dessen Sohn und Nachfolger Florestan I. seine Staaten besuchen. Er fand die Gemüter seiner Untertanen in stärkster Erregung gegen den Intendanten. Dieser suchte sein Heil in der Flucht, und Florestan I. verschenkte auf dem öffentlichen Platze 12 Fuder Wein und verteilte unentgeltlich Weißbrot; so beruhigte er seine Untergebenen.

Zugleich schaffte er alle Steuern ab, führte sie aber nach und nach wieder ein, denn er war ein armer Mann. In Paris konnte er sich nicht mehr über Wasser halten. So beschloß er denn, in seinem Schlosse zu Monako zu wohnen. Dieses Schloß aber, welches die Besucher heute mit seinen prächtigen Galerien und seinen stolzen Türmen entzückt, war damals einer Ruine ähnlich. Die Tore schlugen im Winde, durch Dachrisse floß der Regen in die Zimmer, und in den Hallen nisteten die Vögel in voller Sicherheit.

Das Land selber aber bot ein einziges, unvergleichliches Schauspiel. Die Felsen, die es gegen Norden schirmten,

sahen auf einen Wald von Orangen- und Zitronenbäumen nieder. Silberblättrige Olivenbäume, Magnolien und Oleandergebüsche wuchsen an den Gebirgsbächen. Den Strand entlang lag ein Dutzend einfacher Landhäuser im Schatten der Sykomoren. Rechts ragte die große Mauer der Turbie empor; links leuchteten die weißen Häuser von Bordighera aus ihren Lorbeerhainen blauduftig herüber — ein Paradieseswinkel!

Noch war Florestan I. beschäftigt, sein Schloß zu restaurieren, als die Revolution von 1848 kam. Die Völker erhielten Verfassungen, sogar Sardinien und die päpstlichen Staaten.

Auch Florestan glaubte dem Beispiele seiner fürstlichen Kollegen folgen zu müssen und gab, um anzufangen, seinen getreuen Einwohnern von Mentone und Roccabruna eine liberale Verfassung. Die Einwohner von Monako mußten noch warten. Am Abend aber nach allen Illuminationen bewiesen ihm seine Frau und seine zwei Minister, daß er jetzt der Sklave seiner Untertanen sei und das göttliche Recht der Herrscher verletzt habe. Florestan sah es ein, und am anderen Morgen verkündeten Plakate in Mentone und Roccabruna, daß die Verfassung wieder aufgehoben sei.

Die Einwohner revoltierten jetzt, und eine Abordnung ihrer Bürger ging zu dem sardinischen Minister Cavour und bat um Annexion der zwei Städte. Dieser lehnte ab, da Monako nicht dabei sei. Nun erklärten sich die beiden Städte selbst für unabhängig, optierten aber etwas später bei der Annexion von Nizza durch Napoleon III. für Frankreich. Sie sind auch heute noch französisch.

1856 starb Florestan und hinterließ die Krone seinem Sohne Karl III., der das Spiel in Monako einführte.

Dieser Karl III., der als blinder Greis im Jahre 1889 gestorben ist, war zu jener Zeit ein schöner, stolzer Kavalier mit abenteuerlichen und verschwenderischen Launen. Er liebte es, in prachtvoller Uniform, umgeben von einem fürstlichen Gefolge, zu paradieren. Napoleon III. kaufte ihm, trotz des Plebiszits der Bewohner, nochmals die

beiden Städte Mentone und Roccabruna um die Summe von vier Millionen Franken ab.

Dieser unverhoffte Goldregen kam dem Fürsten sehr gelegen. Jetzt konnte er sich einen Hof halten und sein Ahnenschloß wiederherstellen. Aber er hatte auch begriffen, daß die Einkünfte von einem Dorfe mit 60 Häusern ihm nie genügend sein würden. Er schrieb daher an die damaligen Spielunternehmer und schilderte ihnen die Vorteile, welche sein kleines Fürstentum ihnen bieten würde.

Das Kapital jedoch hatte kein Vertrauen zu ihm, und es dauerte ziemlich lange, bis er einen Pariser Kapitalisten fand, der es mit dem unternehmungslustigen Fürsten versuchen wollte. Er hieß Daval und landete mit einem kleinen Bündel Tausendfrankenscheine.

Aber er machte ein sehr trübes Gesicht, als er das kleine, winkelige Städtchen sah, und die Anfänge waren auch recht schwierig. Daval mietete ein Haus gegenüber dem Schlosse. Es steht heute noch und dient als Kaserne für die Leibgarde des Fürsten. Ein Saal, der 5 Meter breit und 20 Meter lang war, enthielt zwei Roulettetische und einen Tisch für Trente-et-quarante. Zuweilen spielte ein kleines Orchester im Nebenzimmer. Der Eintritt war frei für jedermann. Die Croupiers rekrutierten sich aus ehemaligen Kellnern aus Nizza. Als Spieleinheit galten Spielmarken von zwei Franken, die man am Eingang an einem Schalter kaufen konnte. Die Einsätze waren klein, und wenn die Bank kein Geld mehr hatte, hörte man einfach auf. Die reichen Spieler, die Gäste der großen deutschen Spielsäle zu Homburg und Baden-Baden, fanden sich nicht zurecht in dieser Umgebung, da auch das Dorf keinerlei Komfort bot. Die Wirtschaften waren schmutzig, und das einzige Hotel daselbst sah niemals einen Gast zum zweiten Male einkehren. Man mußte schon von der blindesten Leidenschaft des Spieles ergriffen sein, um von Nizza aus auf einem schlechten Schiffe in dieses Nest zu kommen, wo kein gutes Glas Bier und kein reinliches Bett zu haben war.

So kam es, daß trotz aller Reklame durch ganz Europa

das Unternehmen nicht gehen wollte. Daval zog sich bald zurück.

Aber der Anstoß war gegeben, und es kam auch gleich ein neuer Unternehmer, ein Herr Lefebvre, mit dem Gelde einer Madame Grivois.

Das Spiel begann von neuem, höher und solider. Jetzt waren immer 30,000 Franken in der Bank, und würdige Inspektoren überwachten das Ganze. Ferner ging zweimal am Tage das Dampfschiff Carlo III. nach Nizza, um die Spieler hin und her zu befördern. Der Fürst selbst kam jede Woche ein paarmal und setzte einige Spielmarken.

Nach Verlauf einiger Monate hatte man den Weg nach Monako schon besser finden gelernt: man kam von Marseille, von Lyon, von Genua und Turin. Der Name Monako klang im Ohre, und die Reisenden schilderten das Land in den schönsten Farben. Dann war die französische Polizei des zweiten Kaiserreiches auch unerbittlich gegen die Hasardspieler und trieb die reichen Südfranzosen förmlich ins benachbarte kleine Fürstentum.

Herr Lefebvre und Madame Grivois merkten, daß das Unternehmen sich ausdehnen müsse. Sie beschlossen also, ein großes Kasino zu bauen. Monte Carlo erstand auf den Felsen.

Auf dem Bauplatze standen drei Hütten. Sie waren in acht Tagen niedergerissen, und dann wurde fieberhaft gebaut. Das Bauterrain war so billig, daß der damalige Bürgermeister von Monako einem Freunde gegen ein Mahl von zwölf Gedecken jene Bodenfläche abtrat, auf der das Hotel Beau-Rivage erbaut ist. Heute ist der Quadratmeter davon 800 Mark wert.

Die Grundmauern des Kasinos ragten eben über die Erde hervor, als die Direktion Lefebvre-Grivois sich zurückzog, um dem eigentlichen Begründer von Monte Carlo, Herrn Blanc, Platz zu machen.

Das war im April 1863.

Herr Blanc kam von Homburg, wo er als Spielpächter ein Vermögen von 20 Millionen erworben hatte.

Klein, schwächlich, skrofulös, wie er war, flößte er erst dann Zutrauen ein, wenn er über Geschäfte redete. Dann war er überwältigend. Er besaß im höchsten Grade die Gabe, ein solches Unternehmen zu leiten. Voll Intelligenz, begabt mit einer leichten Auffassungsgabe, überließ er nichts dem Zufall, sondern er verließ sich stets auf seine prompten Entschlüsse und seine energische, zielbewußte Leitung.

Zuerst zahlte Blanc dem Fürsten 1,700,000 Franken bar aus. Dann verpflichtete er sich, für 7 Millionen Arbeiten ausführen zu lassen. Ferner übernahm er die Erneuerung des Schlosses und bezahlte die Steuern für alle gegenwärtigen und zukünftigen Untertanen des Fürsten.

Von seiner Seite aus bewilligte der Fürst eine langjährige Konzession, die ihm, im Falle eines Bruches, das Eigentumsrecht über alles bewegliche und unbewegliche Vermögen des Unternehmens garantierte.

Mit einem Schlage strömten nun die Kapitalien nach diesem vorher kaum gekannten Fleck Erde. Die Bauplätze stiegen schwindelhaft im Preise mit jedem Jahr. Elegante Häuser und große komfortable Hotels wuchsen aus dem Boden. Die gärtnerischen Anlagen wurden mit den seltensten tropischen Pflanzen künstlerisch geziert.

Der erste Saal, der in Monte Carlo eröffnet wurde, ist der große viereckige Raum mit orientalischem Gepräge, in dem jetzt die Roulettetische stehen. Er bestand zuerst allein und war immer schmutzig wegen der ewigen Maurerarbeiten um ihn herum.

Nach dem Kriege von 1870 baute Charles Garnier, der Erbauer der großen Oper in Paris, das Theater. Blanc schoß ihm dafür 5 Millionen vor. Ferner erbaute er den ersten Saal für Trente-et-quarante mit seinen schönen Wandgemälden.

Die Eisenbahn, welche bereits 1868 eröffnet wurde, garantierte Monako definitiv eine glückliche Zukunft. Sie führte von Nizza bis Ventimiglia und kostete schweres Geld, denn sie zählt auf ihren 18 Kilometer Länge 12 Tunnels. Sie führte

eine stetig wachsende Zahl von Besuchern herbei, welche Stammgäste wurden, und die sich in jeder Saison über neue Schönheiten im Fürstentum freuten. Die Parkanlagen waren einfach paradiesisch, und die Hotels und Schlösser klommen wie Adlernester die Felsen hinan.

Neben der Eisenbahn war auch der Krieg von 1870 ein Grund dieses unerhörten Aufschwunges. Die Franzosen blieben den Spielsälen von Homburg und Baden-Baden fern; die enormen englischen und französischen Kapitalien wandten sich von den zwei deutschen Badestädten nach Monako. Das Unternehmen wuchs ins Kolossale, und da hatte Herr Blanc zwei tüchtige Hilfskräfte an seiner Seite.

Zuerst seine Frau, die er von Homburg mitgebracht hatte und die in der Gegend von Homburg in einer Niederlassung ausgewanderter französischer Hugenotten geboren war. Sie war, wie man sagt, eine Frau von großer Intelligenz und Herzensgüte. Mit vollen Händen schöpfte sie aus dem überquellenden Becher das Gold und trug es den Armen und Elenden mit tröstendem Worte zu. Die zweite Hilfskraft war der Kapitän Doineau, den Blanc zum obersten Leiter der Arbeiten ernannte. Dieser Kapitän Doineau genoß unter dem Kaiserreich eine ziemlich traurige Berühmtheit. Er war Militärbeamter in Algerien gewesen und hatte wie ein gemeiner Bandit eine Post überfallen. Ein Reisender war getötet, mehrere verwundet worden. Doineau kam vor ein Kriegsgericht und wurde zum Tode verurteilt.

Die wirkliche Wahrheit über den Fall erfuhr man nie. Er wurde vom Kaiser begnadigt unter der Bedingung, daß er Frankreich verlasse. So kam er nach Monako. Durch seine große Geschäftsklugheit leistete er Blanc bedeutende Dienste. Dazu übte er einen gewaltigen Einfluß auf die italienischen Arbeiter aus. Doineau leitete alles, trieb alles vorwärts und wollte Monte Carlo zu einem Zauberschlosse machen.

Zu seinem Unglück fiel er eines Tages bei Carlo III. in Ungnade. Der Fürst war jetzt nicht mehr der Herrscher

über 600 Bauern; er war ein sehr reicher Potentat geworden und regierte in einer berühmten Hauptstadt. Das Unabhängigkeitsgefühl und der Eigensinn Doineaus beleidigten ihn. Er entließ ihn also und bot ihm 60,000 Franken Entschädigung. Doineau wies sie stolz zurück. Einige Zeit danach trat Doineau noch einmal an die Öffentlichkeit, denn er war der Haupthelfer des Marschalls Bazaine bei dessen Entweichung von der Insel Sainte-Marguerite bei Cannes.

Doineaus Fortgang hielt den Aufschwung nicht auf. Die Häuser wuchsen auf das französische Gebiet hinüber. Auf den Terrassen gingen die Berühmtheiten der ganzen Welt spazieren, und im Theater traten die ersten Künstler und Künstlerinnen der Welt auf.

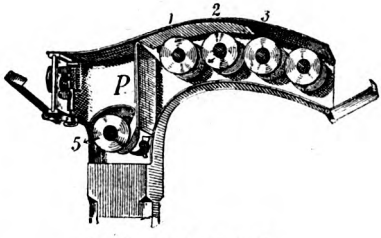
Jeden Morgen brachte die Bank 150,000 Franken an die Tische für Trente-et-quarante und 80,000 Franken an die Roulettetische mit. Die Bank wurde nie mehr gesprengt. Wenn nichts mehr von den 150,000 Franken da war, drückte der Partiechef auf eine elektrische Klingel, und ein neuer Goldstrom floß wieder heran.

So ist es geblieben. Die Gewinneinnahmen des Kasinos gingen progressiv in die Höhe. Heute haben sie die Summe von 25 Millionen Franken erreicht.

Diese enorme Summe dient dazu, die Lasten des ganzen Fürstentums zu bezahlen: Einnahmen des Fürsten, Beamtengehälter, Dividendengelder u. s. w. Die Aktien stehen noch auf der ungeheuren Ziffer von 3500 Franken. Dr. Witry.

Der Photographieapparat im Spazierstock. — Seit der Erfindung der Bromsilbergelatineplatten kann man in sehr kurzer Zeit photographische Aufnahmen machen; sie lassen sich für den Handel im Vorrat anfertigen, und gerade diesem Umstand hat die Liebhaberphotographie ihren großen Aufschwung zu danken. Das Mitführen der mit Bromsilberemulsion überzogenen Glasplatten erwies sich aber auf Reisen wegen des beträchtlichen Gewichts und der Zerbrechlichkeit der Gläser doch als sehr unbequem. Das führte zur Erfindung der sogenannten „Films“, Emulsionshäuten, bei denen als Träger für die empfindliche Schicht an Stelle

des Glases durchsichtige biegsame Häute benutzt werden. In der Regel wird Zelluloid benutzt, das die Stärke und Biegsamkeit von dickem Papier besitzt und in zugeschnittenen Blättern verwendet wird, oder man fertigt dünne Kollodium- oder gegerbte Gelatinehäute an, überzieht sie mit Bromsilberemulsion und rollt sie über Spannrollen, für die man in den Reiseapparaten die Rollkassetten konstruierte. Mit Hilfe dieser Films hat man es jetzt glücklich so weit gebracht, in den Griff eines Spazierstockes einen kleinen photographischen Reiseapparat hineinzukonstruieren. Der Griff hat, wie unsere Illustration zeigt, die Form einer Krücke. Im kurzen Ende derselben befindet sich das Objektiv, im eigentlichen Griff die Rollkassette. Auf jeder Rolle befindet sich Film für fünfundzwanzig Aufnahmen von der Größe, wie sie unsere zweite Abbildung, die Photographie eines Seeschiffs, wiedergibt. H. M.



Der Kamera-Spazierstock.

Musikalische Spitzbuben. — Fortschritt ist die Losung bei allen Unternehmungen heutzutage. Ein jeder Mensch, er mag ein einfacher Handwerker oder ein Fabrikbesitzer sein, der über Hunderte von Arbeitern verfügt, sucht sich in seinem Fache zu vervollkommnen, um so mit besserem Erfolg seine Konkurrenten besiegen zu können. Dies Bestreben herrscht in allen Schichten und Kreisen der Bevölkerung der Erde und nicht zum geringsten in den Kreisen der Spitzbuben.

Diese Sorte Menschen, die gegen Recht und Gesetz kämpft, und auf jede nur mögliche Weise sich das Besitztum anderer Leute anzueignen sucht, wendet geradezu erstaunliche Mittel auf, um ihre Zwecke zu erreichen. So wurde kürzlich in Paris eine Verbrecherbande verhaftet, die ihre Einbrüche in den vornehmsten Stadtteilen unter den Klängen ganz vorzüglicher Musik ausführten. Während sie vor den Häusern ihre Weisen erklingen ließen, raubten die Spießgesellen der Musiker ungestört die leer gewordenen Räumlichkeiten aus. Der Anführer der Spitzbubenbande war ein Italiener namens Ferrari, der in Neapel Dirigent einer Musikkapelle gewesen war. Er engagierte eine Anzahl tüchtiger Musiker, die er, in Frack und weiße Binde gekleidet, vor die Türen der vornehmsten Häuser führte. Durch sein sicheres, gewandtes Auftreten veranlaßte er den Portier des Hauses, ihn in den Garten hereinzulassen, um nicht auf der Straße spielen zu müssen. Dies gelang ihm fast immer, und bald lockten die Klänge eines ausgezeichnet ausgeführten Konzerts die Bewohner des betreffenden Hauses, die Dienerschaft eingeschlossen, an Fenster und Türen. Die Kapelle spielte nur die ausgesuchtesten Stücke und vor allen Dingen längere Piecen, so daß den Helfershelfern Zeit genug blieb, die verlassenen Räumlichkeiten einer gründlichen Plünderung zu unterwerfen. Nach einem vorher genau bestimmten Zeitraum beendete der Kapellmeister sein Konzert, nahm mit einer tiefen Verbeugung die gewöhnlich gar nicht gering bemessene Belohnung für den bereiteten Ohrenschmaus entgegen und verschwand. Im Laufe von etwa drei Monaten soll diese Spitzbubenbande für mehr als 60,000 Mark Schmucksachen 2c. erbeutet haben, dann erst gelang es der Polizei, den Zusammenhang zu entdecken und die Bande zu verhaften.

Ein auf ähnliche Art „arbeitender" Spitzbube war ein kürzlich in London verhafteter Mensch namens Bligh. Ein vorzüglicher Klavierspieler, hatte er sich mit einem Kumpan, der ein guter Violinspieler war, verbunden, und ein als Diener auftretender, aber ebenfalls im Frack, genau wie

die beiden Musiker, gekleideter Spitzbube war der dritte im Bunde. Sie boten sich bei Privatfestlichkeiten als Musiker an, und während sie im Salon spielten, räumte der als Diener eingeführte Dieb die Juwelenkästen der Damen des Hauses aus. Die Musiker suchten sich während des Konzerts auch genau über den Schmuck der eingeladenen Gäste Kenntnis zu verschaffen, damit sie bei gegebener Gelegenheit auch wußten, ob es sich lohnte, deren Häusern einen Besuch abzustatten. W. St.

Ein kurioses Wandgemälde. — Der berühmte Maler Hogarth in London wurde einst zu dem sehr reichen, aber geizigen Lord Leslie gerufen, damit er die Halle seines neuen Edelsitzes mit einem großen Wandgemälde, den Zug der Kinder Israels durchs Rote Meer, verfolgt von Pharao und seinem Heere, darstellend, ausschmücke.

Der Maler forderte hundert Guineen und sagte, als ihm der Lord zwanzig geboten hatte: „Da ich mich in einer großen Geldklemme befinde, will ich die Arbeit für dieses Geld übernehmen, doch verlange ich, daß mir der Betrag im voraus bezahlt wird."

Er erhielt sogleich das Geld und den Schlüssel zur Halle, damit er am nächsten Morgen sein Werk beginnen könne. Kaum war die Sonne aufgegangen, so erschien er mit einem Anstreicher, der einen großen Eimer mit ziegelroter Farbe und einen riesigen Pinsel trug. Noch ehe sich der Lord aus den Federn erhob, war die Hinterwand der Halle in ein blutiges Rot getaucht.

Hogarth prüfte sein Werk, rief dann den Herrn des Hauses und sagte ihm, als er die Halle betrat: „Es ist fertig!"

„Was ist fertig?" fragte der Lord erstaunt und rief mit einem Blick auf die rote Wand: „Was stellt das vor?"

„Das Rote Meer!" sagte Hogarth mit ernster Selbstgefälligkeit.

„Das Rote Meer?" stotterte der Nabob, denn er fing an, Unrat zu wittern. „Aber wo ist denn Pharao? Wo sind seine Reisigen?"

„Sämtlich ertrunken!"

„Wo aber — zum Kuckuck! — sind die Kinder Israels?"

„Die," sagte der Maler mit einer artigen Verbeugung, „die haben bereits glücklich das andere Ufer erreicht!" C. T.

Gänsekämpfe. — Der Kampf zwischen Tieren gleicher Gattung ist ein Sport, der nicht nur von barbarischen Völkerschaften gepflegt wird. So betreibt man bekanntlich die Hahnenkämpfe in fast allen südlichen Ländern, den weit merkwürdigeren Gänsekampf dagegen noch in manchen Gegenden Rußlands. Ein deutscher Maler, welcher vor längerer Zeit das Innere von Rußland bereiste, fand Gelegenheit, einen solchen Gänsekampf zu sehen.

Er betrat mit seinem Begleiter ein kleines Haus, auf dessen Flur ihnen schon ein wildes Gänsegeschnatter entgegenschallte. Der Besitzer führte sie auf den Hof, wo hinter Gittertüren die in der Abrichtung begriffenen Gänse saßen, welche, jede abgesondert, in einem eigenen Verschlage nur mit Hafer gefüttert wurden. In einem stallartigen Raume war eine kreisförmige Erhöhung von vier Fuß angebracht und ringsum mit einer Bretterwand versehen; das war die Bühne, auf welcher die Kampfübungen stattfanden.

Auf die Frage des Malers, ob es nicht möglich sei, ihm eine Probe solcher Kämpfe zu geben, erwiderte der Besitzer: „Recht gern, aber das ist ein Geschäft! Es könnte leicht nicht bei der Probe bleiben, und wer stünde mir dafür, daß nicht eine die andere umbrächte?"

Der Maler hinterlegte fünfzig Rubel, welche der Besitzer hinnahm, jedoch nur für den Fall, daß beim Kampfe ein Unglück geschehe. Fünfzig Rubel sei der Preis für eine noch nicht völlig abgerichtete Kampfgans, die, weit größer und stärker als unsere Gänse, fast der Größe und Stärke eines Schwanes gleichkommen.

Der Besitzer brachte nun auf die sich gegenüberliegenden Seiten der Kampfbahn zwei ansehnliche Gitterkasten, in welchen sich Kampfgänse befanden. Eine Gans war schneeweiß, die andere hatte ein graues Gefieder. Kaum wurden die Gegner einander ansichtig, als sie ihre Wut und Kampfbegier

durch Aufblasen der Brustfedern, ein wildes Zucken in den Flügeln, die sie in dem engen Raume nicht vollständig auszuspannen vermochten, und durch ein eigenartig erklingendes Stöhnen zu erkennen gaben. Die Kasten, in denen sie sich befanden, standen auf Rollen, und so wurden sie eine Zeitlang gegenseitig bis auf etwa einen Fuß Entfernung einander zugeschoben, bis der Zorn der Tiere aufs äußerste gereizt war; dann wurden die Kasten auf ihren ursprünglichen Platz zurückgezogen, und die beiden Vordergitter zu gleicher Zeit in die Höhe gehoben. Pfeilschnell stürzten die beiden Kämpfer heraus, doch nicht gegeneinander; jeder nahm des anderen Platz ein und schüttelte und spreizte das Gefieder, gleichsam, um sich erst zum Kampfe zu rüsten; wie Stacheln stiegen die Brustfedern in die Höhe, die Augen glühten, und mit einem heiseren Krächzen erhoben sich beide zugleich, umkreisten die Bahn und stießen in der Mitte derselben so heftig gegeneinander, daß beide zurücktaumelnd zu Boden stürzten. Aber rasch erhoben sie sich wieder und faßten jeder vor seinem Käfig festen Fuß. Ein Moment verging so, in welchem sie tief Atem schöpften, dann schritten sie mit zur Erde gebeugtem Kopf, mit langgestrecktem Halse und weit ausgebreiteten Flügeln in großen Kreisen umeinander her; diese Kreise wurden immer enger, die Köpfe hoben sich mehr und mehr empor, die Flügel zogen sich ein; auf zwei Fuß Länge nahe trat der graue Vogel plötzlich einen Schritt näher, und den Hals energisch ausstreckend, stieß er so heftig mit dem Schnabel gegen die Brust des Gegners und biß so scharf zu, daß, als er den Kopf zurückzog, die weißen Federn des Angegriffenen ringsumher in den Kreis flogen. In demselben Augenblicke aber hatte dieser sich emporgerichtet, die Flügel weit ausgebreitet und mit denselben einen so kräftigen Schlag nach dem Angreifer geführt, daß dieser sichtlich erbebte; doch diente der Schlag nur dazu, seinen Mut zu erhöhen, und mit grimmigen Bissen fielen sich die Kämpfer nun gegenseitig an. So währte dieser Kampf mit Schlagen und Beißen gut zehn Minuten, in denen die Gegner sich bald näherten, bald scheu einige Schritte voneinander rückwärts

taumelten, um sich dann mit neuer Wut wieder anzugreifen; jetzt aber drängten sie hart gegeneinander, Brust war fest gegen Brust gepreßt, die Füße stampften gewaltsam, während die ausgebreiteten Flügel mit geradezu majestätischer Gewalt aufeinander einschlugen und einen starken Zugwind in dem Raume erzeugten, während die Köpfe aufeinander einfuhren und die Hälse einander zu umschlingen bemühten. Nach langem Hin- und Herschwanken gelang letzteres Manöver endlich dem weißen Kämpfer; er riß den umwundenen Hals des Gegners an sich, den Leib desselben zu Boden und warf sich über ihn, doch jetzt sprang der Besitzer mit einer spitzen Stange auf den Kampfplatz, steckte diese zwischen die umschlungenen Hälse, stemmte sich darauf und schlug mit einer Gerte so lange auf den weißen Sieger, bis sich dieser dem Gegner entwand und in seinen Käfig floh, der sogleich geschlossen wurde. Der graue Besiegte aber blieb an dem Boden sitzen, er schien halb erwürgt zu sein und konnte nur allmählich Luft gewinnen.

Der Besitzer untersuchte nun die Kämpfer. Der graue Vogel hatte viele Federn verloren, blutete auch aus mehreren Wunden, doch war er nicht lebensgefährlich verletzt; der weiße Vogel zeigte nur eine Wunde an der Brust, welcher noch immer Blut entfloß, doch erklärte der Eigentümer, keine der Wunden sei bedeutend.

Der Maler sagt in seiner Schilderung: „Das Schauspiel war im höchsten Grade aufregend, und die englischen Hahnenkämpfe sind nicht damit zu vergleichen, da sie gegen den Gänsekampf etwas Kindisch-Lächerliches haben. Auf meine Frage, ob er, nach Art der Hahnenkämpfe, die Füße der Gänse nicht bewaffne, erklärte der Besitzer, daß das bei Gänsen überflüssig und untunlich sei, weil die Gänse so große Kraft in den Füßen besäßen, daß, wenn sie fest die Brust des Gegners damit bedrücken, sie ihn zu ersticken im stande sind; bewaffnete Füße würden sie auch am Aufschwingen hindern und dadurch den Kampf uninteressanter machen." C. T.

Gemütvolle Teilnahme. — Der Marschall Mac Mahon war auf einer Inspektionsreise in einer mittleren Stadt

Frankreichs abgestiegen und wurde in dem Hotel, in welchem er wohnte, von einer heftigen Krankheit ergriffen. Der Arzt, den man hinzugezogen, schüttelte bedenklich den Kopf und erlaubte dem Patienten unter keinen Umständen, seine Reise fortzusetzen.

Eine Dame, welche in demselben Hotel wohnte, wollte eben abreisen, als sie die kritische Lage des Marschalls erfuhr. Sie verschob sofort ihre Abreise, blieb und erkundigte sich mehrmals täglich in angelegentlichster Weise nach dem Patienten. Der Wirt glaubte aus ihren ängstlichen Fragen zu entnehmen, daß sie den Marschall genau kenne.

Nach etwa drei Wochen wurde Mac Mahon außer Gefahr erklärt, und diese freudige Nachricht auch der Dame übermittelt. Als diese erfahren hatte, daß der Marschall wieder genesen werde, gab sie sofort Befehl, man solle ihr die Rechnung bringen, da sie die Absicht habe, noch in derselben Nacht abzureisen.

„Ich bin sehr enttäuscht," sagte sie zu dem Hotelwirt, während sie in den Wagen stieg, „denn ich hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, einmal einem großen militärischen Begräbnis beiwohnen zu können." L–n.

Das Telephon im Dienste der Forschung. — Das Telephon hat nicht allein dem gesprochenen Worte elektrische Schwingen verliehen, wie sie der Telegraph dem geschriebenen Buchstaben schon seit längerer Zeit zur Verfügung stellt, sondern es ist zu einem Hörapparat geworden, mit welchem man die feinsten Tonschwingungen in ähnlicher Weise hören kann, wie man im stande ist, mit dem Mikroskope die kleinsten Dinge zu sehen.

Das Telephon zeigt elektrische Ströme an, welche auf die bisherigen Galvanometer wegen ihrer Geringfügigkeit nicht mehr einwirken. Die Verdichtung des Wasserdampfes in der atmosphärischen Luft erzeugt schwache Ströme, die dem Telephon zugeführt werden, in welchem sie ein eigentümliches Geräusch erzeugen, das Ähnlichkeit mit dem Knirschen besitzt, das man vernimmt, wenn eine Stange Zinn unmittelbar vor der Ohrmuschel gebogen wird. Während

der Nacht, wenn die Luft sehr feucht ist, erreichen diese Ströme ihre größte Intensität. Das Niederfahren von Blitzen, einerlei ob dieselben nahe oder entfernt sind, ist stets von einem charakteristischen Geräusch im Telephon begleitet, das genau in dem Momente auftritt, in welchem der Blitz gesehen wird. Man kann daher im Telephon das von keinem Donner begleitete Wetterleuchten „hören" und die elektrischen Entladungen eines entfernten Gewitters mit größter Genauigkeit zählen, zumal das Telephon auch Entladungen anzeigt, deren Lichtschein von Wolken bedeckt wird. Das betreffende Geräusch im Telephon besteht gewöhnlich in einer Art von Knistern, das sich aus einer schnellen Reihenfolge elektrischer Stöße von sehr verschiedener Stärke zusammensetzt und sich mit dem eines schwedischen Zündholzes vergleichen läßt, das an der Schachtel gerieben wird.

Die Gesamtdauer des Knisterns übersteigt selten die Zeit einer halben Sekunde. Zuweilen wird auch nur ein einzelner elektrischer Schlag, wie von der Entladung einer Leidener Flasche, gehört.

Ebenso wie die elektrischen Ströme der Atmosphäre, werden auch die Erdströme im Telephon hörbar. Die Erschütterungen des Bodens, welche in vulkanischen Gegenden Störungen der Erdströme bewirken, sind meistens so schwach, daß das unbewaffnete Ohr sie nicht vernimmt, und das Seismometer, welches Erdstöße und Schwankungen angibt, von ihm nicht beunruhigt wird. Dagegen bringt das Mikrophon am Telephon die schwächsten Erschütterungen deutlich zu Gehör, welche die fortwährende Tätigkeit der vulkanischen Kräfte begleiten.

Dem Meteorologen, dem Geologen, dem Physiker, dem Astronomen und dem Physiologen ist das Telephon bereits ein wichtiges Hilfsmittel der Forschung geworden, und es steht noch zu erwarten, daß die durch diesen Apparat ermöglichte Erweiterung der Grenzen des Gehörs fernerhin Veranlassung zu zahlreichen Wahrnehmungen wird, welche die Erkenntnis der Natur bedeutungsvoll fördern. C. T.

Das öffnende Dekokt. — Einst war Kardinal Belay, dessen Arzt der bekannte französische Satiriker Rabelais war, krank, und an seinem Krankenbette waren mehrere Ärzte zu einer Beratung versammelt. Sie wurden dahin einig, daß Seiner Eminenz ein öffnendes Dekokt (Absud) zubereitet werden müsse. Rabelais, der mit seinen gelehrten Kollegen diesmal gar nicht einig war, entfernte sich schweigend, ließ auf dem Hofe ein großes Feuer machen, einen Dreifuß darüber stellen und darauf einen Kessel voll Wasser setzen. Dann warf er alle Schlüssel, die er finden konnte, in den Kessel, zog des Koches weiße Jacke an, setzte dessen Mütze auf, und dann rührte er mit einem Stocke die Schlüssel energisch durcheinander, als wolle er sie zum Kochen bringen. Als seine Kollegen auf den Hof kamen und seine sonderbare Hantierung sahen, fragten sie ihn verwundert nach dem Grund derselben.

„Meine Herren," sagte er, „ich folge nur Ihrem weisen Beschluß, und ich weiß nichts, was besser zum Öffnen dienen kann, als die Schlüssel!"

Glücklicherweise wurde der Kardinal auch ohne „öffnendes Dekokt" gesund. C. T.

Wo man Langeweile kennen lernt. — Im Verlaufe einer lebhaften Unterhaltung Friedrichs des Großen mit d'Alembert und Lord Marschall kam man auch auf die Langeweile zu sprechen, und der König äußerte, er habe noch nie eine zutreffende Erklärung von diesem Übel erhalten können. Vielleicht vermöge einer der Herren eine solche zu liefern.

„Ebensowenig wie Eure Majestät," gab d'Alembert zur Antwort, „sind wir, Mylord und ich, mit dieser Krankheit vertraut. Aber Eure Majestät würde am leichtesten zu einer genauen Kenntnis derselben gelangen können."

„Und wodurch?" fragte Friedrich.

„Wenn Majestät die beabsichtigte Reise an die europäischen Höfe ausführen," versetzte d'Alembert, „so werden Sie der Langeweile sicherlich so oft begegnen, daß Sie sie bald ganz genau kennen werden." J. W.

Ein Ball der Hunde. — Der Graf von Morny, der Halbbruder Napoleons III., galt für einen der elegantesten Kavaliere am Pariser Hofe, und deshalb hatte ihm auch die Gräfin Somoilow, die sich durch ihre Leidenschaft für Musik und für Hunde einen Namen gemacht hatte, die Hand gereicht. Eines Tages gab sie einen Ball für Hunde. Ihre sechs eigenen King Charles-Hunde bildeten den Mittelpunkt, um den sich die übrigen Vierbeiner, die eines besonderen Rufes genossen, eingefunden hatten. Jeder Eingeladene hatte die Befugnis, seinen Besitzer mitzubringen. Man gab den Tieren eine Mahlzeit und verschönerte diese noch dadurch, daß am Schlusse derselben ein Ball dressierter Hunde stattfand.

Plötzlich aber entstand ein großer Tumult; die Gräfin Somoilow schrie laut auf und stürzte sich auf eine Bulldogge, die eben einen ihrer Kings Charles-Hunde abgewürgt hatte. Das war das Ende des Hundeballs. C. T.

Die enttäuschte Kleine. — Als Lord Roseberry nach Amerika fuhr, um die staatlichen Einrichtungen der Vereinigten Staaten kennen zu lernen, wurde ihm zu Ehren in New York ein großes Gastmahl veranstaltet. Diesem wohnte auch die zehnjährige Tochter eines seiner amerikanischen Freunde bei.

Das Kind starrte den Fremden eine ganze Weile neugierig an, dann wandte es sich an ihn mit der Frage: „Sind Sie wirklich ein englischer Lord?“

„Ja, mein Kind,“ versetzte Roseberry.

„Ich habe mir oft gewünscht, einen echten englischen Lord zu sehen,“ fuhr die Kleine fort.

„Na, und jetzt bist du wohl nun endlich zufrieden?“ fiel Roseberry lachend ein.

„Nein, jetzt bin ich recht enttäuscht,“ lautete die Antwort. L-n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Seide porto- u. zollfrei

versenden wir direkt an Jedermann in wundervoller Auswahl unter Garantie für gutes Tragen. Wundervolle Neuheiten in schwarz, weiß und farbig in allen Preislagen schon von 95 Pf. an. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 ₰

Moderne Bureau-Möbel; amerik. Schreibtische, zusammensetzbare Bücherschränke, Jalousieschränke für Akten und Noten, Registraturen etc. in großer Auswahl.

Eigenes Transitlager für Export. | Illustrierter Katalog gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN ✦ KÖLN.

S. J. Arnheim = Berlin N. 20

Hofkunstschlosser Sr. Majestät des Kaisers und Königs
K. u. K. Oesterreichisch-Ungarischer Hoflieferant

Aelteste und grösste Fabrik für Geldschrank- und Tresor-Bau

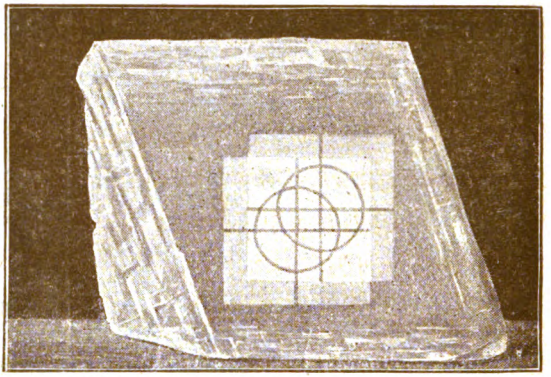
Spezialität: „Stahlkammern — Safes“

Lieferant der Reichsbank, Königl. Seehandlung, Deutschen Bank, Disconto-Gesellschaft, Dresdner Bank, Bank für Handel und Industrie, Berliner Handelsgesellschaft und der grössten Finanz-Institute Deutschlands, Russlands, Italiens, Oesterreich-Ungarns, Schwedens, Norwegens etc.

Begründet 1833.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Doppelspat.

Schätze der Erde.

Entstehung, Gewinnung und Verwertung der interessantesten Stoffe aus allen Gebieten der Natur.

Ein Handbuch für jedermann, insbesondere für die reifere Jugend.

Von **Dr. Richard Blochmann.**

Mit vier Tondruckbildern und zahlreichen Textillustrationen.

Elegant gebunden 6 Mark.

Dem großen Kreise der Naturfreunde aller Stände, insbesondere auch unsrer heranwachsenden Jugend, ist dieses Buch gewidmet. In unsrer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften zu hoher Blüte gediehen sind und deren Kenntnis für jedermann von großem praktischen Wert ist, gewinnt alles das, was Mutter Natur uns schenkt, was sie im endlosen Kreislauf der Dinge hervorbringt, erhöhtes Interesse. Unser Buch „Schätze der Erde" beantwortet die wichtigsten der vielen Fragen, die sich dem die Natur aufmerksam betrachtenden Menschen entgegendrängen. Die Vielseitigkeit der Gebilde aus der toten Natur und aus dem Reiche des Lebens, deren geheimnisvollen Aufbau, die ungeheure Zahl der Produkte, welche die schaffende Hand des Menschen der Erde abgerungen, ihre Gewinnung und Verwendung im Dienste der Kultur führt das Buch in gemeinverständlicher, fesselnder Weise in Wort und Bild vor. Es ist **ein ausserordentlich nützliches und wertvolles Buch,** das in allen Kreisen, nicht zum mindesten auch in denen der Schule, lebhaften Beifall findet.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Allen Freunden schwäbischen Humors empfehlen wir die bei uns erschienenen Werke:

Aus 'em scheine Hohelohe

'em alte Gäwele serrer Haamet.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich
vum
Wilhelm Schrader,
eme alte Naiestaaner.

Zweite Auflage. Preis broschiert 2 Mark.

Bamm alte Gäwele.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich
vum
Wilhelm Schrader,
eme alte Naiestaaner.

Dritte Auflage. Preis broschiert 2 Mark.

1848.

Ähringe und Naiestaan im Johr Achtevärzich.

Von
Wilhelm Schrader.

Preis broschiert 2 Mark.

Diese Bändchen bieten jedem Kenner schwäbischen Dialektes und schwäbischer Eigentümlichkeiten eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung.

e meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 864 I

WILSON
ANNEX